D Gustav Frenssen

Dorfpredigten

Gesamtausgabe

Library of

Wellesley College.

Purchased from
The Horsford Fund.

No. 77133

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/dorfpredigten00fren

Dorfpredigten

von

Gustav Frenssen.
Dr. theol.

Gesamtausgabe
(Ein vollständiger Jahrgang)

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht

H
77133

BX
8066
F7D6

Inhaltsverzeichnis zum ganzen Jahrgang

(1.—3. Band).

Das Register nennt die durch das Gesamtwerk laufenden Seitenzahlen, welche sich im 2. und 3. Bande (von der 3. Auflage ab) **am unteren Rande** befinden.

		Seite
Vorwort		3
1. Advent	Der Sturm aufs Himmelreich	195
2. „	Jesus kam	5
3. „	Vom Glück	202
4. „	Du mußt umkehren	379
Weihnachtsabend	Es wurde ein Kind geboren	211
Weihnachten	Weihnachtsstimmung	15
2. Weihnachtstag	Was es mit dem Kinde auf sich hat	385
Sonntag nach Weihnachten	Von dem Herzen Gottes	394
Altjahrsabend	Die Stunde des Pächters	402
Neujahr	Wir sind in Gottes Händen	27
Sonntag nach Neujahr	Es ist ein Licht erschienen	412
1. Sonntag nach Epiph.	Christen in der Mühe	215
2. „ „ „	Jesus predigt in Nazareth	36
3. „ „ „	Fromme Leute	421
Septuagesimae	Es ist der Mühe wert, ein Christ zu sein	43
Sexagesimae	Vom rechten Stolz	223
Estomihi	Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden	232
Invocavit	Das Vaterunser	428
Reminiscere	Petrus	241
Oculi	Von der Wahrheit und wie es ihr in der Welt ergangen ist	253
Lätare	Jesus vor Pilatus	51
Judica	Konfirmationsansprache	435
Palmarum	Der Palmenzug	262
Gründonnerstag	Was fangen wir an?	272
Stillfreitag	Stillfreitag	61
Ostern	Die Jünger von Emmaus	70
2. Ostertag	Osterfreude	278
Quasimodogeniti	Von der großen Dummheit	441

		Seite
Misericordias Domini	Von den zwei Wegen	450
Jubilate	Vom Wachsen des Reiches Gottes	459
Cantate	Der Christ unterwegs	468
Rogate	Vom Beten	81
Himmelfahrt	Wir werden auch Himmelfahrt halten	288
Exaudi	Des Heilands Eidgenossen	296
Pfingsten	Pfingsten, das Fest der That	89
2. Pfingsttag	Was ist die Bedeutung dieses Festes?	304
Trinitatis-Sonntag	Gottes Haus und Hausgenossen	98
1. Sonntag nach Trin.	Die ersten Erlebnisse des Heilands	477
2. „ „ „	Die Stadt am Strand hat Gott gesehn	314
3. „ „ „	Zwei Kinder Gottes	108
4. „ „ „	Vom Urteilen und Richten	321
5. „ „ „	Die Mission	329
6. „ „ „	Vom Himmelreich	117
7. „ „ „	Der Mensch ein Knecht	125
8. „ „ „	Weltanschauung	485
9. „ „ „	Von der köstlichen Perle	134
10. „ „ „	Durst	338
11. „ „ „	Von Liebe und Gnade	143
12. „ „ „	Vom Helfen und Heilen	493
13. „ „ „	Vom Geben	500
14. „ „ „	Menschenleben	510
15. „ „ „	Die Zeit	518
16. „ „ „	Das rechte Lebenswerk (Abschiedspredigt)	526
17. „ „ „	Unser Erntedank (Erntefest)	163
18. „ „ „	Du bist nicht fern vom Reiche Gottes	346
19. „ „ „	Von den tiefsten Dingen	534
20. „ „ „	Die Hochzeit des Königssohns	153
21. „ „ „	Von der Herrlichkeit des Dienens	355
Reformationsfest	Wir freuen uns über Luthers Werk	172
Bußtag	Gott und Mensch	365
Totenfest	Unsre große Hoffnung	180

Verzeichnis der behandelten Stellen (Band I—III).

Die den Verszíffern folgenden Zahlen geben die am unteren Rande befindlichen, durchlaufenden Seitenzahlen an, die eingeklammerten die Seitenzahlen der ersten Auflage der ersten zwei Bände.

Psalm **31**, 15—16a 27 (I 23); **118**, 28—29 163 (I 159); **119**, 133—134 172 (I 168).

Jesaja **9**, 1 412.

Evang. n. Matth. **3**, 1—3 375; **5**, 17—26 117 (I 113); **6**, 9—13 428; **7**, 7—11 81 (I 77); **7**, 16—23 365 (II 172); **9** 35—**10**, 8 493; **9**, 35—38 526; **11**, 1—15 195 (II 1); **13**, 42—44 134 (I 130); **21**, 1—11 262 (II 69); **22**, 1—14 153 (I 149); **25**, 14—30 402; **27**, 15—31 51 (I 47); **28** 278 (II 85).

Evang. n. Mark. **1**, 21—45 477; **2**, 13—17 314 (II 120); **2**, 23—**3**, 6 421; **4**, 26—29 459; **6**, 34 394; **10**, 13—16 485; **10**, 35—45 355 (II 162); **12**, 28—34 346 (II 154); **12**, 41—44 500; **14**, 66—72 241 (II 48); **15**, 21—47 61 (I 57).

Evang. n. Luk. **2**, 385; **2**, 1—20 15 (I 11); **2**, 30 436; **4**, 14—30 36 (I 32); **6**, 36—42 321 (II 128); **7**, 36—50 143 (I 139); **15**, 11—32 108 (I 104); **16**, 1—8 441; **19**, 1—10 383 (II 145). **24**, 13—35, 70 (I 66).

Evang. n. Joh. **3**, 1—21, 202 (II 9); **8**, 31—34 450; **15**, 9—12 272 (II 78); **15**, 26—**16**, 4 296 (II 103); **18**, 36—38 253 (II 59).

Apostelgesch. **1**, 1—11 288 (II 95); **2**, 1—13 304 (II 111); **2**, 1—14a u. 37—41 89 (I 85).

Römer **6**, 19—23 125 (I 121); **8**, 18—21, 535; **15**, 4—13 5 (I 1).

1. Kor **9**, 24—27 43 (I 39); **12**, 31—**13**, 13 232 (II 39).

2. Kor. **3**, 17—18 510; **11**, 21—**12**, 10 223 (II 29).

Eph. **2**, 19—22 98 (I 94); **5**, 15—21 518.

Philipper **1**, 12—21 215 (II 17).

1. Thessal. **4**, 13—18 180 (I 176)

1. Thimoth. **2**, 4 329 (II 136).

1. Petri **2**, 11—17 468.

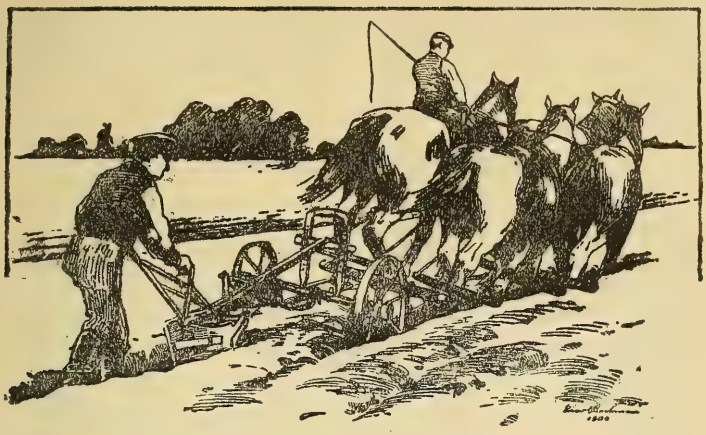
Dorfpredigten

von

Gustav Frenssen.

Erster Band
11. Auflage
(25.—27. Tausend)

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1910.



Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Es giebt viele Predigtsammlungen, welche zu den zahlreichen Leuten reden, die in der christlichen Weltanschauung wohnen wie in ihrer eignen Stube; aber wenige, welche zu jenen zahlreicheren Leuten sprechen, die in die Kirche kommen wie in eines fremden Mannes vornehmes Haus.

Es giebt viele Predigtsammlungen, die gelehrt sind, oder trocken nüchtern oder langatmig; aber wenige, in denen Gottes Wort und die tägliche Not und Freude der Menschen, mit einander vermengt, in raschen Gedankengängen und bunten Bildern dargeboten werden.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

			Seite
1.	2. Advent	„Jesus kam“	5
2.	Weihnachten	„Weihnachtsstimmung“	15
3.	Neujahr	„Wir sind in Gottes Händen“	27
4.	2. n. Epiphanias	„Jesus predigt in Nazareth“	36
5.	Septuagesimae	„Es ist der Mühe wert, ein Christ zu sein“	43
6.	Laetare	„Jesus vor Pilatus“	51
7.	Charfreitag	„Stillfreitag“	61
8.	Ostern	„Die Jünger von Emmaus“	70
9.	Rogate	„Vom Beten“	81
10.	Pfingsten	„Pfingsten, das Fest der That“	89
11.	Trinitatis-Sonntag	„Gottes Haus und Hausgenossen“	98
12.	3. n. Trinitatis	„Zwei Kinder Gottes“	108
13.	6. n. „	„Vom Himmelreich“	117
14.	7. n. „	„Der Mensch — ein Knecht“	125
15.	9. n. „	„Von der köstlichen Perle“	134
16.	11. n. „	„Von Liebe und Gnade“	143
17.	20. n. „	„Die Hochzeit des Königssohns“	153
18	17. n. „	„Unser Erntedank“	163
19.	Reformationsfest	„Wir freuen uns über Luthers Werk“	172
20.	Totenfest	„Unsere große Hoffnung“	180

Verzeichnis der im ersten Bande behandelten Stellen . . . 190

Jesus kam.

2. Advent. — Brief an die Römer 15, 4—13.

Liebe Christen . . Weihnacht steht vor der Thür. Das ist die Thatsache, die diesen Tagen und Wochen ihre besondere Farbe giebt. Wenn du mit den Deinen am Tisch unter der Lampe sitzst, dann weiß ich, daß bald das Wort fällt: „Nun dauerts nicht lange: dann ist Weihnacht". — Wenn du in diesen Tagen mit deinem Nächsten redest, wenn du in Gesellschaft sitzest, was wird geredet? „Weihnacht ist nahe!" — Wenn da eine Mutter ist, eine treue, gottesfürchtige Mutter, was grübelt sie? Daß sie den Ihren ein gemütliches, freundliches Fest bereite. — Wenn da Traurige sind, die ein Glied der Familie verloren haben, was denken sie? Daß der Heimgegangene ihnen am Weihnachtsabend fehlen wird. — Weihnacht kommt! Davon redet man, daran denkt man; das liest man in den Zeitungen; das Wort hört ihr jetzt auch im Gottesdienst: „Weihnachten kommt!"

So müssen wir denn über dies „Weihnachten" nachdenken. Wir, die wir Christen sind, haben vor Gott und Menschen die Pflicht, besinnliche Leute zu sein und uns zu fragen: was hat das auf sich: „Weihnacht?" Andre, unzählige Menschen, tausende von Gelehrten darunter, mögen sich bei dem Wort „Weihnacht" garnichts denken. Sie mögen glauben, Weihnacht zu feiern, wenn sie die Festtage träge umherliegen oder ins Wirtshaus gehn oder um den Tannenbaum springen. Für uns, als Christen und verständige Leute, schickt es sich, daß wir nachdenken und fragen: was ist Weihnacht?

So gebe ich nun kurze Antwort: Weihnacht ist erstens eine alte Geschichte, und wer nicht über diese alte Geschichte

nachgrübelt, der soll nicht sagen, daß er Weihnacht feiert. Weihnacht ist zweitens eine Herzenssache, und wem die Sache nicht zu Herzen geht, der soll nicht sagen, daß er Weihnacht feiert. Die Geschichte aber ist diese: Jesus kam. Die Herzenssache aber ist diese: Jesus kam für dich.

Text: Brief an die Römer 15, 4—13.

Jesus kam I. als Erfüller großer Hoffnung, II. als Retter aus großer Not, III. er kam für dich.

Es ist euch allen bekannt, daß das deutsche Volk Jahrhunderte lang zerrissen und erniedrigt gewesen ist. Ihr habt von den bösen Zeiten gehört, als von Westen her die Franzosen, von Osten die Russen, von Norden die Schweden und Dänen, und von Süden über die Alpenberge römische Falschheit gekommen sind und an sich gerissen haben, was ihnen wehrlos preisgegeben war. Sechshundert Jahre lang sind fremde Völker gekommen und haben die deutschen Weizen- und Roggenfelder und die deutsche Ehre zertreten. Aus diesen Zeiten sind uns Bücher erhalten, in denen ausgezeichnete, ernste und kluge Männer über den Jammer des Landes reden, der ihnen das Herz zerriß. Aber zugleich, indem sie klagen, sprechen sie die Hoffnung aus, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo die deutsche Nation einig und stark dastehn würde. So die Bücher. Unterdes ist das einfache, ungelehrte Volk nicht still gewesen; auch in ihm lebte dieselbe Hoffnung. Es ging eine Sage um im Volk, wie eine alte Frau, und erzählte, daß der letzte große Kaiser nicht gestorben sei, sondern in einem Berg verschlafen sitze und das Szepter wieder in die Hand nehmen werde, wenn seine Zeit gekommen . . . Ihr wißt alle, wie diese Hoffnung in Erfüllung gegangen ist. Deutlich und klar liegen die Ereignisse vor uns: wie der Kaiser auftrat, gleichsam aus der Vergangenheit und aus der Nacht auftauchend, ein Mann mit schon weißem Haar, und wie er das unglückliche Vaterland wieder einig und mächtig machte. Genau wie die Väter es gehofft hatten, genau, wie die weise Frau erzählt hatte: so

ist es in Erfüllung gegangen. — Nun, als Christ, was soll ich dazu sagen? Ich sage: Solche sittliche starke Volkshoffnung, ist Gottes Werk. Ich sage: Gott war es, der diese Hoffnung eingab, der also in geheimer Weise an der Volksseele arbeitete, und Gott war es auch, der „um der Wahrhaftigkeit willen" auch die Erfüllung gab.

Nun steht hier in dem Text: Jesus Christus ist ein Diener des Judentums gewesen, „um der Wahrheit willen Gottes, zu bestätigen die Verheißungen" . . . Liebe Christen, was diese deutsche Kaiserhoffnung im kleinen war, das ist die Christushoffnung des jüdischen Volkes im großen gewesen. Was diese deutsche Kaiserhoffnung im Staatsleben war, das ist die Christushoffnung im Seelenleben gewesen. Wenn Gott, wie wir als Christen glauben, bei der deutschen Kaiserhoffnung seine Hand im Spiel gehabt hat, wenn Gottes Hand es war und nicht die Hände von müssigen Träumern, welche diese Hoffnung in unserm Volke immer wieder zu Flammen schürte: dann hat Gott bei der Christushoffnung seine Hand noch viel mehr im Spiel gehabt. Er hat am Herd gestanden Jahrhunderte lang und gesorgt, daß die Flammen nicht starben.

Köstlich ist das Hoffen und Warten des Volkes Israel, köstlich, davon zu reden in heiliger Adventszeit. Es ist ein erschütterndes, wunderbares Bild, ganz durchleuchtet von Ewigkeitslicht. Das Volk Israel, das mitten im Herzschlag der damaligen Welt saß, das gewissermaßen die Welle des Weltrades war, erlebt die bunteste, wechselvollste Geschichte: die Stammväter leben als Fremdlinge unter wilden, heidnischen Völkern; in harter Knechtschaft entwickelt sich das junge Volk; durch die Schrecken der Wüste, wie durch eine harte Schule, kommen sie wieder in die Heimat; sie werden in furchtbare Not gestürzt, daß sie Volkstum und Glauben verlieren, und werden durch einen klugen und tapferen Volkskönig auf kurze Zeit ein mächtig Volk; endlich werden sie Spielball in der Hand großer, fremder Völker, fliegen von einer Hand in die

andere, wie von Kinderhänden geworfen: aber wie es ihm auch geht, ob hoch oder niedrig, arm oder reich, in Freude oder Jammer, immer wohnt und glüht, lacht und weint die Hoffnung: es wird Einer kommen und wird unserm Volk und allen andern Völkern Friede und Brot und selige Zeiten bringen. Meine Zuhörer ... was wollen wir als Christen dazu sagen? Wer brachte das fertig, daß diese Hoffnung ein Leben hatte von anderthalb Jahrtausenden? Die Menschen starben, ein Geschlecht nach dem andern; aber dieser Glaube erbte sich von Kind auf Kindeskinder: es gab nichts, das ihn töten konnte! ... Ich sage: Gott stand am Herd und schürte die Glut; oder wie es in der heiligen Schrift heißt: „die Männer Gottes haben geredet, getrieben vom heiligen Geiste". Gott gab die Hoffnung und Gott gab auch die Erfüllung. So wie hier steht: „Christus kam um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, zu bestätigen die Verheißungen, die den Vätern gegeben waren" ...

* * *

Jesus kam, als Retter aus großer Not. Das war das Zweite.

Ich muß noch einmal von Hoffnungen reden. Liebe Christen ... In den ältesten Urkunden der Menschheit, nämlich in einigen uralten Sagen und im ersten Buch Moses, da stoßen wir, auf der Schwelle der Menschengeschichte, auf zwei Dinge: auf die Erkenntnis einer großen Not, in der die Menschheit sich befindet, und auf die Hoffnung, daß ein Retter kommen und aus dieser allgemeinen Menschennot heraushelfen wird. Und diese beiden Gedanken gehen dann durch alle Jahrhunderte, bis Jesus kam. Die Völker aber, welche noch nicht an Jesus glauben: die Juden, die Völker Asiens und Afrikas, haben — nicht alle, aber viele — eine dunkle Hoffnung, daß eine Erlösung von allerlei Ungemach und Lebensbitterkeit kommen wird.

Es ging und geht in der Heidenwelt die Sage, daß ein golden Zeitalter kommen muß: da wird kein Hunger sein, kein

Streit, keine Ungerechtigkeit. Es wird ein Gott kommen oder ein Mensch, wie von Gott gesandt, und wird eine Erkenntnis mit sich bringen, die die verdüsterte unselige Welt mit hellem Licht erfüllen wird. In dieser Hoffnung und Erwartung, welche die Völker so erhob, so quälte, setzten und setzen sie neue Götter auf den Thron und stoßen sie wieder herunter, wenn sie der Not nicht abhelfen können. Diese Hoffnung und Erwartung war es, welche einst die klugen und feinen Griechen veranlaßte, in ihrer Hauptstadt eine Bildsäule zu setzen „dem unbekannten Gott." Diese Hoffnung und diese Erwartung ist es, welche den Häuptling in Ostafrika veranlaßt, seinem Holzgott die Peitsche zu geben. Er bringt ja weder Rat noch Rettung.

Und fürwahr: die heidnischen Menschen hatten wohl Ursache, nach Rat und Rettung auszuschauen; denn immer tiefer ging es hinein in den Sumpf. Es ging zuletzt bis an den Hals in die Not. Es gab keinen Glauben. Weißt du, was das bedeutet? Das heißt: rein oder unrein, keusch oder unkeusch, ein Wahrer oder ein Betrüger, ein Treuer oder ein Falscher, ein Segner oder ein Mörder: das ist alles gleichgültig. Und ist es gleichgültig, so laßt uns thun, was uns gefällt: da gefiel den Menschen das Gemeine. — Es gab keine Liebe. Weißt du, was das bedeutet? Das heißt: freundlich oder unfreundlich, Helfer oder Hasser, Bruder oder Sklave, Abel oder Kain: das ist gleichgültig. Und ist es gleichgültig: da wählten die Menschen das Hassen. — Es gab keine Hoffnung. Weißt du, was das bedeutet? Das heißt: Wir begraben den Leib und die Seele. Es ist kein Unterschied zwischen uns und dem Tier; nur daß wir aufrecht gehn und schlauer sind. Da sprachen die Menschen: „Dann laßt uns essen und trinken, lügen und an uns reißen, lachen und verzweifeln; denn morgen sind wir tot."

Liebe Christen! Ich kann es vor euch nicht ausreden, wie groß der Jammer der Welt war, wie entsetzlich die sitt-

liche Verkommenheit, wie die Menschen, die einen zu Tigern, die andern zu Schweinen wurden. Das war zu Jesu Zeit, daß die Menschheit am tiefsten stand. Tiefer konnte sie nicht mehr sinken. Sie war daran, im Schmutz zu ersticken. Es war die Zeit da, daß es nicht weiter so ging. Die Menschheit hatte Bankerott gemacht und hockte verzweifelt und fluchend auf der Schwelle des wüsten, verlotterten Hofes. Es mußte eine Hand aus den Wolken greifen und mit einer furchtbaren, übermenschlichen Kraft den ganz verfahrenen Wagen der Menschengeschichte nicht allein aus dem tiefen Schmutz heben, in dem er bis an die Achsen saß, sondern ihn auch umdrehen und ihm nach einem hoch und freigelegenen Land die Richtung geben. So weit war es gekommen, so herrlich weit hatten es die Menschen gebracht mit ihrem lächerlichen Hochmut, in dem sie mit weiser Miene an Gottes Gewissensgeboten gedeutelt und gefeilt hatten: „Sollte Gott gesagt haben? Sollte Gott wirklich gesagt haben?"

Andeuten will ich Einiges von dem Jammer und der Not. Einige Notschreie aus heidnischer Zeit sollt ihr vernehmen. Ich erinnere euch, daß unser Heiland, obwohl er nichts verbrochen hatte, was ehrenrührig war, und obwohl die weltliche Obrigkeit, wie sie selbst bekannte, keine Schuld an ihm fand, unter dem Jubel eines ganzen Volkes zu Tode gemartert wurde. Ich erzähle euch, daß zur Zeit unseres Herrn tausend Marterkreuze bei Rom errichtet wurden, um aufsässige Sklaven daran zu hängen, von den lebenden Fackeln in Neros Garten, und wie die Christen zum Schauspiel für die damalige erste Stadt der Welt den wilden Tieren vorgeworfen wurden. Ich erzähle euch, wie selbst die Klügsten und Besten im Volk in Bezug auf gute Sitte und Barmherzigkeit wie farbenblind geworden waren und grausam und sittenlos dachten und lebten; wie die Allerbesten, tiefe, feine Naturen, an der Zukunft des Menschengeschlechts verzweifelnd, freiwillig aus dem Leben gingen; wie aber die Götzenpriester

die unwissende, wie trunken hin und herwankende Masse des Volkes betrogen und verlachten. Ihr habt aber selbst oft gehört und gelesen, in welche jammervolle Not und Angst unsere Missionare hineinsehn, die in Indien und Afrika das Evangelium verkünden. Diese ganze Not in der Heidenwelt ist aber nicht eine Not einzelner Menschen, sondern eine allgemeine Volksnot. Es ist nicht Einzelelend, sondern Weltelend.

Liebe Christen! Ich weiß wohl, daß in der Welt auch jetzt noch viel Not ist und noch viel zu heilen übrig bleibt, obgleich das Evangelium schon neunzehnhundert Jahre an der Menschheit arbeitet. Ja, ich sage, daß oft genug das reine Evangelium selbst, in bösen und harten und engherzigen Menschenseelen verändert und verzerrt, dem Bösen in der Welt jammervollen Handlangerdienst hat leisten müssen. So war es zu der Zeit, da man die Andersgläubigen auf die Scheiterhaufen schleppte; so ist es noch jetzt, wo König Mammon so oft den Rock Christi angezogen hat und für die Not im Volk ein wenig billige Freundlichkeit hat, ein wenig Almosen, aber keine starke soziale Hilfe. Aber ist das Gottes Schuld oder die Schuld seines Evangeliums, wenn es langsam vorwärts geht, wenn wir noch lange nicht ganze Christen sind, wenn das Christentum noch jetzt in der Welt in Kinderschuhen geht? Wäre es leicht gewesen, die ganz verfahrene Welt auf den rechten, hohen Weg zu bringen, und wäre dieser Weg leicht und glatt zu fahren, dann fürwahr, dann wäre das jammervolle Kreuz auf Golgatha nicht nötig gewesen. Es muß aber nötig gewesen sein; und nötig wird noch viel Arbeit des Geistes Gottes sein, bis die Christenheit christlich geworden und die Heidenwelt zu Jesus gekommen ist.

Aber dennoch, trotz dieser Übel, die noch vorhanden sind, ist ungeheuer großes und herrliches geschehen und noch im Werke, und größeres noch wird geschehn. Jesus ist allen Völkern, die ihn angenommen, ein Helfer aus großer Not geworden. Er hat in der That das vollbracht mit seinem gewaltigen

Wesen, mit seiner Hirtentreue und seinem Tod, daß er die Welt, die in Fiebern und Todesängsten lag, an die warme Sonne führte, ihr kraftvolle Nahrung und neuen Mut zum Guten gab und sie auf den Weg der Genesung brachte. Sein Name ist Fahne, Heerruf und Sammelpunkt für alles Gute und Gerechte, Treue, Reine und Mutige; und er ist es, der immer dafür sorgt und sorgen wird, daß das Böse in der Welt ein unruhig Gewissen und Judasaugen hat. Was soll ich davon reden, daß er den Kranken Häuser gebaut und den Alten Renten gegeben und der Lahmen und Blinden und Irren sich angenommen hat? Hat nicht sein Freund, der barmherzige Samariter, viele Tausend barmherzige Schwestern bekommen? Rot ist sein Kreuz und hilft den Verwundeten; schwarz ist sein Kreuz und lobt, die bereit waren, für ihre Freunde zu sterben, weiß ist sein Kreuz und streitet, daß die Menschen reines Herzens werden. Er hat unzählig Vielen ein gutes Vertrauen zu Gott gegeben. Er giebt uns viel Mut für unsere und unserer Kinder Zukunft. Er stellt große göttliche Verheißungen als helle Lichter auf unsere Särge; und er ist es, der uns die Kraft des Glaubens giebt, auf unsre Gräber zu schreiben: Wiedersehn . . . . fürwahr, das ist alles wahr, was hier steht: „Er steht als Panier mitten unter den Völkern . . es sollen ihn loben alle Völker . . auf ihn sollen die Heiden hoffen." Fürwahr . . . er kam als Retter aus großer Not.

* * *

Jesus kam für dich! Das war das Dritte.

Mein Christ! Die äußeren Segnungen des Christentums, den äußern Erfolg von Jesu Lebensarbeit genießen freilich alle Menschen in der ganzen Christenheit, auch die, welche nicht an ihn glauben. Es ist eine Thatsache, die nur ein Gedankenloser übersieht, daß alle Menschen in der ganzen Christenheit Jesus dankbar sein müssen. Auch die, welche die Augen vor ihm verschließen, wandeln in dem strahlenden

Feuerschein, den er auf die Erde geworfen hat. Er zeigt sich ihnen an allen Ecken und Enden als der Eroberer der Herzen. Wo sie gehn nnd stehn, nehmen sie viel Gutes aus seiner Hand, als da ist: manche christliche Anschauung, viel Anregung zum Guten, das Lob des guten Gewissens, die Strafe des bösen, die Segnungen der Volksschule, der Gemeinde, der Kirche, des Staates, welche alle christlichen Charakter tragen. Darum steht es so: Alle, die in der Christenheit wohnen, müssen von Rechtswegen in diesen Wochen aus Trott und Träumen auffahren, die Köpfe heben und sagen! „Jesus kam!" Das ist Pflicht; das ist Anstandssache.

Aber dabei sollst du nicht stehen bleiben. Dir steht Jesus schon viel näher, für dich bedeutet das Wort „Jesus kam" viel mehr. Dir klingt das Wort wie brausender Wind; dich sieht das Wort mit Feueraugen an. Schon auf der Schulbank machte sein Gottvertrauen, sein Helfersinn, seine Reinheit, sein Tod einen tiefen Eindruck in dein Herz; und wenn der Eindruck später abgeschwächt ist, verschwunden ist er nicht. In manchem Gang zur Kirche und zum Abendmahl hast du gefühlt: Bei ihm ist Gericht, Richtweisung, Stärkung und Hebung aller geistlichen und sittlichen Kräfte, die in dir sind. Ja, er kann Kräfte des Guten, die wie tot in dir lagen, wachrütteln und schütteln. Dann sehn sie dich mit reinen Augen an. Ich sage es dir kurz: In deiner Seele, in ihrem Allerheiligsten, lebt der Glaube, daß Jesus der starke und einzige Helfer deines Lebens ist, und daß es nimmer, nimmer gut geht, wenn dein Lebenswandel gegen ihn ist. Und wenn in deinen letzten Stunden nicht seine Versprechungen deine Hoffnung sind, dann werden jene Stunden ohne irgendwelche Hoffnung, dann wird jene Nacht ohne einen hellen Schein sein. Siehst du! für dich bedeutet es etwas, dies Wort des Textes: „Jesus kam." Nach deinem Glauben kam er nicht nur in die Welt, sondern er kam in dein Leben, in deine Seele; er kam für dich.

In euren Häusern werdet Ihr zum Feste rüsten. Diele und Stube wird sauber gefegt werden; der Tisch wird eine neue Decke bekommen und das Kind ein neues Kleid. Ihr werdet Besuch erwarten. . . Jesus kam für dich? Dann weißt du, wie du zu dem Feste rüsten mußt, das wir erwarten. Jene, die für ewige Fragen keine Antwort suchen, die heben so im Gehn die Köpfe und reden wie im Traum: „er kam," und traben weiter. Du aber sollst mit deiner Seele heiße Zwiesprach halten. „Er kam für mich?" Um meinetwillen sprangen in der geheimnisvollen Bethlehemsnacht die Thore des Himmels auf? Daß es in mir hell würde, darum flog Feuer vom Himmel? Mich zu erhöhn, ward er ein Mensch? Er kam für dich, Seele, und bat dich, daß du Glauben und Liebe und Hoffnung in deinem Leben festhieltest? Er bat dich, daß du nicht verbittert würdest, auch nicht hart, auch nicht unrein, auch nicht friedlos? Und was am schwarzen Freitag auf Golgatha geschah, das unfaßliche, grauenvolle, das geschah für dich? Seele, auf! Du mußt wahrhaftig blanke Augen haben und Mut zum Guten. Du mußt dich noch mehr reinigen; du mußt dich schmuck machen, Seele! Zum Fest mußt du dich fein machen. . . Er kam, er kam für dich? Ich bin noch nicht rein genug! Die Liebe zu den Menschen muß noch zunehmen; und die Treue gegen die Familie und im Beruf muß noch größer werden! Und ich bin am Ende meiner sittlichen Kraft. . . Dann bete, Seele! So beten wir:

Wie soll ich dich empfangen . . .
Herr! Wie begegn' ich dir?
O, aller Welt Verlangen,
Du kommst ja auch zu mir.
O, Jesu, Jesu, zünde
mir selbst die Fackel an,
damit ich recht ergründe
was dich erfreuen kann.

Wohlan! Mit diesen Gedanken wollen wir dem Fest entgegen gehn: Jesus kam als Erfüller uralter Menschenwünsche, als Retter aus großer Menschheitsnot . . . und stehn bleiben bei dem Dritten: Er kam für mich. Amen.

Weihnachtsstimmung.

Weihnacht. — Evangelium nach Lukas 2, 1—20.

Das Fest ist wieder da. Wenn auch kein Schnee draußen auf dem Felde liegt, oder auf den Dächern unserer Häuser, oder auf den Gräbern: so ist uns doch weihnachtlich zu Mut. Es ist etwas in unsere Seele geflogen, wie ein Vöglein in eines Baumes Zweige fliegt. Nun singt es ein wunderbares uraltes Lied: von Gottes Liebe, von armen Hirten in der Nacht, von Engelsflügeln, welche die Nacht erhellen. Es ist zu dir getreten wie Engelsgestalt mit tiefen, guten, heiligen Augen und hat dir zugenickt — die Locken schimmerten von heimlichem, himmlischen Licht — „komm mit“ . . . und hat dich mitgenommen durch die stille Dämmerung, in welcher der Herr geboren wurde.

Da warst du in deiner Jugend. — Du warst ein so glücklich Kind. Deine Eltern die besten auf der Welt, dein Elternhaus voll von geheimnisvollen Ecken, und die Stube so gemütlich, und du kleines Menschenkind zwischen Vater und Mutter . . . Und die Tage wurden kürzer, und die Mutter knöpfte dir die Jacke fester, und deine Füße versanken in Schnee, und ein Wagen mit Tannenbäumen fuhr durch das Dorf . . . Und wenn du heimkehrtest durch die Dämmerung — weißt du es noch? — warst du voll vom kommenden Fest. Und wenn du auch keinen Tannenbaum bekamst, weil die sechs Groschen für andre Dinge nötiger waren, so war doch Weihnachtsabend.

Es lag eine Kleinigkeit für dich auf dem weißgedeckten Tisch, und was die Hauptsache war: die Stimmung war vorhanden: auf der Leiter des Kinderglaubens stiegen Gottes selige Engel auf und nieder, und in der Krippe lag wahrhaftig das Kind, in Windeln gewickelt. So wandelt der Engel des Herrn mit dir durch die Dorfwege deiner Jugend in der heiligen Abenddämmerung.

Aber auch von den gegenwärtigen Tagen redet der Weihnachtsbote vom Herrn. Mit leiser, trauter Stimme sagt er dir die alten Sprüche, welche du früher einmal kanntest, und in seinen Augen steht die Frage, warum du sie unterwegs verloren und vergessen hast. Er erzählt von einem Wandrer, der in jungen Tagen stolz aus des Vaters Hofthor herausritt, hinein in die lachende weite Welt und kam in ein fremd Land. Und er erzählt von einer Notzeit, die über den Menschen kam, von Mühe und Arbeit und Sorge und Schuld, und wie die Sonne von eitel Nebel verdeckt wurde, und er sieht dich an: Sage, was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne? Aber: die gewinnt keiner! Wir müssen zu rasch ins Grab, und mit uns klirren hinab die Scherben von unserm Glück . . .

Wenn er aber soweit ist, der Engel des Herrn, und er sieht, daß du den Kopf sinken läßt und Ja und Amen zu seinen Worten sagst: dann faßt er wohl deine beiden Hände, und mit den Augen, die der Heiland hatte, als er mit Petrus redete: „Petrus, ich habe für dich gebetet," fängt er an, dir von einem andern Glück zu reden: ob du nicht mit Gott Frieden machen möchtest, ob du nicht einmal wieder zum Abendmahl gehn willst, und mit dem Herrn, in dessen Hand deine Seele jetzt und immer sein wird, wie eine gefangene Schwalbe in eines Knaben Hand, ein ernstes Wort reden möchtest über deine Sünde und Sorge, und ob du nicht deine sittlichen Kräfte zusammen nehmen könntest, wenn du wolltest und in deinem ganzen Thun und Treiben ein Mensch nach

dem Herzen Gottes werden könntest, nachdem du abgelegt hättest Haß, Leidenschaft, Bitterkeit, Unreinigkeit, Unfreundlichkeit, Faulheit und dergleichen. Und am Ende des Dorfes . . rings brennen in den Häusern die Weihnachtslichter . . da nimmt der Engel des Herrn Abschied: „Ich gehe, oben Weihnacht zu feiern. Geh du hinein zu Frau und Kindern, halte das Glück, das du da drinnen hast, in beiden Händen und sei auf der Hut, daß dir die Krone nicht wieder vom Haupte fällt. Halte fest an Glauben und Liebe und Hoffnung: Das sind die besten Dinge auf der Welt und das Mittlere das Allerbeste. Dann, wenn hier dein Weg also zu Ende gegangen ist, wird deine Seele nimmer Erde essen, sondern weit noch wandern in ein anderes, weihnachtliches Land" . . .

So führte dich der Weihnachtsengel gestern Abend durch dein Leben und dir wurde wohl und weh, als du rings um dich die schimmernden Fäden sahst, die das traute Fest um deine Seele zog . . . diese Fäden wollen wir jetzt nicht zerreißen, sondern wollen sie mit weichen Händen weiter spinnen, und es soll uns wohl und weh sein. Wir wollen unsere Weihnachtsstimmung noch erhöhen, indem wir das alte Evangelium hören, mit gleicher Andacht und gleichem Sichversenken, wie wir es anhörten, als wir noch auf der Schulbank saßen.

Luk. 2, 1—20.

Wir wollen uns der Weihnachtsstimmung hingeben. Sie findet einen guten Ausdruck in folgenden drei Worten:

I. Welt ging verloren, II. Christ ward geboren,
III. Freue dich, Christenheit.

I.

Welt ging verloren . . . . . die Welt, dieser Stern mit all seinen Geschöpfen und mit den Königen derselben, den Menschen, ging verloren. Wohl wirbelte er noch auf unendlichen, sonnenbeglänzten Bahnen und fand nach den uralten Gesetzen, die Gott ihm gab, seinen pfad- und führerlosen Weg.

Seine Mutter, die goldne Sonne, ließ ihr Kind in alter Weise um sich spielen. Aber wenn der allmächtige Schöpfer von seinem strahlenden Thron herabsah, dann sah er gern auf alle seine Sternenkinder; denn die Geschöpfe auf ihnen thaten seinen Willen, waren seine gehorsamen Kinder; aber auf diesen Stern, dem wir den Namen Erde gegeben haben, sah er nicht. Denn die Wesen auf ihm gehorchten seinem Willen nicht. — Welt ging verloren.

Der allmächtige Schöpfer, der ihnen Allen und allenthalben Atem und Essen und Trinken und Kleidung für den Leib gab, der nahm seinen eisernen Griffel und schrieb. Und schrieb seine ewigen Gesetze über seine Ehre, seinen Namen, seinen Tag; er machte bekannt im ganzen Land: Gott läßt sich nicht spotten. Er schlang um die Familie eine heilige Kette: Eltern- und Kindesliebe, und machte bekannt im ganzen Land: Du sollst Vater und Mutter ehren. Er deckte mit seinem strahlenden Schild des Nächsten Erwerb und Ehre und machte bekannt im ganzen Land: Du sollst nicht begehren — oder hatte er nicht Recht dazu? War er nicht König im Land? Wohl mehr als König. Wo war ein Berg, den er nicht gebaut, und wo sprang eine Quelle, die er nicht geöffnet? Wo brannte ein Licht im ganzen Haus, das er nicht angezündet und wo schlug ein Herz, das er nicht zum Leben gebracht? — Aber die Menschen schrieen doch dagegen. Dennoch! Erst Einige, dann immer mehr, dann Alle. „Er will uns Gesetze geben? Er? Wir sind ihm viel zu klug. Wir gehorchen nicht. Wir wählen uns andre Könige, bequemere Könige.“ So schrieen sie. Nur Einige bedeckten ihr Gesicht, standen abseits und weinten: ein Moses, ein Jeremias, ein Jesaias und viele fromme Heiden standen allein und klagten: Welt geht verloren.

O, die Welt ging verloren. Wie flammten auf den Bergen und in den Wäldern in unserer Heimat die Altäre der Götter, die die Menschen zu Herren über sich gemacht

hatten. Wie strömte in den goldnen Straßen von Rom das Volk zusammen und betete vor den aufgedunsenen Gesichtern verrückt gewordener römischer Kaiser. Wie strömte das jüdische Volk in den Tempel zu geist- und herzlosem Gottesdienst. — Und diese Götter gaben Gesetze, bald weichliche: leben und leben lassen; bald rauhe und harte, daß die Menschen vor Angst vergingen. In Rom gab es nur ein Gesetz: Thu, was du willst: es ist Alles Recht; nur achte das Staatsgesetz: da wuchs die wilde Lust am Bösen bergehoch. In den deutschen Wäldern aber klagte und zagte das Volk, wenn in Donner und Blitz und mit Krachen der Bäume die wilden Götter über die Wälder und Heiden fuhren, wenn die Mutter ohne Trost an dem Lager ihres toten Kindes kauerte, wenn unheimliche Geister im Walddunkel den Wandrer erschreckten. — Welt ging verloren. In Schmutz oder Angst ging sie unter.

Es gab edle stolze Männer, die bäumten sich auf gegen den Schmutz, die gingen mutig an gegen die Angst: mit flammenden Augen die Propheten; mit grübelndem Sinnen die weisen Männer des Heidentums, die Weisen des Morgenlands und des Abendlands. Er, der Heilige, für den es keinen bessern Namen giebt als: „Gottes Sohn", ging für die Menschen in den Jammer bis an den Hals. Aber die Welt kümmerte sich um dies Alles nicht. Die Welt taumelte betrunken weiter. Welt ging verloren.

Den Jammer bis auf diesen Tag! Wie mancher Groschen im Schmutz. Der Groschen, die Menschenseele, trug das Bild Gottes — nach seinem Bilde schuf er sie — blitzend, blank und rein und deutlich war die göttliche Inschrift. Aber er kam in allerlei Leute Hand, — rohe, schmutzige Hände griffen nach ihm, und der Groschen, die Seele ließ sichs gefallen. Nun fragt man bei so mancher Menschen Seele: Wes ist das Bild und die Überschrift? Wie ist das Leben so voll Leidenschaft oder bei den Andern so voll Trägheit! Wie sind die Augen so hart oder Andere so verbittert! Wie ist die Liebe so kalt geworden und

die Hoffnung so arm! Und viele sterben, als werden sie getötet . . . Was haben sie nun davon, daß sie von Vaters Hofstelle weggingen und seine Gebote in den Graben am Weg warfen und hinter den stumpfen Gütern der Welt herliefen? Sind sie glücklich? Sind nicht die Einen voll Schmutz und Schuld? Die Andern voll Sorge? Die Dritten voll Bitterkeit? Sie alle mit unersättlichem Hunger geplagt? Ich sage euch mit einem Wort des Herrn: es ist gekommen, wie er gesagt hat: Es ist Teuerung über sie gekommen. Sie begehren, sich mit Futter zu sättigen, das für die unsterbliche feine Menschenseele nicht geeignet ist, und sind in Not. Wenn Weihnacht kommt, steigen sie auf die Berge und legen die Hand über die Augen und spähen und freuen sich, wenn sie von ferne durch die kalte Winterluft das goldene Dach des Vaterhauses in der Sonne aufblitzen sehn. Sie stehn und sehn, und Vielen wird das Herz schwer . . aber dann steigen sie wieder herunter und gehn die alten Wege weiter und sehn nie wieder dem Allerbesten, das diese Welt bietet, in die strahlenden Augen, und haben also weder Glück noch Stern. — Welt geht verloren.

II.

Aber was hilft das Klagen. Ich will sie herausreißen, spricht der Herr, wie Kinder aus brennendem Haus. Erzähle von dem Großen, spricht der Herr, was zur Erlösung der Menschen geschehen ist, erzähle von der heiligen Weihnacht! Ich will es thun, Herr.

Ich will damit anfangen, zu sagen, daß, während sie in der Fremde und in der Not waren . . dort weit über Berg und Thal, da hinter dem Acker, welchen wir den Gottesacker nennen, da standst du und wartetest und hieltst deine Hand über deinen Augen, ob deine Kinder nicht wieder nach Hause kämen. Und als sie nicht wiederkamen, und als du ihre Not und ihre Angst sahst, als du sahst, wie sie einander haßten,

wie sie einander in die Grube brachten, als du sahst, daß sie sich Götter machten aus Lehm und Stein und Gold, als du sahst, daß sie immer schmutziger wurden, immer unglücklicher, immer verirrter, als du sahst, wie die meisten deiner Kinder trunken an den Wegen lagen, und die Besten, an der Menschheit Glück und Weg verzweifelnd, freiwillig aus dem Leben in die Nacht gingen: da, als sie nicht mehr ein noch aus wußten, als sie so tief im Sumpfe saßen, als sie zu einem unbekannten Gott schrieen: da sandtest du deinen lieben Sohn, voranzugehen, Führer zu sein, Fenster zu öffnen, Licht zu machen und die Kinder in das Vaterhaus heimzuführen.

Gott wußte nicht, wie er sonst helfen sollte. Weißt du einen andern Weg? Sie konnten den Weg nicht finden. Sie hatten sich festgelaufen. Sie hatten die Pfadfinder getötet, das Wegsuchen aufgegeben. Sie standen und lagen vor hohen, schwarzen Mauern, schrieen, lachten und fluchten. Da mußte er wohl einen senden, der des Wegs kundig war, einen aus dem seligen Gottesreich, einen aus dem alten schönen Heimatland. — So kam er auf die Erde.

Er kam mit himmlischen Ehren. Engel begleiteten ihn in die Fremde. Engel trugen das Kind herab und setzten es aus vor die niedrige Thür, wo die armen Menschen wohnten. Weiche, tiefe Engelsaugen sahen staunend in die Liebe Gottes. In sternklarer Nacht sahen Hirten, was sonst nur sterbende Christen sehn. Wohl, himmlische Ehren begleiteten ihn . . . aber dann ließen sie ihn allein, ausgesetzt in der Fremde, das Königkind, die feine himmlische Seele. Da wickelte ihn seine liebe Mutter in Windeln und legte ihn in eine Krippe.

Diese Weihnachtsgeschichte! So einfach: diese Geburt eines Kindleins armer, reisender Leute in einem Stall bei Bethlehem. So wunderbar: wie das schönste deutsche Märchen, das süßeste Brot für Kinderherzen . . . wenn der Engel Flügel wehen, wenn der Lehrer sie an die Hand nimmt: da schimmert

durch den Spalt in der Thür das Licht . . . da öffnen sie leise ein wenig die Thür . . . da stehn sie Alle, und in der Krippe liegt das heilige Kind. — O, diese Weihnachtsgeschichte, nur für Kinder bestimmt, nur von Kindern verstanden, von denen, die sich Kindersinn bewahrt haben. Aber du hast es erfahren: Wir können nicht alles mit dem Verstand begreifen. Geheimnisvoll ist Welt, Leben und Sterben. Weißt du . . wenn du denn glauben mußt . . was das Schönste ist zu glauben? Dies zu glauben, des sich zu freuen mit Kindersinn: Christ ist geboren.

Sieh, ich will es dir zeigen, daß es das Schönste ist, und wie das nacheinander gekommen ist, wie es auf einander gefolgt ist: Welt ging verloren — Christ ward geboren.

Wir könnten auf unsern Heiden bleiben und auf unsern Feldern, und ich könnte dir zeigen, wie Christus in dies Land gekommen ist, und wie er mehr und mehr das Leben schöner gemacht hat, die Herzen wärmer, die Köpfe heller, das Sterben stiller . . aber ich will dich weit wegführen, wo fern von uns im weiten Ozean in diesen Jahren das Wort „Christ ist geboren" seine großen Wunder thut. Vor fünfzig Jahren zur Weihnachtszeit, da zogen von einer Insel zur andern wilde Kriegshorden in langen, schmalen Böten hin und her und zerquälten und vernichteten einander das bischen Lebensglück. Grausamkeit und tödlicher Haß und furchtbar düsterer Aberglaube riß die verzweifelten Menschen aus einer Not in die andre. Jetzt aber zur Weihnachtszeit solltest du die freundlichen Dörfer sehn und die Schulen und Kirchen und solltest die Lieder hören. Sind das noch die alten Lieder von der Feinde Not, Tod und Fleisch? Nein, die Lieder und die Glocken, die von deutschen Arbeitern gegossen übers Meer zu ihnen kamen, verkünden einem friedlich gesitteten Volke nach einer wunderbaren Melodie den alten Text: Welt war verloren, Christ ward geboren.

Und von fernem Ort führe ich dich in ferne Zeit: In

des Heilands Zeit. Damals gab es in seiner Heimat sehr viele Aussätzige. Ausgestoßen lebten sie, wie der Marder lebt: in Höhlen und einsamen Hütten. Wenn sie sich näherten, mußten sie „aussätzig" schreien. Mit Steinwürfen wurden sie zurückgetrieben. — Aussätzige giebt es noch jetzt in Jesu Heimat, giebt es noch jetzt in der ganzen Welt. In einigen Ländern viele Tausende. Es giebt Länder, in denen so viele Aussätzige sind, daß, wenn es bei uns wäre, unsere kleine Gemeinde zwanzig Aussätzige hätte. Der Jammer! Diese Krankheit, ganz unheilbar, so ekelerregend! Aber eins ist anders geworden. Es heißt jetzt nicht mehr: Steine über sie. Sondern, wie vor dem Jaffathore zu Jerusalem, stehn in allen Ländern freundliche Häuser, für diese Armen erbaut, mit der Aufschrift auf dem Giebel: „Jesuhilfe". — Ich will nicht davon reden, wie es den Lahmen ging und den Verkrüppelten und den Schwachsinnigen und Blinden, aber ich zeige euch, wie sie in Schleswig und Bielefeld, in Kiel und Altona an festlichen, reinen Tischen unterm Weihnachtsbaum stehn. Seht, was haben sie für stille, friedliche Gesichter. Sind das die Ausgestoßenen? Wer hat den Menschen die Steine aus der Hand gewunden? Wer hat mit seiner Hand so weich sie angefaßt und sie in diese hellen Zimmer und unter diese Tannenbäume geführt? Hat der feine Menschenverstand diese Häuser gebaut? Ach, die Dummheit! Hat es das Geld gethan? Ach, die Thorheit . . . So hat es am Ende der gethan, der seinem Freunde den Bescheid schickte: Sagt Johannes wieder, was ihr seht und hört: Die Blinden sehn und die Lahmen gehn, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Jesus ist der Bauherr dieser Häuser, und die Könige und die Magistrate und die Gemeinden sind seine Handlanger geworden, und wer ein Herz hat, der freut sich dieser wunderbaren Melodie, die immer lauter durch die Länder geht, mit dem alten Text: Welt ging verloren, Christ ward geboren.

Und nun führe ich euch in das Haus Eines in unserer Gemeinde, der durchs ganze Jahr seine Mühe und Plage hat, auf dessen Tisch das Brot mangeln würde an dem Tage, da er durch Krankheit verhindert wäre, den Spaten zu nehmen, der in der Ecke neben der Hausthür steht. Hat dieser Mann keinen Gott, so hat er keinen Glauben, so wird er stets in bittrer Sorge sein: „kommst du, Unglück? Ich sah schon lange nach Dir aus.“ Und wenn es kommt, bei Krankheit, Not und am Sarg, wird er wie ein Sperling sein, der im Schneesturm auf dürrem Aste sitzt. Hat dieser Mann keinen Gott, so hat er keine Liebe, so wird es oft genug Gezank und Gebrumm im Hause geben, manche böse oder doch trübe Stunde für ihn selbst und für Frau und Kinder, so wird er mit Bitterkeit auf die sehn, die breiter wohnen, und diese Bitterkeit wird ihm den süßen Trank des Lebens mehr und mehr versauern. Hat er keinen Gott, so hat er keine Hoffnung, nicht für sich, nicht für seine Kinder, nicht für seinen Stand, nicht für das Vaterland. Sein Unglaube macht ihn dürr, trocknet ihn aus. Er geht ins Grab, wie in eine ewige Nacht. — Aber der Andre, bei dem um den weißgedeckten Tisch die Kinder sitzen und der alte Christenglaube noch eine Kraft ist . . ich sage nicht, daß er ohne Sorge und ohne Bitterkeit ist, ich erwarte nicht, daß er den ganzen Abend singt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden . . und Friede auf Erden“ . . aber doch ist da Freude und Frische. Was sind mir Frau und Kinder? . . Ei, schwere, ernste Arbeit! Einst sauber und fein und fröhlich und mit hellen Augen abzuliefern an den großen Arbeitgeber droben. Was ist mir der Beruf? Mein Beruf ist mein Tagewerk in dieser großen Werkstatt des Herrn. Was ist der Tod? Müder Kinder Heimkehr ins Vaterhaus, zu Weihnachtsabend, wenn die Dämmerung anbricht. Darum komme er, wann er will. Ja, es fehlt nicht viel, daß wir nicht sagen: er komme bald. — Und so durchs ganze Leben: über uns die wunderbare

Melodie, der alte Text: Welt ging verloren, Christ ward geboren.

* * *

Wenn aber das wahr ist, dann: „Freue dich, Christenheit!" Das war das Dritte.

Wenn das wahr ist? . . . Laß dir doch von deinen Kindern erzählen, wenn du es selbst nicht mehr weißt, was für einen Heiland du hast. Wie er in Galiläa am Wegrain die Kinder um sich sammelt und Gott um Segen für sie bittet. Wie sie ihn anschrein: Geh nicht hin! Aussätzig sind sie! Geh nicht hin! Und er geht doch; er geht grade hin und faßt ihre armen Hände und führt sie zu Vater und Mutter und Frau und Kind! Wie jene alte Mutter aus dem Volk, die selbst gute starke Kinder hatte, da sie sein Helfen und sein Lieben gesehn hatte, mit leuchtenden Augen vortrat und rief: Selig der Leib, der dich getragen hat! — Fragt eure Kinder, sage ich, ob der, den wir Heiland nennen, nicht ein Starker war und ein Fröhlicher und ein Reiner. Die da reden und thun, als ob das Christsein ein traurig und wehleidig Ding wäre, die wissen nicht, was sie reden und thun. „Frohe Botschaft" haben wir unter die Leute zu bringen. „Freue dich, Menschenkind!" das ist es, was wir zu sagen haben.

Wenn es wahr ist? Ist es wahr, daß er eine starke und stark, hilfreich und rein machende Weltanschauung uns lehrte, und daß er freiwillig in den harten Tod ging — in Jugendjahren und indem er sagte, er thäte es uns zu gut? Ist das wahr: dann sage ich dir: Reden schafft ja keine Liebe, Blicke werfen macht keine Liebe. Aber wenn ein Mensch, den du verachtetest, deine kleinen Kinder aus deinem brennenden Hause holte . . er rettete sie, aber er selbst läge mit Wunden bedeckt zu deinen Füßen und sagte noch, daß er gerne für deine Kinder stürbe und neigte sein Haupt und verschiede . . Wärst du ein Mensch, wenn nicht für diesen Verachteten

heiße Liebe in dir aufflammte? Wohlan: so that Jesus. Er ging so für dich und deine Kinder in den bitterbösen Tod. — Das ist seine Mühe und sein Jammer gewesen; aber das ist uns ein Zeichen, daß der Himmel Alles für uns wagt, daß sie dort im Himmel uns sehr lieb haben, daß Gott die Liebe ist, die nach unseren Seelen und nach dem Weg, den wir gehn, ausschauend am Himmelsfenster steht. Diese frohe Botschaft haben wir zu verkünden. „Freue dich, Menschenkind!“ das ist es, was wir zu sagen haben.

Es ist nicht zu beweisen, noch ist es in eine Seele hineinzureden. Ein Geheimnis Gottes ist es, daß dem Einen der Glaube in die Wiege gelegt wurde, daß aber der Andre ihn erst fand, wie Paulus vor Damaskus, als sein Haar schon grau geworden war. Wohlan, hier ist Damaskus. Nie stehen des Himmels Pforten offner — es sei denn in deiner Todesstunde — als wenn die himmlischen Heerschaaren die goldnen Pforten aufreißen und nicht allein mit jenen Hirten auf Bethlehems Feld, sondern mit jedem Zwiesprach halten, der die frohe Botschaft hört. Gedenkend fröhlicher, gläubiger Kindheit, den Glauben sehend in des Kindes Augen, ergriffen von der Liebe Gottes, die in rätselvollen, schweren Worten und in geheimnisvollen, mächtigen Thaten in diesen heiligen Tagen zu uns redet: da mag wohl einer, der lange so vor sich hin ging —, und nichts zu suchen, das war sein Sinn, — seiner Seele einen Ruck geben und versuchen, dem Heiland näher zu kommen. Du würdest, nach einiger Mühe, eine Fülle Freude davon haben. Die weite Welt und dein ganzes Leben würde dir anders erscheinen. Heller würde dir werden. Thore würden sich aufthun, Wege sich zeigen . . . und in der Ferne eine hohe Heimat auf weitem, sonnigem Feld. Und Stand und Beruf, und Familie und Heim, und Leben und Sterben würden dir erscheinen im Weihnachtsglanz. Des würdest du dich freuen. Amen.

Wir sind in Gottes Händen.

Neujahr. — Psalm 31, 15—16a.

Der Anfang eines neuen Jahres findet uns hier in unsrer alten Kirche versammelt. Dankbar und fröhlich haben wir das Lob dessen gesungen, der uns bis zu dieser Stunde mächtig beigestanden hat.

Es ist allerdings wahr, daß alle Tage gleich sind. Sie sind alle mit einander klingende Tropfen, fallen auf den Stein der Zeit und zerplatzen; und, wie sie immerfort fallen, höhlen sie ihn ein ganz klein wenig; und wenn er durch nnd durch ist, dann kommt das Gegenteil der Zeit: die Ewigkeit. — Schon die Sterne, die über den Himmel reisen, sind über Neujahr erhaben, und die Wintersonne lacht über unsere Neujahrsglocken. Wir aber wieder lachen über die Tiere und die Bäume im Garten, die diesen Tag nicht feiern, die nicht wissen, woher sie sind, noch wo sie sind, noch wohin sie gehen. Die Uhr im Turme hat heute Nacht die zwölf Schläge so ruhig und stolz geschlagen, wie sonst. Was geht sie es an, daß Neujahr ist? Aber wir Menschen, wir sind übel daran. Wir wissen: es ist Neujahr. Die zwölf Schläge waren für uns mehr als Schläge: Eisen auf Eisen. Uns schlug das Eisen aufs Herz.

Wir wissen, woher und wo und wohin. Wir wissen, unser Hiersein dauert, wenns hoch kommt, achtzig Jahr. Wir glauben, wenn diese Jahre vergangen sind, kommt das Gericht. Darum sahen wir dem vergehenden Jahre gestern Abend mit Herzklopfen in die brechenden Augen und kehren uns heute Morgen um und beugen uns und sehn in sein frisches Grab. Es war uns ein guter Bekannter geworden. Nun sehn wir diesen Bekannten nicht wieder. Ein guter Freund, der ein ganzes Jahr lang mit uns wanderte, ist uns gestorben. Das ist ein ernstes Abschiednehmen.

Aber wer steht heute Morgen an unserer Seite? Wer

ist der junge Gesell, der uns mit hellen Augen ansieht, wie frischer Wintermorgen? Gott grüß dich, du frischer Gesell, du junges neues Jahr. Sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, und mache uns fromm und fleißig, fröhlich und frisch! . . . Aber das kannst du nicht, neues Jahr! Was bist du? du bist ein einziger Herzschlag von dem, von welchem es heißt: Tausend Jahre sind vor dir, wie der Tag, der gestern vergangen ist. Du bist vor ihm wie ein Tropfen in der Nordsee, den die Sonne auffaugt. Du bist vor ihm wie ein einzeln Sandkorn, mit dem die Kinder spielen im Haufen im Sonnenschein. Wollen wir zum Weiterwandern guten Mut gewinnen, so wollen wir uns nicht dem neuen Jahr hingeben, sondern wollen uns zu dem Herrn der Jahre stellen mit gutem Vertrauen, und, in Gedanken an das stolze Wort, daß ein ernster Christ „ein Herr ist aller Dinge", also auch der Jahre, wollen wir vor den Sorgen und dem Dunkel des weiten Wegs nicht bange sein, sondern wollen dem neuen Jahr die Hand aufs junge Haupt legen und wollen in getroster Zuversicht und mit blitzenden Augen sagen: „Im Namen Jesu, geh voran: Wir fürchten uns nicht! Auf, hinein in das Dunkel!"

Denn wir sind in Gottes Händen.

Psalm 31, 15—16a.

Wir wollen sagen: Wir sind in Gottes Händen. Und ich will vier Teile machen nach einem Wort, das ein großer Geschichtsschreiber auf die erste Seite seines berühmten Buches schrieb: I. Alles hat seine Zeit; II. Der Herr der Zeit ist Gott; III. Der Wendepunkt der Zeit ist Christus; IV. Der rechte Zeitgeist ist der heilige Geist.

I.

Alles hat seine Zeit. Das ist eine Weisheit, die man nicht in der Schule zu lernen braucht, die liegt auf der Gasse, ja auf jedem Feldweg. Jedes Ackerstück und jede Weide

predigt es und jedes Unkraut am Grabesrand: Alles hat seine Zeit. Das ist eine Weisheit, die mit Religion gar nichts zu thun hat. Sie ist eine Sache des täglichen Lebens, der Erfahrung. Alles hat seine Zeit, das heißt: alles ist vergänglich. Jedes Ding, du magst nennen, welches du willst, hat einen Tag gehabt, da fing es an zu sein, und es wird einen andern Tag haben, da wird es aufhören zu sein. Was zwischen diesem und jenem Tage liegt: das ist seine Zeit. Alles hat seine Zeit.

Das haben wir nun wieder an diesem Jahre gesehn. Wie ist es mit den vier Jahreszeiten an uns vorübergeflogen. Was weißt du vom Frühling? Er flog wie eine Schwalbe über den Teich. Von Pflugarbeit weißt du noch ein wenig, und wie du das erste Beet im Garten machtest. Kinder siehst du im Geist am Straßenrand in der Sonne sitzen; ein junges Weizenfeld weht im Frühlingswind. Vorüber. — Es kam der Sommer. Was weißt du noch vom Sommer? Gelbe Felder, heiße Sonne, aufblitzende Sichel, der erste Erntewagen schwankt knarrend durchs Hofthor, Stoppelfelder. Vorüber. Der Winter kam. Ich glaube, der Winter wird auch seine Zeit haben.

Und wie drehende Räder mit den bissigen Zähnen in einander greifen, so wurdest du mit fortgeführt, immerzu, immerzu. Ja du, du hast auch deine Zeit. Das Rad der Zeit läuft, und seit zehn oder dreißig oder siebzig Jahren ist dein Rad fest gegen das Rad der Zeit gedrückt. Dann, eines Tags: ein Ruck, ein einziger Herzschlag, und dein Rad ist abgestellt. Dann ist es mit einmal still.

Ich habe ein Buch in eurem Hause, in dem ich wohne. Da könnte ich auf die erste Seite schreiben: Der Mensch hat seine Zeit. Es stehen viele Namen in dem Buche, und jeder Name bedeutet ein Menschenleben, und bei jedem steht der Tag, da es anfing und da es sein Ende fand. Und wenn da etwa bei einem Namen das eine oder das andre Datum

fehlt, so wird es in einem andern Buch geschrieben sein. Und wo einer etwa vor dem Buch wegliefe . . . und zöge er weit über das Meer, wie sehr viele aus unserer Gemeinde gethan haben; oder, wo er etwa mehr könnte als andre Menschen, nähme sich also die Flügel der Morgenröte und flöge dahin, wo keine Kirchenbücher geführt werden . . . es wird doch bald mit ihm zu Ende gehn, das weißt du. Das Haar, das grau wird, und das Hinfallen des Kameraden, der im gleichen Schritt und Tritt an deiner Seite ging, sagt dir: Du hast deine Zeit. Alles hat seine Zeit.

II. Der Herr der Zeit ist Gott.

Es gab ursprünglich gar keine Zeit. Zeit ist da, so lange die Erde da ist. Wie es in der Schöpfungsgeschichte heißt: es werden Lichter, und geben Zeichen, Zeiten, Jahre und Tage. Die Zeit ist gemacht, wie der Frosch gemacht ist und die Sonne, die Käuze und die Menschen. Sie ist ein Stück der Schöpfung.

Einige Menschen sind sonderbar geworden; sie sagen: die Erde ist von selbst gekommen und auch die Zeit. Alles von selbst. Mich wundert, daß diesen Leuten nicht von selbst die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Es kommt nichts von selbst. Es hat alles Arbeit gekostet. Gott hat die Erde gemacht und die Zeit. Er reckte aus seiner Ewigkeit seine Hand: da wurde die Erde und ihr buntes Kleid: die Zeit. Er reckte sie wieder aus: da wurde die Eintagsfliege und ihr Bruder, der Mensch.

Andre Menschen haben zwar in der Schule gelernt, daß Gott der Herr der Zeit ist; aber sie haben das nachher vergessen, ganz vergessen. Es zuckt ihnen nicht einmal im Traum wieder durch den Sinn. Es ist ihnen etwas Andres geläufig geworden, eine Weisheit, die sie beim Wandern am Wegrand im Staube fanden und mitnahmen. Sie meinen nämlich: sie selbst sind die Herren der Zeit. Sie sagen mit jenem Mann

im Evangelium: Wir wollen dies thun und dann das und dann noch das, und dann wollen wir ausruhn. Obgleich der Herr so manches Donnergrollen vom Himmel sandte, und obgleich das Unglück wie Blitz vom blauen Himmel in das Haus ihres Nachbarn schlug, und obgleich so mancher von ihren Bekannten viel früher, als er gedacht hatte, unter den Schnee mußte: die Menschen sagen doch nicht: anno domini, das heißt im Jahr des Herrn, sondern sie sagen „zu unserer Zeit." Ich wollte gerne, daß wir Alle aus diesem Neujahrsgottesdienst die klare Erkenntnis mit nähmen: der Herr der Zeit ist Gott. Niemand als Gott. Er mißt die Strecke; er stellt die Weichen; er führt den Zug. Er sagt: fahr zu; er sagt: halt an. Dann graben wir ein Grab.

Ich sage aber, daß er noch mehr ist. Wenn er der Herr der Zeit ist, deiner ganzen Lebenszeit, dann ist es auch seine Sache, nicht deine, zu sagen, wie du die Zeit ausfüllen sollst. Denn es ist seine Zeit. Das Jahr, das vergangen ist, gehörte ihm. Es war sein Eigentum. Hast du das bedacht? Was hast du angefangen mit anvertrautem Gut? Er machte dich zum Verwalter. Wozu gab er seine zehn Gebote, die du wohl verstanden hast und kennst sie noch? Daß du danach handeltest in dieser Zeit; denn es ist seine Zeit, nicht deine. Er gab dir Vater und Mutter, Frau und Kinder. Deinen Teil Pflichten gab er dir und dein Teil Freude, Last und Lust in dieser Zeit, aber nicht deiner Zeit, sondern seiner. Da liegen deine Arbeiten, die Gott, dein Arbeitgeber, dir aufgegeben hat in deiner Zeit, nein, nicht in deiner Zeit, sondern in seiner.

Gott ist der Herr der Zeit, das heißt: der Herr alles dessen, was du um und an und in und mit dir hast. Wenn du nur im Geringsten meinst, daß etwas dein sei, so bist du ein gedanken- und sinnloser Empörer. Du bist so sinnlos, wie eine Fliege, die sich gegen den Menschen empört. Das laß du bleiben! Teuer könnte dir das zu stehn kommen!

Du weißt, daß ungerechte Haushalter, Bauknechte und Haushälterinnen mit Schimpf und Schande vom Hofe gejagt werden. Sondern . . . wenn Gott der Herr deiner Zeit ist — so mache dich diese Erkenntnis ernst, gewissenhaft, treu. Und andererseits: es muß unsern Mut groß machen und unsere Augen glänzend: Wir sind nicht Knechte eines kleinen Herrn oder eines wunderlichen, oder eines finstern . . . sondern dessen, der mit Jesu Geist und Augen auf deine Seele und deinen Weg achtet — der Herr der Zeit ist Gott.

III. Der Wendepunkt der Zeit ist Christus.

Das ist ohne weiteres wahr in Ansehn der Geschichte dieses Sterns. Jedes Kind weiß, daß man die Geschichte der Menschheit einteilt in vor Christus und nach Christus geschehen. Vor ihm war die Thür für das Himmelslicht zu. Er machte Thüren und Fenster auf, daß das Himmelslicht in dies dunkle Haus fiel. Mit seinen starken Lehren, nahm er die Vorhänge ab: da fiel das warme Licht in die dumpfen Stuben. Mit seinem harten Kreuz stieß er die Thür auf, da lag der helle Sonnenschein auf der Diele. Vor Jesus ist Tod und Not Herr gewesen. Nacht war König, Mord war Gewohnheit, Angst war Regierender. Nach Jesus sind andere Herren auf den Thron gekommen: Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Freundlichkeit, Treue. Man hat versucht, diese Herren wieder vom Thron zu stoßen, und man versucht es noch jetzt. Das Christentum wandelt heute noch auf zarten Kinderfüßen über die Erde. Es ist noch kein Mann geworden. Es ist freilich schon die Zeit da, daß Gott ihm einen Namen gegeben hat, der über alle Zeiten ist, und es ist auch die Zeit da, daß viele einzelne Menschen durch seine Kraft das Gute wählen; aber es beginnt erst die Zeit zu kommen, wo die Gemeinden und die Staaten in seinem Namen große fürsorgende und hilfreiche Thaten thun. Aber immer deutlicher zeigt der Geist, der den Auftrag hat, uns in alle Wahrheit zu leiten, auf die Liebe

als das Hauptstück im Christentum; und immer mehr Völker und Menschen, innerhalb und außerhalb der Christenheit, ziehen zu ihm, auf diese freundliche, lichte Seite der Menschengeschichte. — Diese Stunde ist wohl passend, daß du dich erinnerst, daß du unter dem Szepter Jesu Christi lebst, daß alle deine Jahre auf Jesu Seite liegen, daß auch das kommende, das wir heute beginnen, unter seinem Geiste und Schutze steht. Wie viele Gutthaten, die das Vaterland dir giebt, wie viele Freundlichkeiten, die die Gemeinde dir erweist, wie viele Liebe und Treue von einzelnen Menschen, kurz, wie viel Freude und greifbaren Segen hast du dem Umstand zu verdanken, daß die warme Sonne Jesu Christi auf deine Zeit, auf dich und deine Brüder und auf dein Vaterland fällt. Nimm das nicht hin als etwas Selbstverständliches! Sei nicht ohne Gedanken und ohne Gefühl. Sei kein Graustein. Sondern, auf der Schwelle des neuen Jahres stehend, da du siehst: über deiner ganzen Zeit weht frischer Wind, scheint helle Sonne, begreife es und bekenne es: Er schloß uns wieder auf die Thür zu Gottes Paradies.

„Der Wendepunkt der Zeit ist Christus." Ich will dir aber dies Wort ganz nahe rücken: der Wendepunkt deiner Zeit ist Christus. Nun habe ich dir das Wort, das dir bisher zu groß war, auf deine Schultern gelegt: der Wendepunkt deiner Zeit ist Christus. Du meintest vielleicht, der Wendepunkt deiner Zeit wäre jener Sonntag Palmarum gewesen, als du konfirmiert wurdest, als du sagtest: „komm her, Welt, du bist mein", oder dein Hochzeitstag, als du sagtest: „ich hab' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit"; oder du wartest noch auf einen Wendepunkt: du meinst, das wird der Wendepunkt sein, der Tag, da du sorgenfrei sein wirst. Aber ich sage dir: dies Alles sind nur Häuser und Bäume und Steine und Menschen an demselben Weg. Das sind keine Wendepunkte, und das Haus „Sorgenfrei" liegt überhaupt nicht an diesem Weg. Nein, Christus ist der Wendepunkt deiner Zeit. Er nimmt diese Bedeutung für dein Leben selbst

in Anspruch; denn er sagt: „ich bin der Weg." Niemand kann in die Heimat zu Gott kommen, denn über ihn. Hast du noch kein Verhältnis zu Jesus Christ, so gingst du bisher noch nicht auf einem Weg, sondern du gingst schwer im Sand, oder du irrtest über die weite, weglose Heide, oder du sprangst, so du etwa in niedrigen Gegenden wohntest, über die Gräben. Du warst ohne Plan, Richtung, Ziel. Du liefst, „wohin der Wind dich wehte." Bist du noch nicht auf dem Weg, der Jesus Christus heißt, was bedeutete dann jener Sonntag Palmarum? Du vertauschtest Spiel mit bitterm Ernst. Was bedeutete dein Hochzeitstag? Es war der Anfang einer Freundschaft oder einer Enttäuschung. Was bedeutet dein Hausbau oder dein Hofkauf? Du weißt nun, in welcher Stube dein Sarg stehen wird. Was bedeutet Neujahr? Altjahr . . . Aber, wenn du zu der Erkenntnis gekommen bist, zu dem starken fröhlichen Glauben, daß Jesus Christus nicht eine Name ist, den du oft genug hörtest, auch nicht ein Schall und Rauch, der am Horizont aufsteigt, auch nicht ein Wort, das gewisse Erinnerungen und Empfindungen in dir wachruft: sondern, wenn du begriffen hast, daß Jesus Christus ein Weg ist, ein wirklicher Weg, der durch Sonnenschein und Regenwetter und kalten Wind am Ende ins ewige Vaterhaus führt, und wenn du dann, ergriffen von seiner Erscheinung und seinem reinen, starken Wesen, dich auf diesen Weg gemacht hast: das ist eine Schwenkung, das ist ein Wendepunkt. Ja, das ist mehr: das ist eine „neue Geburt", sagt Jesus. „Wenn ihr nicht von neuem geboren werdet, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen." Nicht ein neu Jahr macht den Wendepunkt deiner Zeit: ein neu Herz macht ihn. Was bedeutet Neujahr? Neu Herz! Neu Herz! Das ist es. Neu Herz für Jesus.

Der Wendepunkt der Zeit ist Jesus Christ.

IV.

Der rechte Zeitgeist ist der heilige Geist.

Es wird viel vom Zeitgeist gesprochen. Wenn wir in die Zeitungen sehn, finden wir bald das große Wort: „Der Geist unsrer Zeit.“ Jede Zeitung hat ihren Zeitgeist. Wir sind einfache Leute und können nicht soweit sehn als die Zeitungsschreiber. Auch haben wir zuviel um die Ohren, viele Sorgen und ernste Arbeit den ganzen Tag. Wir können nicht so lange darüber grübeln. Meist aber ist es gar nicht einmal Geist, wovon sie reden. Es ist nur ein Gespenst; man weiß nicht, von wannen es kommt und wohin es geht. Meistens kommt es aus dem Geldsack und geht auch dahin zurück. Wer zeigt uns kurz und klar und deutlich den rechten Geist der Zeit, auch dieser, unsrer Zeit? . . . Wir stehn auf der Schwelle des neuen Jahres, zum Aufbruch bereit, nicht allein aber wir, sondern mit uns die ganze Gemeinde, das Vaterland, die ganze Christenheit. Wir haben die Wanderstäbe von der Wand genommen. Nach einem, der Wege weist, sehn wir uns um, wir Wandersleute, die ein allmächtiger Wille auf die Reise schickt. Wer zeigt Wege und Stege? Wer reißt Thüren auf und baut über schwarze Tiefen starke Dämme? Herr, sage du uns: Welchen Geist braucht unsere Zeit? Welchen Geist brauchen wir und die Gemeinde und das Vaterland? Soll der Geist von oben oder unten kommen? Von Westen oder von Osten? Wir stehn, Herr, daß wir hören und weitergehn. So spricht der Herr: Von oben soll er kommen, von mir soll er kommen. „Ich will meinen Geist ausgießen.“ Ja, Herr, sollen wir in allem Guten vorwärts kommen, wir und Gemeinde und Vaterland, mußt du uns von deinem heiligen Geist geben. O, heil'ger Geist, kehr bei uns ein! Amen.

Jesus predigt in Nazareth.

II. p. Epiph. Evang. nach Lukas 4, 14—30.

Liebe Christen! Wir hatten in dieser Woche einen gewaltigen Schneesturm, der brauste von Nord und Nordost her über unsere Felder gegen unser Dorf. Er baute in wildem Jagen unregelmäßige, lange, weiße Schanzen auf gegen den Frühling, der von Süden her im Anzug ist, füllte die Luft mit seinen weißen Geschossen und jagte die Menschen in die Häuser und die Vögel in den Schutz der Dächer.

Wir hatten alle ein Heim. Wie schön, daß wir es hatten. Wir dachten an die, die keins haben, die im Vaterland ruhelos hin und herziehn, von Ort zu Ort. Aber auch diese Wandrer waren in diesen Tagen wie weg geweht von den Straßen; sie haben auch ein Dach gefunden, eine warme Stube, ein Heim, eine Herberge zur Heimat. Vom Heim aus, von unserer Stube aus, in der soviel Gemütlichkeit, soviel Herzlichkeit wohnt, sahen wir in das wilde Treiben. Vom Frieden, von der Stille aus sahen wir in den Kampf.

Wer im Streit des Lebens noch ein freundlich Heim hat, der ist glücklich. Denn unser ganzes Leben ist voll Stürmen und Staub, daß man mühsam dagegen angeht, und daß man nichts vor sich deutlich sieht. Wie sind wir doch immer in Drang, Furcht, Sorge, Hoffnung! Wir bauen Schanzen auf gegen die Not, und oft helfen sie wenig. Wir sorgen und arbeiten immer, und oft werden wir ganz verwirrt davon. Und am Ende steht der Tod und wartet. Aber wir haben ein Heim. Es ist schön, daß wir ein Heim haben. Wir haben unsere Religion; wir haben diesen Ort des Friedens. Von hier aus sehen wir in den Sturm und in den Staub. Hier machen wir uns warm gegen die Kälte, mutig gegen die Gefahren. Gott helfe uns, daß wir dies Heim behalten, bis er

uns aus Gnade von dieser Erde zu sich nimmt in den Himmel.

Wir wollen uns in den freundlichen Schein des Evangeliums stellen, das steht: im Evangelium des Lukas 4, 14—30.

Ich sage: Jesus predigt in Nazareth: I. von der Freiheit, II. vom Weg zu ihr.

I.

„Jesus kam wieder in des Geistes Kraft nach Galiläa." In des Geistes Kraft: d. h. im Adlerflug: d. h. mit tiefen, göttlichen Gedanken, mit starkem Wort, mit Händen, vor denen die Krankheiten wichen, mit leuchtenden Augen, vor denen die Sünde sich krümmte. Du mußt das im Markus nachlesen oder in einem andern Evangelium, welche Thaten der Herr gethan hat, welche Worte er gesprochen hat, welchen Eindruck er gemacht hat, dann wird dir das Herz klopfen, und du wirst dir etwas dabei denken: „Jesus kam in des Geistes Kraft nach Galiläa."

„Und das Gerücht von ihm erscholl durch alle umliegenden Orte." Das Gerücht wird manches entstellt, manches übertrieben haben. Jedes Gerücht hat einen lügnerischen Zug im Gesicht. Aber im ganzen war es doch wahr, was es erzählte von seinen Thaten wunderbar, von seinen Worten holdselig, von seiner Liebe ohne Grenzen, von seiner Erscheinung: „er ist der Schönste unter den Menschenkindern." Kurz, was schrie das Gerücht mit tausend Zungen durch das Land: „Er ist ein Heiland voll Liebe und Treue. Er ist ein Arzt: er hilft umsonst, er hilft so gern, er hilft nicht gern durch Schneiden, das weh thut, sondern er hilft mit seiner süßen Liebe." So sprachen sie von ihm.

Er kam auch nach Nazareth, wo er erzogen war, wo er bei seinem Vater in den Spänen gespielt hatte, wo er dann selbst ein Zimmermann gewesen war. Das Dorf lag und liegt noch heute an einer Anhöhe Geht man weiter hinauf,

kommt man an einen Absturz — ich weiß nicht wie tief. — Dahin kam Jesus.

Es war ein großer Tag für Nazareth, ein Tag äußerster Spannung. Die Geister waren fast überspannt, wie nachher klar wird. Solch einen Tag hat Nazareth noch nicht erlebt. Es war noch nicht viel Großes und Gutes aus Nazareth gekommen. Der, welcher Nazareth im ganzen Land, bis zum König und Statthalter hinauf, berühmt gemacht hat, die Ehre, der Stolz Nazareths: der kommt! Da liefen sie alle in die Synagoge. Und als er kam, und als er das Pult betrat, wurde es totenstill.

Da nahm er die Bibel und fand das freundliche Wort in dem 61. Kapitel des Jesaias — man kann es dort nachlesen. — Wie die Glocken am Weihnachtsabend, als wir Kinder waren, so lieblich sind die Worte. Dazu kam, daß er sie vorlas mit seiner reinen, klingenden Stimme, die doch so voll warmen Herzens war, und in der Kraft des Geistes, der in ihm war. So: „der Geist des Herrn ist bei mir. Derhalben er mich gesalbt hat und gesandt, zu verkünden das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn."

Und nun fing er an zu predigen, holdselig und groß, über den holdseligen und großen Text. Seine Predigt ist nicht aufbewahrt. Aber wir können sie uns wohl denken. Wir sind ja Jesu Jünger. Wir wissen ja aus andern Stellen, wie er gepredigt hat. Er sprach über das viele Leid der Menschen, mit weicher Stimme; über die Armen mit ihrer Brod- und Seelennot; über die vielen Herzen, welche von der Sünde und Sorge zerschlagen sind, wie Schiffe am Strand in der Brandung; über die vielen Gefangenen in den Gefängnissen des Pontius Pilatus und des Königs „Branntwein" und des Königs „Arbeit" und der Königin „eitle Ehre"; über die

vielen Blinden, die durchs Leben gehn, wie das Pferd um den Göpel, immer im Kreis ihrer Tagesarbeit und -sorge nach, und sehen vor lauter Erde und Heu und Stroh den Himmel nicht. Er sprach über die Hoffnungen, von denen es sehr viele giebt, und von denen wir Alle einige in den zitternden Händen haben, und daß sie sehr häufig zerschellen wie Fensterscheiben, gegen welche die Steine fliegen. Er sprach über alle diese Dinge mit einer Wehmut, mit Augen so freundlich und traurig, mit einer Stimme so rein und lieb, mit einer Erkenntnis so tief und klar, wie seitdem kein Mensch wieder hat reden können — wird auch nie wieder geschehen —, und dann, als er soweit war, sagte er zu ihnen, daß all dies Übel, diese herzzerreibende Menschennot jetzt, heute, in diesem Augenblick vorüber wäre, von ihnen abgefallen wäre, wie Erde, die man von den Stiefeln stößt. Es ist zu Ende mit Sünde und Not und Sorgen und Thränen. Da horchten sie hoch auf: Da hätte man hören können eine Nadel auf die Diele fallen.

Er sprach über das Thema — wie hier steht: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren", und es mögen diese Teile gewesen sein: 1) Gott ist die Liebe. 2) das Reich Gottes ist gleich einem Schatz im Acker, den ein Mensch fand und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker. 3) Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Er redete von dem lieben Gott, der nicht will, daß ein einziger Mensch, er sei Taglöhner oder Gelehrter oder eine kleine Konfirmandin oder ein Greis, die höchste Bestimmung des Menschen verfehle, der allen Menschen — jedem Einzelnen bittergerne helfen möchte. Er erzählte ihnen von dem großen Ereignis der Zeit, dem größten der Weltgeschichte: von der Gründung eines Reiches voll Reinheit, Liebe, Treue unter den Menschen und Gnade von oben her. Er sagte ihnen, daß sie auf ihn sehen, hinter ihm hergehen, ihn lieben sollten. „Dann", sagte er, „wird euch sein wie Gefangenen, die im Sonnenschein auf der Straße gehn, wie Blinden, die Frau und Kinder sehn, wie

Schiffern, die glücklich durch eine wilde Brandung kamen. Ihr werdet glücklich und fröhlich sein. Kommt her zu mir! Kommt her zu mir!" So schloß er. Das war seine Rede.

Die Rede gefiel ihnen. Über die Maßen. „Seht: das ist der berühmte Nazarethaner. Wir begreifen es. Freilich: Da sind Geist und Gaben."

Liebe Christen! Solche Rede des Herrn gefällt auch heute unzählig vielen Menschen. Wenn das Evangelium, die frohe Botschaft, gepredigt wird, dann hören die Menschen gern zu. Wer wollte Jesus nicht zuhören, wenn er über den lieblichen Jesaistext redet? Und er hat oft darüber geredet. So in der Bergpredigt, wenn er sagte: Selig sind, selig sind! O, das mögen die Menschen so gern hören: selig sind. Denn wer ist so wahnsinnig, daß er nicht möchte selig werden? — Es giebt Prediger, welche die Gabe haben, immer freundlich zu predigen. Die ganze Heilige Schrift ist ihnen Evangelium, frohe Botschaft. Sie sagen: Friede! Sie sagen: Selig! Sie predigen immer über den Text, über den Jesus in Nazareth predigte: „Der Geist des Herrn ist bei uns." Sie predigen immer „das angenehme Jahr des Herrn." Sie sind glückliche Menschen. — Die Menschen hören das gern. Dies ist ja die Religion vieler Menschen: „Der Geist des Herrn ist in Jesus Christ. O ja, er war rein und gut, sonder Fehl — kein Stäubchen an seinem Kleid und voll Erbarmen. Er war von allen Menschen der freundlichste und hat vielen geholfen. Wenn es wahr ist — und es kann wohl wahr sein —, daß er auch die Gewalt hat in dem Land, dahin wir kommen, wenn wir tot sind, dann wird er auch da sehr mitleidig sein und mit seinem Mantel decken: „all Sünd und Schande."

Ja, wer hört nicht gern eine Predigt über den Jesaiastext? Wir, die in Not und Sünde und Arbeit sind, wir dicht vor dem Abgrund, wir in der Brandung, wir im Sturme, wir wissen nicht Weg, nicht Steg? Wenn er uns sagt: Heut ist die Schrift erfüllt. „All Fehd hat ein Ende," Ihr

sollt selig werden? Gesund und fröhlich sollt ihr sein, und sicher sollt ihr wohnen? — Darum steht da auch: „Und sie gaben Alle Zeugnis von ihm und wunderten sich der holdseligen Worte."

II.

Liebe Christen! Wenn ein Arzt zum ersten Mal an das Bett eines Schwerkranken tritt, so wird er gut thun — soviel ich davon verstehe — wenn er zuerst versucht, dem Kranken Mut einzureden. Wenn er fröhlich und sicher vor ihn hintritt und sagt: Sei ruhig, sei froh, habe Vertrauen: ich mache dich wohl wieder gesund — dann . . ja, dann das „aber": Nun mußt du thun, was ich sage! Nun mußt du genau essen, wie ich sage, genau trinken, wie ich verschreibe! Erst freundliche Ermunterung — danach ernste Befehle. Erst fröhliche Hoffnung, dann bittere Gegenwart.

Jesus hat sich einen Arzt genannt. Wir nennen ihn mit einem Namen, der einen ähnlichen Gedanken ausdrückt: Heiland. Jesus Christ macht es hier wie ein Arzt. Er redet zuerst über den Jesaiastext: von Sonnenschein, vom angenehmen Jahr des Herrn, von Gesicht und Gesundung und von Freiheit. Nun aber fährt er fort: „Ihr freut euch über meine freundlichen Worte. Ihr möchtet nun auch Zeichen und Wunder sehn. Ach, kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterland: denn sein Vaterland kann nur angenehme Dinge von ihm vertragen. Ich aber muß Euch wie allen Anderen in der weiten Welt bittere Dinge sagen. Die Wahrheit muß ich euch sagen, von der bittern Gegenwart muß ich euch reden: Zwar: das freundliche Jesaiaswort ist in die Welt gekommen, ist Thatsache geworden; aber es ist zu Andern gekommen, nicht zu euch. Sowie in alten Zeiten Fremde geheilt wurden, nicht die Leute im Land, so werden Fremde das angenehme Jahr des Herrn sehn und sich seiner freuen, los aller Not und Bande; aber ihr nicht. Ihr werdet mit Sünde, Sorge

und Not bleiben, und an Andern wird die Jesaiaspredigt erfüllt. Darum, weil es euch nicht ans Herz geht! Darum, weil ihr euch umseht und sagt: wem gilt das? Darum, weil ihr nicht nachdenket; weil es nicht eure Seelen schüttelt!"

Da wurden sie voll Zornes alle, die da in der Schule waren. Sie sprangen auf und stießen ihn zur Stadt hinaus, auf den Hügel, an dem ihre Stadt liegt; da wollten sie ihn hinunterstoßen. Den sie so gelobt und angelacht hatten, als er über den Jesaiastext redete: sie mochten ihn nicht hören, sie mochten ihn nicht einmal sehen, als er über den Mosestext anfing, als er sagte: „Nun fort mit der Trägheit und geistlichen Stumpfheit! Nun fort mit den schlechten Gewohnheiten! Nun laß du dein Neiden, du dein Fluchen, du deine Launen, die den Deinen so beschwerlich sind, du deine Sorgen! Nun her mit Glauben und vielen guten Werken! Nun rein das Herz und flink die Hände zur Helferarbeit! Denn nur über diese wird kommen mit lachendem Sonnenschein das angenehme Jahr des Herrn."

Es ist fürwahr richtig, daß Jesus ein gar freundlicher Herr ist, der mit lieblichen und starken Worten die Gottseligkeit eines reinen Herzens schildert, der die Engel selbst im seligen Himmel lachen läßt, wenn ein Sünder das Schweinehüten und das Träbereffen aufgiebt und sich zu Gott wendet. Er stellt diese Freude mit solchen Worten dar, daß einem das Herz hochschlägt. — Aber Jesus sagt ganz wie der Arzt: erst Gehorchen und Mühe, dann fröhliche Genesung. Jesus sagt, ganz wie es im Leben heißt: erst Arbeit, dann das Gefühl der Befriedigung. Jesus sagt: Erst Heiligung auf Erden, dann Seligkeit im Himmel. Erst das Haus fegen, nachher laßt uns Weihnacht feiern! Erst laßt uns gute Kinder werden, nachher mag uns der Vater einen neuen Rock geben und funkelnden Fingerreif! Jesus Christus hat die Weisung gegeben — das soll niemand vergessen —: „So jemand will des Willen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden,

ob diese Lehre von Gott ist." Du mußt erst Willen zeigen; du mußt erst die Sache angreifen; du mußt erst an deinem Charakter arbeiten; du mußt dir erst von Gott Arbeit geben lassen. Nachher, nachher bekommt ein jeder bar ausbezahlt großen Lohn.

Es steht da: Sie wurden voll Zorns. Sie mochten es nicht hören. Nun, wir können auch gern voll Zorns werden oder ärgerlich, weil es so schwer gemacht ist, hier zeitlich und dort ewig selig zu werden. Unser Zorn und unser Ärger wird der Sache Jesu wenig schaden. Er bringt seine Sache zu andern Leuten. Es sind alle dreißig Jahr 1500 Millionen Menschen, die sein Heil brauchen. Er ist größer als unser Ärger. Das ist ein jämmerlicher Vater, der fragt, ob die Kinder sich ärgern. Es geht nicht, daß wir uns an ihm stoßen. Selig ist, wer sich nicht an ihm ärgert, sondern sich ihm demütig unterwirft. Ich meine, er sei es wohl wert. Schon wegen der sechs Stunden am stillen Freitag. Es war ihm bitterernst, er wollte dir sehr gern helfen; er wollte dir durchaus helfen.

Freundlich ist Jesus. Er legt uns ein Joch auf, aber es ist nicht zu schwer. Er sagt sogar: „es ist sanft" Sage: „ich will, Herr" und fang an die Arbeit der Heiligung. Dann, dann wird er dir auch predigen, holdselig — nach dem Jesaiastext —: das angenehme Jahr des Herrn. Amen.

Es ist der Mühe wert, ein Christ zu sein.

Septuagesimae. — I. Brief an die Korinther 9, 24—27.

Draußen auf dem freien Feld vor Korinth war eine stattliche Rennbahn geebnet. Ringsum standen hohe Schranken.

Dort wurden jährlich Wettspiele abgehalten. Junge, kräftige Männer jagten längs den Schranken, und wer der erste wurde, wer mit gewaltiger Anstrengung die andern besiegte, der wurde mit einem grünen Kranz belohnt, von den Dichtern seines Volkes besungen, sein Bild wurde zum bleibenden Andenken in der Rennbahn aufgestellt.

Eines Tags — Jesus war vor 30 Jahren auf Golgatha gekreuzigt worden — war in Korinth ein Mann eingewandert, mit schon ergrautem Haar, mit tiefen, ernsten Augen, ein Teppichmacher aus Tarsus, Paulus. Der hatte eine glühende Liebe zu Jesus Christ und war von ihm in die Heidenwelt hinausgeschickt, empfänglichen Herzen den wunderbaren Jesusglauben zu predigen, in die ungeheuren Haidefelder guten Samen zu säen, hier und da, an günstigen Stellen . . nachher sollte er sich von selbst ausbreiten. Er kam von Tarsus, da hatte er fleißig Teppiche gemacht und viel dabei gegrübelt; er kam von Jerusalem, da hatte er dabei gestanden, wie Stephanus starb; er kam von Damaskus, da hatte Jesus Christ ihn geschüttelt; er kam aus Arabien, da hatte er gebetet; er kam aus Kleinasien, da hatte er gearbeitet. Jetzt kam er nach Korinth.

Da waren gerade die Spiele — meine ich — und er saß mit unter den Tausenden, der Mann mit dem grauen Haar und den tiefen Augen und im Herzen: Jesus allein. Und er sah dem Wettlauf zu und sah, wie der Sieger so über die Maßen geehrt wurde, und er sah . . und sah und zog weiter. — Und nach etwa fünf Jahren — er war fern von seiner korinthischen Gemeinde, da war in selbiger Gemeinde ein gewisses lottriges und lässiges Wesen eingerissen, und Paulus sah sich veranlaßt, ihnen einen längeren Brief zu schreiben. Da, wie er nun so sitzt und schreibt und sinnt, daß er es ihnen so recht ans Herz lege: Jesum allein, daß sie doch wieder ernste Christen würden: da, mit einem Mal, steht er im Geist wieder auf der Tribüne und schaut den

korinthischen Spielen zu und da schreibt er an sie folgende Worte:

I. Kor. 9, 24—27.

Es ist der Mühe wert, ein Christ zu sein.

I. Es ist eine Mühe.

II. Aber es ist der Mühe wert,

I.

„Wißt ihr nicht, sagt der Apostel, „daß die, welche in den Schranken laufen, die laufen alle?" O ja, sie kannten das Bild: das Rennen in der Bahn, draußen vor ihrer Stadt. Sie liefen Alle, die sich gemeldet hatten, und sie liefen Alle in den Schranken, die Bahn entlang. Keiner lief querfeldein. Das galt nicht. Das gilt auch heute nicht. Sie hatten sich monatelang hart geübt und eingelernt: „Ein jeglicher aber enthält sich alles Dinges". Und wenn der Tag kam, dann hatte oft alle Mühe nichts genützt: „Einer aber erlangt das Kleinod."

In den Schranken mußt du bleiben, in der Bahn. Dem Herrn mußt du nachgehn, wie der seinen Weg gemacht hat durch die Welt: von Nazareth nach Stillfreitag. Es mögen viele Wege nach jeder Stadt im Land führen, nach dem Himmel führt nur ein Weg: Jesus Christ, der, wie du weißt, gesagt hat: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater denn durch mich. Das ist das Allererste und das Notwendigste. Das wußte jedes Kind in Griechenland, das weißt du auch: auf dem Weg muß man bleiben, in der Bahn. Das ist das Allererste im Christentum, daß du auf Jesus siehst und sagst, den Weg muß ich gehn, den er gemacht hat.

Es ist eine Mühe, und es ist große Versuchung vorhanden, oben auf den Tribünen oder unten auf den Bänken zu sitzen, die Hände in dem Schoß zusammenzulegen, zuzuschauen und sich erzählen zu lassen, wie andre liefen: sich er-

zählen zu lassen von Jesus, wie der gelaufen hat, bis er mit sterbender Hand das Kleinod ergriff; sich erzählen zu lassen, wie Paulus gelaufen hat, bis er sein Haupt auf den Block legte; am Sonntag Palmarum in der Kirche zu sitzen und den kleinen Konfirmanden zuzunicken: „Ei, wohl, kämpfet einen guten Kampf! Wacker, Kinder!"

Es sind sehr viele Christen, die also am Wege sitzen und an Kämpfen und Laufen nicht denken. Sie gehn auf in den kleinen Sorgen und Freuden des Lebens, sie pflügen und hämmern, sie kochen und essen, sie trinken und lachen. Sie haben nicht einen einzigen großen und ernsten Gedanken. Wo sie aber annehmen müssen, daß irgendwo ein großer und ernster Gedanke sei, z. B. in der Kirche: da meiden sie mit Angst diesen Ort. Da wurden sie krank. Sie hatten das schöne Leben, darin man kämpfen und laufen soll, zugebracht wie ein Geschwätz. Sie waren noch mitten im Schwatzen. Nicht wahr, ihr habt es doch erlebt? Da trugen wir sie auf den Kirchhof.

Andere laufen; aber ihr Ziel taugt nicht. Das, wonach sie laufen, ist nicht der Mühe wert. Sie wollen irgend eine irdische Hoffnung erfüllt sehen. Andre, thörichter, laufen einer Leidenschaft nach. Sie kommen alle nicht ans Ziel. Es ist die Natur aller irdischen Ziele, daß sie nicht erreicht werden. Nicht wahr? Ihr habt es doch schon erlebt? Sie geizten noch; sie griffen noch; sie tranken noch; sie lachten noch; sie liefen noch. Mitten im Lauf stürzten sie. Da trugen wir sie auf den Kirchhof.

Man muß in den Schranken laufen. Das wußte jedes Kind in Griechenland. Das weiß jedes Kind in unsern Schulen. Wer wird selig? Der in den heiligen Schranken bleibt, die unser Seligmacher an unserm Weg aufgestellt hat; die zehn Gebote im Sinne Jesu, im Sinne der Bergpredigt ausgelegt. Eine lange Schranke neben dir, dem Laufenden: Gottes Ehre, Name und Tag, deines Nächsten Ehe, Gut und Ehre! Die ganze Schranke entlang stehn die funkelnden, starken

Gotteswort: du sollst Gott fürchten und lieben, so sehr du kannst, und deinem Nächsten Gutes erweisen, so sehr du kannst. Daß du nicht auf das Steinigte kommst und werdest hartherzig! Daß du nicht zwischen die Dornen gerätst und werdest voll Sorgen und nichtiger Freuden! daß du nicht in den Abgrund fällst in Schande und Laster!

In den heiligen Schranken Gottes laufen: das ist das Erste! Das Andre aber ist: von sich werfen, was am Laufen hindert. Ein Wort nicht allein von Paulus, sondern auch von Jesus Christ: „Wenn dein Auge dich zur Sünde verführen will, reiß es aus, wirf es weg!" Ich bekenne: das ist Mühe, da liegt Versuchung. Wir haben so Dinge, die uns ans Herz wachsen. Da hat der Eine eine Leidenschaft, nicht schlimm, aber er fühlt wohl: sie hindert seine Seele am Laufen. Da hat der Andre Hab und Gut, nicht viel; aber grade soviel, daß seine Seele schwer mit Sorgen belastet ist. Wenn er dann einmal in die Kirche kommt, dann merkt er wohl: es hindert ihn am Laufen. Da hat der Andre hohe Gedanken von sich selbst, und wenn er dann hier sitzt, schaut er mit kluger, würdiger Miene auf das Gotteswort, und ich weiß wohl, das hindert viele am Laufen. Da ist Einer, der hat gehört, was zu den Christen gesagt ist: Was ihr gethan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan; aber wenn der Bettler von Bielefeld kommt, oder die äußere Mission, oder wenn Not in der Gemeinde ist, dann kann er doch nicht vom Groschen finden, und er weiß: das hindert ihn am Laufen. Was dich hindert, vorwärts zu kommen nach der schönen Himmelspforte, reiß es aus. Gott steh' dir bei und gebe dir Mut: Wirf es weg! Es ist Mühe, große schwere Mühe; aber es ist besser, mit Mühe in den Himmel zu kommen, als, bepackt mit allerlei Habe und Sorge und Sünde, in die Nacht zu gehn.

Und dann nicht müde werden, bis die schöne Pforte erreicht ist, bis der grüne Kranz auf dem Haupt sitzt, bis wir

die Kränze verdient haben, die man auf unsern Sarg legt. Verdiene dir deine Sargkränze! Laß es nicht Sitte ohne Sinn sein! Bei dir nicht! Lauft also, daß ihr es ergreift.

Es ist Mühe dabei. Paulus schreibt einmal in einem andern Brief: Ihr liefet fein. Wer hat euch aufgehalten? Ja, wer hat euch aufgehalten? Wenn es Palmarum wird und ich mit der kleinen Schaar zum Gotteshause gehe, dann gehen meine Gedanken zu denen zurück, die ich vor einem oder drei oder sechs Jahren am selben Sonntag mit Gebet und Lobgesang vor die Augen Gottes führte. Einige laufen noch, das merke ich daran, daß sie zum Gotteshaus kommen und zum Abendmahl. Andre sind in die Fremde gegangen. Gott segne euch, ihr Kinder in der Fremde. Andre aber, ich fürchte, es sind nicht wenige: Ihr liefet fein, wer hat euch aufgehalten?

Fein liefst du, liebe Seele! Wie war dein Herz so unverdorben, dein Gebet so kindlich und einfach und vertrauend. Fein liefst du, liebe Seele, zum Tisch des Herrn und nicktest mit deinem Haupte, als er sagte: Geh hin und sündige hinfort nicht mehr! Wer hat dich aufgehalten? Böse Freunde, die lachten und sagten: es ist kein Gott? Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wer hat dich aufgehalten, deine Sorge und Arbeit? Es giebt für den Christen vornehmlich die eine Sorge: Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern. Wer hat dich aufgehalten? Deine Sünde? Geh zum Tisch des Herrn, rede mit ihm über deine Sünde und geh in reinem Kleide mit neuem Mut weiter auf deinem Weg. Als der verlorene Sohn sich aufgemacht hatte — da es von ihm heißt: da schlug er in sich — ich denke: da lief er fein. Da wollte ihn manches aufhalten: lustige Gesellen und ein Sandweg, ein schönes Dorf und ein Regentag; aber er ließ sich nicht aufhalten. Er dachte wohl immer an den Augenblick, da er vom Hügel herab das liebe, schöne, reine Vaterhaus sähe im Weihnachtsglanz. Er dachte wohl

immer an des Vaters gute, heilige Augen. Er dachte wohl: Es ist eine Mühe;

* * *

Aber es ist der Mühe wert. Das war das Zweite.

Glaubst du, daß die, welche Jesus Christ nicht lieb haben, keine Mühe haben? Die haben mehr als du. Denn wohl tausendmal glauben sie, daß sie ein Ziel erreicht haben und wollen es so fest halten; denn sie haben ja sonst keine Hoffnung. Und immer wieder zerbricht es ihnen zwischen den haltenden Fingern. Es ist Mühe ohne Ende. Eine Kette von Mühen. Du siehst viele, die in diesen Ketten gehn.

Du, in den Schranken Gottes, hast auch Mühe; aber es ist der Mühe wert. Ich will dich an eins erinnern: Viele Tausende stehn und sehen dir zu. Ich denke an Vater und Mutter und an die Vorfahren, die beim Herrn sind. An den Himmelsschranken stehen sie und sehen hinunter und freuen sich, daß du so wacker um deine Seele kämpfst. Ich denke an die Seligen alle, die nun Herzen haben ganz rein und heilig, und an die Engel: der ganze Himmel lobend, sich freuend, wenn sie sehn, daß du redlich und mutig, wie es sich für einen Freiwilligen Jesu Christi schickt, in den heiligen Schranken läufst. Ich denke an den Einen, der einst auf Golgatha starb. Er starb ja auch für dich; denn er sagte, er wäre gekommen zu suchen, und die selig zu machen, die verloren waren. Grade darum ist er gestorben, daß er deine Seele zur Gegenliebe entflamme, daß du sagest: „Ich will doch laufen, damit ich dann bei ihm sein kann. Es ist gut, bei ihm zu hausen."

Wenn ein Mensch den andern Weg geht, den Weg der Begierden oder Habsucht oder des Geizes, dann sind da ja auch Einige, die ihm zurufen: Richtig! klug! Lauf nur zu! Aber die das sagen, die sind auch danach. Ich danke für ihren Beifall. Du wollst auch dafür danken; du wolleſt sogar versuchen, ihnen zu mißfallen und wolleſt laufen und

versuchen, den Andern zu gefallen, den ernsten Christenleuten und den Seligen an den goldnen Himmelsschranken.

Was du gewinnst, ist ein Kleinod, sagt Paulus: „Einer erlangt das Kleinod." Eine Kostbarkeit ist es. „Eine köstliche Perle", sagt Jesus: „Ein Schatz im Acker", sagt er. Es ist ein Besitz, in dessen Genuß wir hier schon kommen, und es ist eine gewisse Hoffnung auf ein andres vollkommenes Leben. Es ist schon hier viel Freude, die jeden Tag neu wird, ein stetes Vorwärtskommen, ein, wenn auch mühseliges, Gelingen. Gott bezahlt die Mühe des ernsten Strebens jeden Tag mit barem Geld. In der Zukunft aber liegt die Ankunft im Vaterhaus, das sehr schön, friedlich, rein und fröhlich ist. Nach manchem harten Stand und manchem harten Gang in der Welt werden wir dort gut wohnen.

Wenn wir das im fröhlichen Glauben erfassen: dort oben ohne Sünde, Sorge, Thränen und Tod, immer bei denen, welche wir lieben, und in Gottes Hut, wie sollte dir das widerfahren, daß dir nach einem solchen Ziel die Füße müde würden? Es ist wohl eine Mühe; aber es ist der Mühe wert.

Und wenn ich auf mich selber sehe, wodurch ich ja durch die Worte dieses Briefes gezwungen werde: „ich laufe aber also, daß ich nicht den Andern predige und selbst verwerflich werde": so wird es mir gehn wie dir, daß wir fürchten, das Kleinod doch nicht zu erreichen ... Aber Gottes Verheißungen sind so wunderbar: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde", ... also auch mir. Des Heilands Versprechungen sind so sicher und trostreich: „Kommt her zu mir, Mühselige und Beladene, ich will euch erquicken," und ich bin ja mühselig und beladen. Unser eigen Herz schlägt so stark dem Herrn entgegen, dem treuen starken Helfer für alle Schwachen und Mutlosen; und ich bin ja schwach und mutlos. Es ist wahrhaftig nicht schwer, den Todgeweihten von Jerusalem, den Sterbenden von Golgatha, den, der in Josephs Garten stand, als am dritten Tag die Sonne aufging: diesen Herrn von

ganzem Herzen zu lieben. Er verheißt aber alles Gute denen, die ihn lieben. Und ich habe ihn ja lieb.

Nein. Wir sind nicht verlassen, nicht betrogen. „Getreu ist, der uns ruft", sagt Paulus an einer andern Stelle. Wir müssen es darauf hin wagen mit fröhlichem Blick und viel Mut. Siehst du das Steinigte und die Dornenhecke? Denk' an die heiligen Schranken! Siehst du das Vaterhaus? Das ist dein, wenn du nicht müde wirst! Geh! Es ist eine Mühe; aber es ist der Mühe wert. Amen.

Nun wollen uns die Kinder das Lied singen, das durch die heutige Predigt geklungen hat, wie ich hoffe, an eure Herzen:

Eins ist Not, ach Herr, dies eine
lehre mich erkennen doch.
Alles andre, wie's auch scheine,
ist ja nur ein schweres Joch.
Darunter das Herze sich naget und plaget
und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.
Erlang' ich dies eine, das alles ersetzt,
so werd' ich mit einem in allem ergötzt.

Jesus vor Pilatus.

Laetare. — Evangelium nach Matthäus 27, 15—31.

Von allen Begebenheiten, die geschehen oder geschrieben sind, ist das Drama von Jerusalem das weltbekannteste. Denn es ist das erschütterndste. Es spricht so zu Herzen; ich sage besser: es stößt so gegen das Herz — es sei denn ganz oberflächlich und gedankenlos —, daß diese Bilder und Scenen,

obgleich fast 1900 Jahre dazwischen liegen, uns gegenwärtig sind, als wären sie gestern geschehn.

Ist Einer unter den Anwesenden, dem es nicht vor Augen steht, wie die Dreizehn am Donnerstag Abend zum letzten Mal mit einander essen? Wer sieht nicht diese Tafelrunde? Weil am andern Tag, als die Sonne sank, nur noch elf von den dreizehn am Leben waren — zwei waren stille Leute geworden — mögen noch heute abergläubische Leute nicht zu dreizehn am Tische sitzen. Die Zahl dreizehn trägt von jener Stunde an in der Christenheit einen Trauerflor um den Arm. — Hat Einer von den Anwesenden die Thatsache vergessen, daß er betete und wachte und arbeitete, daß sein Schweiß war wie Blutstropfen, und seine Freunde, seine lieben Freunde schliefen? Oder die Scene, wo Judas — nicht sein Feind, sondern sein lieber Freund Judas — die Arme um seine Schulter legte und ihn herzlich küßte und mit der weichen, milden Stimme, die er zuweilen hatte, sagte: Sei gegrüßt, mein Meister? Oder die Stelle, zwölf Stunden später, wo dieser selbe Judas mit einem andern Gesicht — ganz anders! — im Dunkeln in der Tempelthür erschien, und die dreißig Silberstücke flogen über die Diele, „und er ging hin", steht da, und „es war Nacht" und er erhängte sich? Oder die Stelle, wo der hochgemute, fröhliche Petrus, dieser starke, stolze Mann mit den blitzenden Augen, der in seinem Wesen so etwas Deutsches hat, die Hände gegen sein Gesicht schlug und laut aufweinte, wie ein Kind aufweint? Und wenn es wahr ist, was Einige erzählen, daß seine alte Mutter mit grauem Haar unterm Kreuz gestanden hat: weiß Einer einen Gedanken, kann Einer ein Bild malen, das uns weher thut?

Alle diese und die andern Begebenheiten kennt ihr genau. Sie sehn euch mit tiefen, dunklen Augen an und reden zu euch in deutscher Sprache. Ja, das war ein Drama dort in Jerusalem, und ich verstehe jene einfachen Dorfleute am Fuß der Alpen in Bayern, welche vor vielen tausend Menschen

aus der ganzen Welt die Passionsspiele aufzuführen pflegen.

Es hat mich bezwungen, daß ich euch von dem, was zu Jerusalem geschehen ist, etwas vor die Seele stelle. Wir wollen ihn sehn, wie er auf der Richtbühne des Pilatus stand und neben ihm, wer? Petrus? Das wäre ein freundliches Bild! Judas? Er hatte Judas sehr lieb! Kaiphas oder Pilatus? Sie haben neben ihm gestanden. Die Zwerge und Krüppel haben den Großen gerichtet. Nein, ein Andrer stand neben ihm. Er stand da mit seinem reinen Gesicht und mit seiner edlen Gestalt, er, von dem die Frauen in Galiläa sagten: „Selig der Leib, der dich getragen“ und neben ihm stand: Barrabas, der Mörder.

Das Evangelium steht: Matth. 27, 15—32.

Jesus vor Pilatus.

Wie stellte sich zu ihm: I. die Frau, II. der Mann, III. die Jugend.

I.

Der Statthalter Pilatus hat sich in seinen steinernen Amtsstuhl gesetzt. Offiziere und Soldaten stehn neben ihm; und vor ihm, in der Tiefe, stößt und drängt sich eine Volksmenge, die ein Fest feiern will, die nach Neuem hungrig ist, die Blut riecht.

Da drängt sich ein Diener an den Stuhl des Statthalters und bringt ihm eine Warnung von seiner Frau: „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten. Ich habe die ganze Nacht bange von ihm geträumt.“ Die Botschaft heißt nicht so: „Ich habe erfahren, daß er ein unschuldiger Mensch ist. Rette ihn aus den harten Händen seiner Feinde. Ich freue mich heute, Pilatus, daß du die Macht hast“, sondern die Botschaft heißt so: „Der Mann ist ein Heiliger, ein Geistmächtiger! Er könnte dir an Leib oder Seele in geheimnisvoller Weise

schaden, wenn du ihn verurteilst. Pilatus, schiebe die Sache weg von dir".

Sie war eine feine, hochgestellte Frau, was man denn so fein nennt. Sie wußte, wie man sich vornehm kleidet, und wie man sich dem Volke zeigt, und wie man sich vor dem Kaiser verbeugt. Aber in sittlichen und religiösen Dingen ist sie abergläubisch, feige und roh. In dieser größten Stunde ihres Lebens, in der eine starke Pflicht an sie herantritt, versagt sie völlig, verfällt sie der Schande. Sie ist vor dem Amtsstuhl der Weltgeschichte eine Gerichtete.

Meine Christen! Jesus hat sonst den Frauen seiner Zeit sehr gefallen. Bekannt sind die Frauengestalten: Maria, Martha, Magdalena. Bekannt ist, wie die Frauen in Galiläa begeistert über ihn urteilten, und wie die Frauen von Jerusalem um ihn weinten. Man ist leicht geneigt, zu sagen: das kommt daher, weil er etwas Weichliches an sich hatte. Das ist thöricht. Welche Frau liebt einen weichlichen Mann? Jesus war nichts weniger als weichlich. Ja, ich sage, wer ist ein Held gewesen wie er? Nennt doch einen, der so starkes, so schweres wie er unternahm und mit so übermenschlicher Kraft und mit solcher Vasallentreue zu Ende führte? Nein, ich weiß wohl, was es gewesen ist, das ihn den Frauen lieb machte: das war das Reine, das Treue, das Starke.

Auch die Frau des Pilatus stand unter dem gewaltigen Eindruck seines Wesens; aber sie hatte nicht den Mut, den die Frauen aus dem Volke hatten. Sie war zu fein dazu, was sage ich, sie war zu gewöhnlich dazu. Sie that nichts weiter, als jammerte ängstlich: „Ich habe die ganze Nacht schlecht geschlafen", und hob warnend den Finger: „Er könnte dir schaden. Schiebe die Sache von dir, Pilatus!"

Nun auch jetzt noch: alle Frauen ohne Ausnahmen müßten Jesus lieb haben, wie einst die in Galiläa und Jerusalem. Dieser, mit dem Mut, mit den starken, goldnen Worten, mit der Todestreue, mit der starken Hoffnung an Gräbern, auch

an Kindergräbern, muß den Frauen gefallen. Das kann nicht anders sein. Sie müssen ihm anhangen und Maria und Martha in einer Person sein, Martha, die ihren eignen Hausstand fein und fröhlich in Ordnung hält und des Nachbarkindes Krankenbett unter freundlichen Worten aufmacht, Maria, die gern ins Gotteshaus kommt oder daheim das Evangelium nach Matthäus durchliest, sich freuend am Herrn.

Nun, ich weiß wohl, der Heiland hat im ganzen Land, auch in unsrer Gemeinde, noch viele Freunde unter den Frauen; aber es giebt doch viele, denen der Herr bisher keine einzige unruhige Nacht gemacht hat und die sich von der Sache des Heilandes fast abergläubisch fern halten: „Mische dich nicht in diese Sache", und denen es ganz gleichgültig ist, ob ihr Mann oder ihre Kinder christlich leben und ins Gotteshaus gehn oder nicht.

Ich kann nicht viel darüber sagen, weil die Zeit kurz ist: ich sage aber: Weib, ist dein Herz ernsthaft christlich, dann hast du einen starken Mut. Frauenschultern müssen oft schwerer tragen, als sie können. Ich sage: Frau, ist dein Mann christlich, so ist er nüchtern, fleißig, treu und freundlich, und du hast ein friedlich gemütlich Daheim, wenns auch sehr einfach ist. Ich sage: Mutter, ist dein Kind christlich, so ist es von einer starken Mauer umgeben gegen viel Böses und behält dir zur Freude reine Füße und ein treues Herz. Ich sage: weinende Frau, stehst du als Christin an einem Grab, so steht ein Engel bei dir und tröstet dich. Was ist eine Frau ohne Christentum? Die ist Schilf im Graben, wenn der Märzwind weht! Die Frauen im ganzen Land, die haben Ursach, dem Herrn Freunde zu werben, Propaganda für den Herrn zu machen, zuerst in ihrem eignen Hause, dann, in Zeiten der Krankheit, in des Nachbarn Haus. Denn der Herr ist der starke Freund ihrer Sache. Ich wollte, daß einige von den anwesenden Frauen wegen des Heilands im Traum oder in Gedanken einiges zu leiden hätten und das feige und

oberflächliche: „Schiebe die Sache von dir!“ . . fahren ließen und sich, mehr als bisher, entschlössen, für die Sache des Herrn einzutreten, welche ihre Sache ist.

* * *

Von Pilatus, dem starken Pilatus, wollt ihr zum zweiten hören.

Pilatus ist zuerst sehr mutig. Er spottet über Jesus und über das tobende Volk. „Wen wollt ihr“, sagt er: „den Barrabas oder euren sogenannten Christus.“ Gleich nachher aber, als ihm der Diener die Botschaft von seiner Frau bringt: „Nimm dich in acht! Er ist ein Heiliger!“ und als das Volk tobender wird: da knickt der starke, stolze Mann zusammen. Er läßt sich eine Schüssel mit Wasser bringen und hebt seine reinen Hände zu dem Volk und wirft einen bangen Seitenblick auf Jesus: „Ich habe reine Hände. Seht ihr, da ist kein Blut daran.“ Sie sahen Alle die reinen Hände . . . Und hat doch keiner im Lande in dieser Nacht so blutig rote Hände gehabt wie Pilatus.

Liebe Christen! Die Zeit, da man über Jesus spotten konnte, ist nur kurz gewesen. Weder vorher, da er in Galiläa der Liebling des Volkes war, noch nach seinem Tod ist er verspottet worden. Nur eine Nacht und einen Tag war Jesus Gegenstand des Spottes.

Mit dem Spotten ist das nichts mehr. Damals in jenen vierundzwanzig Stunden waren die Geister in Jerusalem verdunkelt und verwirrt, oder wie der sterbende Jesus sagte: „Sie wußten nicht, was sie thaten.“ Sie waren ihm zu nahe, darum sahen sie seine Größe nicht. Wir aber stehn von unserer Kindheit an ringsum auf den Höhen um Jerusalem und sehen seine Größe, und wie er starb für uns.

Mit dem Spotten ist das nichts mehr. Es ist klar und nachgewiesen, daß er von all den vielen Tausend Millionen Menschen, die gelebt haben und leben, der Größte ist, sowohl an Geist, als an Herz, als an Charakter, der Größte an

Reinheit, Liebe und Treue. Es steht weiter fest, daß er uns helfen wollte, nicht allein seinen Zeitgenossen, sondern er dachte auch schon an dich. Du kannst ja gern sagen: ich brauche seine Hilfe nicht; aber er bleibt dir doch nah; es bleiben doch von seiner Krone Dornen in deinem Haar. Du wirst ihn damit nicht los. Er wollte dir doch helfen. Er hat doch an dich gedacht und um dich sich gemüht und sauer gearbeitet. Es bleibt das Gefühl: er hat es herzlich gut mit dir gemeint. Er wird sich freilich sehr wundern, wenn du da oben ankommst und dich in die Brust wirfst und sagst: „Sieh, ich bin ohne deine Hilfe zu Gott gekommen.“ Ach, nein, so wird es nicht werden. Du wirst seine Hilfe so sehr brauchen. Du wirst hier oder dort in den Knieen liegen, gebrochen von Leid oder Angst, und wenn er dir dann nicht aufhilft, kein Gott und kein Mensch wird dir helfen, und gingest du bettelnd bis zu den Morgensternen.

Erst spottete Pilatus. Nachher wusch er sich die Hände. Dieser händeringende Pilatus, ein widerlicher, jämmerlicher Mensch. Ein Mann, der seine Hände ringt! Ein Mann, der keinen Standpunkt hat. „Ich habe keine Schuld. Seht, meine reinen Hände! Mich interessiert das nicht.“ Du hast keine Schuld? Dich interessiert das nicht? Dich interessiert Jesus nicht? Was in aller Welt interessiert dich denn? Alles Andre neben ihm ist sehr klein; er ist Lebensweg, Lebenswahrheit; er ist Leben.

Mit dem Händeringen ist das nichts mehr. Das geht nicht. Es handelt sich für jeden Mann im Land um dies: Soll ich ihn, das Beste, was mir in den 50—70 Jahren meines Lebens angeboten wird, annehmen, oder soll ich wie ein Kind die Augen zumachen und sagen: ich seh' nichts. Es geht nicht, daß man den Kopf in den Nacken wirft und ein sehr kluges Gesicht macht und sagt: was ist Wahrheit? Es ist bekannt im ganzen Land, bei den Toten und bei den Lebenden, daß bei Jesus Wahrheit ist, nämlich Liebe, Treue, Reinheit, ewige Hoffnung, kurz alles Gute. Es geht nicht,

daß man sagt: „es ist mir nicht möglich, hier klar zu sehn. Es ist eine alte Geschichte, 1900 Jahre her . . ich . . ich bitte um eine Schüssel mit Wasser . . ich kann keine Stellung dazu einnehmen und mich nicht damit befassen." Man *kann* sich nicht an Jesus vorbeischleichen. Er ist gegenwärtig. Seine Sache steht auf der Tagesordnung. Er ist der Mann des Tags, jedes Tags. Es geht nicht, mit einem scheuen Seitenblick auf ihn: „Meine Hände sind rein . ." und man wagt nicht, ihm in die Augen zu sehn und ihm entgegenzutreten oder an seine Seite und ihm zu helfen, in dieser Zeit, da er neues Feuer auf die Erde wirft, daß es im ganzen Land hell wird und leuchtet. Ich sage, die fünfzig armenischen Frauen, die vor drei Jahren über das Geländer der Brücke in den Fluß sprangen, um den Türken zu entgehn: *die* hatten Charakter, aber solche händewaschende Männer, die haben keinen.

Man muß Stellung zu Jesus nehmen. Nimmst du Stellung zu deinem Vaterland? zu deiner Frau? zu der Gemeinde? zum Nachbarn? Und du wolltest nicht wissen, wie du zu Jesus stehst, der, wenn er dir nicht Gottes Sohn, doch unzweifelhaft Gottes Gesandter ist, der in die Welt gekommen ist als das helle Licht? Wo die Sonne aufgeht und wo sie untergeht, das weißt du, ihren Lauf kennst du, und ihrer Wirkung verdankst du alles Körperliche. Du würdest dich schämen, wenn du sagen müßtest: ich weiß nichts von der Sonne. Nun wohl: Was die Sonne deinem Körper, das ist Jesus für deine Seele, für deinen Charakter. Und du willst sagen: er interessiert mich nicht; ich wasche meine Hände in Unschuld?

Nein, mit dem Spotten ist das nichts, und nichts mit dem Hände waschen. Ja, damals . . . aber jetzt? Im Lauf der Jahrhunderte hat Gott ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Und wenn du darüber nachdenkst, wirst du finden, daß Gott ihm diesen Namen mit Recht gegeben hat. Hat er aber diesen Namen mit Recht: dann ist es nötig, daß du Stellung zu ihm nimmst. Wenn du aber

Stellung zu ihm nehmen willst, kommst ihm nahe und siehst ihn an und vertiefst dich in sein Wesen und in seine Sache: dann will ich dir sagen, daß du, als ein Mann, der des Menschenlebens Unzulänglichkeit erfahren hat, und der das Gute will, dahin kommen wirst, daß du sagst: ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr.

III.

Und nun müssen wir, weil die Zeit eilt, von der großen Menge absehn, die zum Amtsstuhl des Pilatus hinauf immer schrie: „Kreuzige ihn," obwohl es sehr lehrreich ist, zu untersuchen, wie es möglich war, daß diese Leute, die den Herrn gestern noch liebten, ihn heute haßten. Wir müssen davon absehn, obwohl es erschütternd ist, davon zu reden, wie da unten in der Volksmenge auch der das Kreuzige schrie, dem der Herr sein blindes Kind gesund gemacht, und vor den er das irre Kind hingestellt hatte, das mit einem Mal wieder blanke Augen hatte. Wir müssen davon absehn, obwohl es sehr interessant wäre, von der Urteilslosigkeit der Menschen zu reden und die Menschen zu bitten: Seht mit euren eignen gesunden Augen auf Jesus! Braucht euren eignen Verstand in Bezug auf seine Sache: dann werdet ihr erkennen, welcher Ehre er wert ist und seine Worte und sein Sterben.

Wir sehn aber hiervon ab und reden noch kurz, als zum dritten: von der Jugend.

Liebe Christen: Das Verhalten der Jugend! Wie ist das so verständlich. Und wie ist es so erschütternd.

Am Sonntag, die kleinen Kinder, als sie hörten, daß der Prophet von Nazareth käme — sie hatten ja nicht viel Verständnis — aber als sie ihn auf der Straße herankommen sahen und er sie ansah, mit diesen Augen, die er hatte, als er in Galiläa sagte: „Laßt die Kinder zu mir kommen": da war kein Halten mehr. Sie baten die Erwachsenen, daß sie

ihnen Zweige abrissen, und sie legten die Zweige vor ihn hin auf seinen Weg und freuten sich und sangen.

Aber nun dies trostlose jammervolle Bild: im Kasernenhof die jungen Soldaten. . . Ich habe einmal irgendwo gelesen, daß es deutsche gewesen seien, aus der Gegend von Franken und Thüringen. . Und der gegeißelte Herr in ihrer Mitte. Sie voll von Übermut und leichtfertigem sinnlosen Spott und er voll von Leid. Die Jugend ist es gewesen, die unserm Herrn den roten Mantel umhing. Die Jugend ist es gewesen — ich zeige deutlich darauf hin — die Jugend hat dem Herrn die Dornenkrone gemacht. Das waren junge Hände, die in die Dornhecke griffen, die am Ende des Kasernenhofs stand, und das waren junge Hände, die den Kranz in sein Haar drückten. Und es steht noch ausdrücklich da: es sammelte sich um ihn die ganze Schar, man würde heute sagen: die ganze Compagnie. Ein jammervolles Bild.

Die Kinder in euren Schulen — Gott segne sie — das weiß ich wohl, die tragen Palmzweige für Jesus in ihren Händen, alle zusammen. Sie müßten traurige Lehrer haben, wenn es ihnen nicht gelänge, die Kinder lachen und singen zu lassen dem, „der kommt in dem Namen des Herrn, Hosianah in der Höh'". . Der Jesus von Jerusalem mag den Kindern schwer verständlich sein; Leiden liegt der Jugend fern. Aber der von Galiläa ist der Kinder Freude. Auch die Konfirmanden noch legen ehrliche Gelübde als grüne Palmzweige für Christus vor die Altäre, wie wir vorhin gesungen haben: „Mein Herze soll dir grünen zu stetem Lob und Preis und deinem Namen dienen, so gut es kann und weiß" . . .

Aber die Jugend, die von den Altären fortgeht, die mit lustigen Augen ins bunte Leben schaut und schon einiges davon schmeckte: Wo sind ihre Palmzweige? Wo ist das Herz und die Liebe der erwachsenen Jugend!

Ich weiß wohl, auch hier ist es vorbei mit jedem Spott.

Das ist ein tierisch Herz, das über Jesus spotten kann. Aber ich sage, wo ist die Liebe, wo sind die Palmzweige? Jesus und die Jugend, gehören die nicht zu einander? Die Jugend hat keine Stellung zum Herrn? Sie lese nach — sie lese mit jungen Augen — das alte schöne Lied „vom angenehmen Jahr des Herrn." Das soll der Jugend wohl gefallen. Das ist ja nichts wie Jugend und Leben. War er nicht ein Herr, nicht allein über den Sabbath, sondern über alle Geister, über Kinder und Greise, über Kluge und Unkluge? Das war ein Jahr voll Geist, voll Stolz, voll Mut, voll von Blüten und Früchten, ein Jahr, geschaffen, der Jugend zu gefallen . . . Weg mit dem Bild vom Kasernenhof . ich sehe erwachsene Jugend ihren rechten Freund erkennen und grüne Zweige vor Jesus neigen, vor dem Reinen, Starken und Treuen, und ihn zum König ihrer jungen Tage machen.

Nun habe ich zu Allen geredet. Wie sichs gebührt: zuerst zu den Frauen, dann zu den Männern, dann zu der Jugend. Nun wollte ich, daß es in unser Aller Herzen grüne, und wir dem Herrn unsere Herzen neigen. Amen.

Stillfreitag.

Evangelium nach Markus 15, 21—47.

Totenglocken haben uns gestern Abend eingeladen und heute Morgen zusammengerufen, die Totenglocken mit dem bekannten Klang, die etwa zwanzig Mal im Jahr läuten, die einst auch läuten, wenn dein Erntewagen mit den Kränzen dort draußen durch Gottes Hofthor fährt. — Es ist eine gute

Sitte bei uns, daß die Bekannten, arm und reich, die letzte Ehre erweisend, zum Grabe nachfolgen. So hat auch der Herr heute eine Schar Leidtragender zusammengerufen. Seine Gefreundeten und Bekannten sind gekommen, wollen mit nach Josephs Garten. Aber freilich: soviel Gefolge hat der Heiland nicht, als wenn unter uns ein Reicher begraben wird. „Vater, vergieb uns Menschen! Denn wirklich, wir wissen noch immer nicht, was wir thun."

Totenglocken haben uns gerufen. Sie läuten von Jerusalem her den langen Weg durchs Kidronthal. Sie haben uns gerufen, und wir haben gemeint, wir müßten kommen. Wir haben gemeint, es wäre eine Sache des Anstands, zu kommen; denn er ist uns ein Bekannter von Kindesbeinen, von der Schiefertafel an. Wir sind gekommen von unserer Arbeit und Sorge und Sünde. Wie Simon von Kyrene sind wir gekommen übers Feld. Nur anstandshalber? Die Glocken sagen doch mehr als sonst. Sie schlagen bis in die Erde, wo die Toten schlafen, und bis an die Pforte, wo die Engel stehn. „Wir wissen, daß du gestorben bist, uns von den Toten zum Himmel zu helfen. Herr, hilf uns; uns dürstet."

Totenglocken haben uns gerufen. Wir denken an unsern eignen Weg durchs tiefe Thal. Wir denken: uns könnte unser Kreuz auch zu schwer werden. Schwer ist die letzte Arbeit: du weißt es. Herr, dann sende uns übers Feld herab einen von den Deinen, daß er uns helfe; am besten komm du selber und steh uns bei. Mit deinen Verheißungen stärke uns, mit deiner Kraft, mit der du in Galiläa den Bittenden halfst, hilf uns wie mit körperlicher Hilfe. Vater, in deine Hände befehlen wir unsern Geist. Amen.

Und nun hört an die Predigt vom Tod des Herrn. Lieber wollte ich, daß ich mich in eine Ecke drücken könnte und könnte die Hand vor die Augen legen, und ein Andrer hielte ihm die Leichenpredigt. Aber weil es meines Amts ist, am Weihnachtsabend zu sagen: „Seht ihr den hellen Schein in

der Nacht?" muß ich wohl auch jetzt sagen: „Seht ihr das Kreuz in der hellen Sonne?" Und nun hört, wie der Heiland gestorben ist:

Evangelium nach Markus 15, 21—47.

Wir nennen diesen Tag in unserer Gegend in unserer plattdeutschen Sprache: Stillfriedag. Darin liegen Gedanken die Fülle. Ach, Gedanken zuviel, heute. So sagen wir: Stillfreitag I. Still! II. Wir sind frei.

I.

Zehn Uhr ist es jetzt. Damals sagten sie; die vierte Stunde des Tags. Wie viel hat der Herr durchgemacht seit gestern Abend. Die Abschiedsstunde im Saal des Abendmahls hat ihm das Herz zerrissen. Im Garten draußen hat er allein mit Gott gegen das Grauen des Todes gekämpft. Judas hat ihn mit lachendem, verzerrten Gesicht mit beiden Armen umschlungen: „Sei gegrüßt, Meister!" Petrus hat den störrischen Kopf zurückgeworfen: „Ich kenne den Menschen nicht." Die andern Jünger waren zerstoben, wie Tauben, unter welche der Habicht fährt. Dann hatten sie ihn zu dem Priester geschleppt, der an den Buchstaben hing, die schon hundert Jahre tot waren, dann zu dem Beamten, der weiter kein Interesse hat, als sein Fortkommen; dann zu dem König, der der verlorene Sohn eines verdorbenen Hauses war. Endlich, im Morgengrauen zum Tode verurteilt, und, damit das schmutzige Bild verurteilter Verbrecher die reine Festfreude nicht störe: „weg mit ihm! Zur Schädelstätte!" . . . Nun sei still, Christenseele, nun sei still.

Und vom Kreuz herab kommen leise die abgebrochenen Worte aus des Gequälten Mund und reden von der Qual des Leibes und der Seele und von der Liebe, die sie nicht in ihm haben kreuzigen und töten können, bis zur neunten Stunde, bis drei Uhr am Nachmittag. Und der Herrgott redet da-

zwischen mit gewaltigem Wort. Seine starken Helden heben und wuchten aus ihren Grundfesten die Felsen, die schon ein Jahrtausend verankert und verklammert lagen: Jerusalem fängt in dieser Stunde an, zerstört zu werden. Schwarze Trauerschleier werden von seinen Engeln über die Hügel und über die Stadt gebreitet, und Einer ging mit himmlischen Augen und mit raschen Füßen durch die Tempelhallen und faßte in den Vorhang zum Allerheiligsten und zerriß ihn in Fetzen: Es ist vorbei mit dem „Hier Mensch und dort Gott." Es wird von nun an heißen: mit gefalteten Händen auf dem Weg zu Gott, und der Vater auf der Hofstelle dem Sohn entgegen; da er aber noch fern war, sah ihn sein Vater und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn . . . Aber nein . . . sei still, Christenseele. Er hängt am Kreuz . . . Sei still.

Aber nun bald, um die neunte Stunde: Freut euch mit eurem Heiland im Leid: Nun bald hat sein Vater erhört, was er gestern Abend in seiner Seelenangst gebetet hat: „Vater, hilf mir aus dieser Stunde." Nun bald bricht es wie ahnende Freude über sein Antlitz: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Nun bald ist er vor den Augen der Menschheit verklärt als der große Menschenfreund, der jene große Liebe erwiesen hat, von der es heißt: die Liebe glaubt Alles und hofft und trägt und duldet Alles. Nun ist er bald verklärt als der Starke von übergroßem Mut, der allen Menschen voran den Himmel erstürmte, durch Pfeile und Dornen, ob ihm auch die Dornen im Haar hingen und die Pfeile durch Hände und Füße und Seite gingen. Freut euch, ihr Christen, daß ihr solch einen Herrn habt. Ach nein, freut euch nicht. Er hängt am Kreuz. Seid still. Seid still.

Die Todesstunde Jesu ist die größte Stunde seines Lebens, ist seines Heilandswerkes strahlende Krone. Wohl, auch ohne Tod am Kreuz wäre er der Sohn des lebendigen Gottes. Ich wüßte keinen anderen Namen für ihn. Weit über Menschen-

größe ist seine Erscheinung. Unerklärlich steht sie an ihrer Stelle mitten in der Menschen Geschichte. Sein Leben ist reine Menschenliebe gewesen; und seine Lehren zeigen von der Nähe Gottes die Herkunft. Obgleich sie bald neunzehnhundert Jahre alt sind, haben sie weder Risse noch Spalten. Und obgleich wir bald neunzehnhundert Jahre durch das Land seines Geistes gehn, sehn wir in der Ferne immer neue Höhen und Berge, wie getaucht in Morgenrot. Fürwahr, hast du eine Seele und hast du Gedanken: so kannst du es sehen: Er, der durch Galiläa zieht, auch ohne sein mühsames Sterben ist er das Wunder, das größte Rätsel der Menschheit . . . Aber, wenn du dann weiter hörst, daß dieser Gottgesandte, dieser Fremdling unter den Menschen, mit Angst, mit Qualen ohne Zahl und Ende, den bittersten Tod erleidet: dann hört das Staunen und das Wundern auf, und es heißt: Beuge dich, Menschenherz! Vor dem mußt du wohl in Demut und mit Weinen knieen, der hinter solch ein Leben voll Größe, Reinheit und Helferliebe solch Zeichen setzte: die Balken seines Todeskreuzes. Sei still, Christ, sei still.

Wir begreifen es nicht. Wir können es nicht fassen, nicht mit Gedanken, noch weniger mit Worten. Am Kreuz auf Golgatha ist Einer gestorben, der wie von Gott gesandt war, und ist gestorben, indem er erklärte, daß er für uns stürbe, und ist gestorben, weil es nach seiner Meinung nötig war, daß er starb, weil er keinen andern Rat, noch Plan, noch Weg wußte, uns zu helfen. — Nachdem er lange gegrübelt hatte, wie er uns helfen könnte . . . nachdem er uns drei Jahre lang mit Leben und Worten belehrt hatte . . . nachdem er uns so herzlich gebeten hatte und auch *für* uns gebeten hatte, ob wir nicht rein und lieb und endlich selig werden könnten . . . nachdem er das Alles gethan hatte, und nachdem er zuletzt noch unter den dunkeln Bäumen im Garten die ganze furchtbar schwere Sache, nämlich unsere Rettung, mit Gott beredet hatte . . . da . . . da ist es doch noch nicht genug gewesen.

Da hat sich gezeigt, daß noch etwas mehr nötig wäre, noch ein klein Tagewerk von achtzehn Stunden: der Heilige, von allen der Reinste, der Helfer, mußte noch sterben für uns. — Ich verstehe es nicht, kein Mensch versteht es. Die Sünde war wohl zu groß. Genug . . . ich kann nicht mehr darüber sagen. Judas kommt schon, und sie warten schon: Volk und Priester und die jungen Soldaten und die Könige, die ganze Menschheit. Es hat Eile. Er muß noch heute abgethan werden. Das Heiligtum muß vor die Hunde. Das einzig Heilige, das es noch auf der Welt giebt. Eine unbekannte Stimme schreit: „Es ist nötig." Er selbst sagt: „Für euch". . . . Für uns! . . . Und wir, mit unsern Händen, wir thaten es. „Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz." Sei still, Christ, sei still.

* * *

Weiter wollen wir gehn . . . Daß wir frei sind: das war das Zweite.

Liebe Gemeinde. Das Zeichen eines Christenmenschen ist, daß er sagt: „Ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr", und daß er nach diesem Bekenntnis lebt und stirbt. Ist Jesus Christus dein Herr, d. h. ist seine Weltanschauung, seine reine Lebensführung, sein Helfersinn und seine Hoffnung dein höchstes Gut, das Rückgrat deines Lebens: dann bist du ein Christ, sonst nicht.

Wenn du es noch nicht bist, oder wenn du es noch nicht so bist, wie du möchtest und solltest, dann mag wohl nichts deine Seele eher zu ihm ziehn, mit schweren starken Tauen, als sein schweres Sterben. Das war wohl auch ein Grund unter andern, daß er sterben mußte: der jammervolle Tod des Reinen und Treuen sollte auch die härteste Seele und das trägste Herz aus seiner Ruhe bringen. Hast du den Wert dieses Helfers aller Menschen noch nicht ergriffen: an der Bahre erfuhr Mancher seines Freundes Wert. Und hier: welch eine Bahre! Und auf dem Stein der Satz: er thats

für dich. Der Hauptmann, der unterm Kreuz die Wache hatte, war dem Herrn wohl in den Gassen der Stadt begegnet, hatte ihn im Tempel wohl gar gehört; aber er war gleichgültig geblieben. Er hatte gedacht: „Was geht mich dieses Volkes Religion und Sitte an?“ Aber unterm Kreuz, als er den Herrn sterben sah, als er diese treuen, blitzenden Augen im Tode brechen sah: da ist er ein Christ geworden.

Da ist manches rauhe Herz in unserm Land, das dem Evangelium sich bisher verschloß, und mancher stolze Mann an unserm Strand, dem es nicht Mannes genug ist, den schlichten Helden von Nazareth seinen Herrn zu nennen und unter sein Joch seinen stolzen Nacken zu beugen: dies Leiden aber und dieser Stolz im Leiden und diese Treue im Leiden, diese Unschuld und Größe hat manches große, harte Herz klein und weich gemacht. Es war oft Weihnacht gewesen; aber das Herz blieb teilnahmlos. Es war oft Ostern gefeiert; aber der Auferstandene machte keinen Eindruck. Es war oft Pfingsten gefeiert; aber das Feuer, das der Herr anzuzünden gekommen war, war in diesem Menschen noch nicht entfacht, er war und blieb ein Namenchrist. Aber da kam ein Stillfreitag, und dem Palmsonntagsherrn, dessen Weg lachende Kinder mit Blumen bestreuten, dem freundlichen Helfer und mutigen Lehrer vom See Galiläas, dem hatten sie mit hartem Spott eine Dornenkrone ins Haar gedrückt, und sie schlugen Nägel durch seine Hände und Füße, und es schrie ein Reiner über den ungerechten, bittern Kelch, und ein Mißhandelter betete für seine Feinde, und ein von Gott über die Maßen Gequälter empfahl seine Seele in Gottes Hände: da, am Charfreitag — da fragte sich die Seele: „Warum das? Ich mag diese Ungerechtigkeit nicht sehen, die da vom Kreuz nach dem Himmel schreit: Was ist das für ein schrecklich Rätsel: Gott und Menschen hassen den Heiligen, den einzigen, den es auf der Welt giebt? Schrecklich ist das Kreuz und läßt keinen in Ruh. Seine Herkunft ein Rätsel, sein Leben Engelskleid,

Augen wie Sonne, Worte wie funkelnde, ewige Sterne . . . aber dies Sterben? Dies Sterben?! Wär' er mit Wagen und feurigen Rossen gen Himmel gefahren, daß ich Ruhe hätte . . aber nun muß er sich schreiend und klagend mit dem schweren Kreuz in die Hölle schleppen? Warum? Warum?" . . Und der Zöllner, da er das sah, daß er mit solchem Geschrei verschied, wagte nicht einmal seine Augen aufzuschlagen, sondern schlug an seine Brust und sprach: „Um meinetwillen! — Sei gnädig, Gott, sei gnädig." . . So wurde wohl Einer ein Christ, das heißt: ein Christusmensch, in heiliger Stillfreitagsstunde, wurde frei von Sünde, Sorge und Schuld und gewann ein neues Leben unter Jesu Kreuz.

Ihr andern aber, die ihr den Heiland schon lieb gewonnen habt, die ihr schon von Kind an oder seit längerer Zeit, wenn auch mit Mühe und nicht ohne Schwanken, in Jesu Fußspur geht: heute, da wir wieder seines Sterbens gedenken, wollen wir neuen Ernst und frischen Eifer gewinnen. Maria Magdalena in der Blüte der Jahre und Salome, die gebeugte Mutter und Wittwe, Joseph von Arimathia, der Greis, und Johannes, der junge Mann, und wir Andern Alle, jeden Alters und Geschlechts (welches Alter wollte wohl sagen: ich brauche keinen Heiland?), die wir heute an seinem Kreuze stehn: sein Sterben und diese Stunde bei dem Sterbenden muß uns zu allen guten Dingen fähiger machen. Es soll uns stärken und freier machen. Will uns Lust oder Last von ernstem, sittlichen Leben, von Reinheit, Treue und Barmherzigkeit abziehen: es ist nicht möglich. Wir sind frei. Wir sind keine Knechte, weder einer Leidenschaft, noch einer Person, noch einer Sorge; sondern . . . da steht das Kreuz . . er starb für uns . . . Wir sind sein. Wir sind uns nicht selber eigen, noch einer Sache, noch einer Person. Er hat uns über uns selbst weggehoben und zu seinem Besitz gemacht. — Und wenn Mutlosigkeit, die nicht ausbleibt, uns bange macht, daß wir wohl kaum auf guten Wegen dieses Lebens Ende, viel weniger aber

das ewige Leben erreichen: Das Kreuz steht immer da als der starke Beweis: Gott verläßt uns nicht. Der Beweis wankt nicht, wenn auch die Erde anfängt zu wanken. — Endlich aber, bald, wenn dies Leben wie Windhauch vorüber gegangen ist, und alle Sorgen und Mühen vorbeigerauscht sind, wie eintönig brausendes Wasser, und nur noch die letzte Arbeit übrig bleibt, das letzte schwere Tagewerk: dann wollen wir an seinem Sterben uns halten. Wie starke Engelshand soll uns das trösten. Auf das hin wollen wir den Abstieg wagen, und es soll uns nicht so sehr grauen. Gehn wir mit ihm hinab . . . gehn wir mit ihm hinauf. Wenn wir die kraftlose Seele in seine Hände befehlen, wird er zu Händen und zur Stelle sein. Er wird von den Knieen aufrichten, heben, tragen . . und wird uns wohl tragen in Gottes Reich. — So ist sein Tod und sein Kreuz, nicht eingebildeter Weise, sondern aus guten, starken Gründen und nach den ewigen Gesetzen, die der Schöpfer in die Menschenseele legte, das Zeichen, in dem wir siegen, das, was uns frei und mutig macht.

Wir und alle Menschen, ob sie an Jesus glauben oder nicht, wandern und sterben alle im Schatten seines Kreuzes. Denn das Zeichen, das auf der ganzen Erde am höchsten ragt, ist das Kreuz: wegen der ewigen Wahrheit, die in ihm, wenn auch unter Schleiern, ihr wundersames, heiliges Antlitz uns zeigt. Darum ist hier am Kreuz der Ort, anzubeten und die schwersten und größten Bitten vor Gott zu bringen. So beugen wir am Stillfreitag die Kniee und bitten dich: „Bring allen Menschen, die auf der Erde wohnen, deine Wahrheit und deinen Willen nahe. Nicht allein für die Lebenden, auch für die Toten, deren viel mehr sind, thun wir Fürbitte. Das Kreuz giebt uns den Mut dazu. — Hilf auch unserm Vaterland und dem Kaiser. Die evangelische Frömmigkeit macht die Menschen wahr und rein und treu und stark. In dem Geist sollen wir siegen. Sonst siegen wir nicht. — Endlich hilf auch uns, hier zeitlich und dort ewig. Amen.

Die Jünger von Emmaus.

Ostern. — Evang. nach Luk. 24, 13—35.

Liebe Festgemeinde! An unsere Konfirmanden vom Sonntag Palmarum sind Denkblätter verteilt worden. Künstlerisch ausgeführt, in bunten Farben prächtig glänzend, sind sie voll von gedankenschweren Bildern. — Wir sehen da die beiden Tafeln mit den zehn Geboten, umgeben von einem Dornenkranz, zum Zeichen, daß es nicht gelingen mag, den Stachel aus dem Gewissen zu reißen, den die zehn Gebote dort hineingedrückt haben, zum Zeichen, daß die zehn Gebote uns scheiden von unserm Gott, wie die Dornenhecke die ersten Menschen von Eden schied, aus dem ihre Sünde sie vertrieben hatte. — Gegenüber, auf der andern Seite, liegt ein Lamm mit einem Kreuz. Es liegt auf einem Buch; an dem Buch hangen herunter sieben Siegel. Thor und Narr, der da sagen wollte, ich habs begriffen, ich habs verstanden. Da oben wird das Buch geöffnet werden, wenn wir andre Augen haben. Aber das Lamm sehn wir, und am Stillfreitag das Kreuz. Das Wort hören wir: für euch, für euch. Das genüge. Das muß wohl genügen. Das will ich mir aneignen und darüber fröhlich, und einst, wenn Gott will, selig sein. — Wir sehn da unsern Herrn mit den Seinen am Tisch des Abendmahls sitzen. Zwölf sind sie. Der Stuhl des Unholds, der Stuhl des unglücklichen Dreizehnten, ist umgestoßen; da liegt er vorn vor dem Tisch. Da denk ich daran, daß Er gesagt hat: Er wolle oben mit den Seinen an reinen Tischen sitzen in seines Vaters Reich und von dem Gewächs des neuen Weinstocks trinken . . und dann sehn wir Alle dein heilig Angesicht . . da zuckt es bang durch meine Seele: daß dann unser Stuhl nicht umgestoßen sei: Davor behüte uns, Amen. — Da unten auf dem Denkblatt, da entstehn Ranken, die winden sich um alle Bilder und Bildlein, immer höher hinauf bis zum gothischen Turmhelm. Was

soll das bedeuten? Und merkwürdig ist dieses: dort unten, wo die Ranken anfangen, da sind sie kahl, dürr und laublos; dann höher hinauf wachsen einige Blätter klein und kümmerlich; dann aber werden die Blätter stärker; es erscheinen bunte Blumen, starke Trauben, volle Ähren: da denke ich an das Wort, das Er selbst gesagt hat: „Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt, der bringt viele Frucht, etliche zwanzigfältig, etliche dreißigfältig, etliche hundertfältig". Da bitten wir Ihn: „Herr, laß aus dem armen Erdenleben meiner Seele wachsen Blumen des Glaubens, Trauben der Liebe, Ähren treuer Arbeit. Aus Mühe und Sünde laß mich zu Früchten kommen. Laß meinen Weg nicht vergeblich sein. Laß mein Leben nicht ein Gewäsch sein, noch ein Geschwätz. Sondern laß mein Leben ein wenig vergleichbar sein dem Weg, den am Osterabend deine beiden Jünger nach Emmaus machten.

Die Geschichte von den Jüngern von Emmaus ist wohl die lieblichste der Ostergeschichten. Sie ist uns so überliefert:

Evangelium nach Lukas 24, 13—35.

Ich will von dem Weg der Emmausjünger sprechen. Wir wollen sehn: I. der Weg ist dunkel, II. der Weg wird hell, III. das Ende ist sehr gut.

I.

Zwei Jünger des Herrn — Kleophas heißt der Eine . . der Andre . . es ist wohl möglich, daß es Lukas selber war, der dies erzählt hat; denn gar fein deutlich wird uns vorgestellt, was da im Abenddunkel auf der einsamen Landstraße geschehn ist — zwei Jünger verlassen Jerusalem und wandern nach dem Dorf hinaus, wo ihr Haus steht. Es ist Sonntag Abend. Die Dämmerung steht zwischen den Bäumen, und aus dem tiefen Kidronthal kriecht die Nacht.

Sie waren eifrige Anhänger Jesu. Als er von Galiläa zur großen Festfeier nach Jerusalem ging, da waren sie mit

ihm gezogen: zwei Menschen, welche erwartungsvoll dem größten Tag ihres Lebens entgegengingen. Und als vom Thal der gewaltige Zug heraufkam, tausend Galiläer rings um den Herrn, die ungezählten Scharen der Fremden voll brennender Neugier, den großen Propheten zu sehn, als die Mütter ihre Kinder hoch hoben, daß von seinem Segen etwas auf ihr Leben fiele: Da waren auch Kleophas und sein Freund fortgerissen worden und hatten mit den Andern gerufen: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn." — Sie waren auch von Sonntag bis Donnerstag in seiner Umgebung gewesen, in diesen großen Tagen, da der Herr in den hohen Tempelhallen sein Wesen hatte und nicht dem Volk der Juden allein, sondern der ganzen großen Welt seine Herrlichkeit zeigte, seinen Geist und seine Gaben; denn ich weiß nicht, wie viel Tausend fremde Menschen aus nahen und fernen Ländern zum Feste nach Jerusalem kamen. Das waren Tage für den Kleophas und seinen Freund gewesen! Auf allen Gassen und in allen Gängen redete man von Jesus. Da traten die Beiden wohl heran und sagten: „Wir sind seine Jünger. Bei Namen kennt er uns, mich und diesen hier. Das und dies hat er zu mir gesagt und hat mich mit seinen heiligen Augen freundlich angesehn. Ich bin Kleophas aus Emmaus." — Da kam die Donnerstag-Nacht, und sie schliefen und träumten von morgen und vom Sonnabend, dem herrlichsten Tag des ganzen Festes: Wie wollten sie sich sonnen in Jesu Glanz! Da, als der Morgen graut, fahren sie auf vom Schlaf. Was ist das für ein Laufen durch die Stadt? Was brüllt da von der Burg Antonia herüber? Was ist das für ein Ruf: Gieb uns Barrabas los? Was ist geschehn in der finstern Nacht? — Sie stürzen auf die Straße; sie stehen in der tobenden Menge. Da sehn sie die Drei an der Brüstung stehen, ihren lieben Herrn, die Hände, die so viel halfen, gebunden; und nicht weit von ihm den Barrabas, dem verflossenes Menschenblut an den schmutzigen Händen klebt; aber

frei sind seine Hände, er darf weiter morden. Und mitten zwischen ihnen steht der elende Römer, seinen Rücken beugend, seine Schultern ziehend: „Ich finde keine Schuld an ihm . . nehmt ihr ihn hin". „Wir kreuzigen ihn! Wir kreuzigen ihn!" — Da schleichen die beiden von Emmaus davon in ihre Herberge, setzen sich hin und weinen: „Die Sonne ist untergegangen am hellen Morgen. All unsere Hoffnung liegt in Scherben. Draußen ziehn sie tobend und schreiend die Gasse entlang, ihn zu kreuzigen, ihn . . . Und wir, wir dachten, er sollte Israel erlösen."

Ja, wir dachten! Ach, wir dachten! — Was denkst du, Kind, heut Morgen im Gotteshaus, am fröhlichen Ostermorgen? Du willst lachen und spielen, im blanken Sonnenschein? . . Ich aber dachte an manches Kindergrab und an manchen Stillfreitag, auch im Kinderleben; ich dachte nach, ob die Wolken wohl heraufkommen werden, die ich vorn auf deinem Wege sehe. — Was denkst du, Gesegneter, vom Sonntag Palmarum, du junger Konfirmand? Du willst, glaube ich, auf der Sonnenseite bleiben und immer guten Mutes sein? Ich aber dachte: das Leben hat viel steinige Stellen, und die Hügel haben Schatten; auf der Sonnenseite wachsen Reben, auf der Schattenseite dunkle Tannen. Ich dachte: das würdest du nachher erfahren. — Was denkst du, Mutter, über deine Kinder? Sie sollen deine Freude sein, heute, morgen, deine Krone, wenn du alt bist? . . Ich aber dachte: Dann ist manchem Mütterlein seine schöne Krone vom Haupt gefallen. — Was denkst du, Mann, an kommende Tage, die ohne Sünde und Sorge sein sollen? . . Ich dachte, Sorge und Sünde wären unser Gepäck, von Vater und Mutter uns mitgegeben. Du magst dich wohl schütteln und wirst es doch nicht los. — Ach wir dachten, wir armen Menschen: Das steht in unserm Leben immerzu, auch noch über dem letzten Tag: „wir dachten." Wenn die Tausende reden wollten, die um unsere Kirche und unter unsern Füßen in der Kirche

schlafen! Was würden die zu erzählen wissen über das Thema: Wir dachten! Wir dachten!

II.

Am Sonnabend haben die Beiden am Grab gestanden, das in Josephs Garten lag, darin noch kein Leib gelegen hatte, darin jetzt ihre Hoffnung lag. Am dritten Tag, am Sonntag Abend, wandern sie kraftlos und verzagt, müde und elend, zwei um mehr als ihr Lebensglück betrogene Menschen, nach Emmaus; und unterwegs — heißt es in unserm Bericht — da sie so in der Dunkelheit auf der stillen Landstraße gehn, redeten sie mit einander über diese Geschichten und befragten einander.

Liebe Gemeinde! Ich denke darüber nach, über das Auffallende, warum wohl der gewaltige Schöpfer uns Menschen allein von allen seinen unzähligen Geschöpfen Gedanken gegeben hat, und ich finde: Gott gab uns die Kraft des Denkens, zuerst, daß wir herrschten über dies Stück der Schöpfung, das wir Erde nennen, daß wir darin seine Haushalter oder Bauknechte wären, also: daß wir die Felder bestellten, Bäume pflanzten, Häuser bauten und Not und Sorgen von den Häusern fern hielten, die wir gebaut haben. Zum zweiten, daß wir seine Schöpfung erkennten: der Erde Werden, der Winde Wehn, wie die Vögel fliegen und die Sterne. Zum dritten, daß wir ergründen, wenn es möglich wäre, „die letzten Dinge," daß wir erforschen, „was die Welt im innersten zusammenhält", daß wir untersuchen: was ist das, was wir Welt nennen? Was ist das Leben, und wozu ward es uns gegeben? Was will Gott mit uns Menschen, halb Tiere wir, halb Götter, halb sündig und halb Heilige? Das Leben, sagen sie, ist ein Traum. Wohl, das ist kein schlechter Vergleich . . . wie wird uns dann wohl sein, wenn wir aus dem Traum erwachen? Das Leben reißt uns fort; die Jahre fliehn; die Gräber stehn bereit: Wohin? Wohin mit uns, Herr, Gott?

— Wer ein ganzer Mensch ist, der wird über alle diese Dinge nachdenken. Er muß darüber nachdenken.

Nun wohl! Zu mancher Einsicht kann ich durch mich selbst kommen, indem ich meine gesunden, scharfen Augen brauche. Viele Weisheit kann ich mir aus feinen, klugen Büchern und von gelehrten Leuten holen. Aber diese „letzten Dinge"? Wen soll ich fragen? Wen soll ich fragen über Welt und Gott, Leben und Tod? Von diesen beiden Jüngern heißt es, daß sie sich untereinander befragten und daß wenig dabei herauskam, wie da ausdrücklich steht: „Was sind das für Reden, die ihr zwischen euch handelt, und seid traurig?" Ja, frag' du nur deinen Bruder über des Menschenlebens Herkunft und Wesen und Zukunft! Frag' ihn! Das wird kein Geschwätz sein; das wird ein ernstes Reden sein! Aber ihr werdet nicht weit kommen. Ihr werdet bald vor einer schwarzen Mauer stehn, und, wenn ihr nicht etwa, von dem Dunkel mit Grauen erfaßt, dort zusammenbrecht, was nicht Wenigen geschehen ist, so werdet ihr traurig wieder umkehren müssen. Nein, dieser Weg ist für uns nicht gangbar. Über diese Dinge heißt es: sie sind für die Menschen zu wunderlich und zu hoch. Über diese Dinge hat der große Dichter bekannt: „daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen." Hier, an dieser Stelle, heißt es: Beuge dich, Menschengeist! Klopfe, Menschenherz! Höre, geschaffene Seele, was der geheimnisvolle Gott dir sagen will.

Zu den beiden kummervollen Menschen gesellt sich ein dritter. Aus dem Schatten der Bäume trat er und schloß sich ihnen an. Erst war er still; dann zeigte es sich, daß er garnichts wußte, garnichts von all dem Schrecklichen, das in Jerusalem geschehen war. Da fangen sie an, ihm ihre Seelen zu zeigen, ihn über das Trümmerfeld ihrer Hoffnungen zu führen bis an den grauen Stein in Josephs Garten: „Wie Er, der Herr, vor acht Tagen in die Stadt kam, nein, nicht in die Stadt, sondern in die weite Welt, denn Jerusalem ist

der Thürgriff zur Welt . . . vom Kidronthal herauf, begleitet von vielen Getreuen im Angesicht der Festfeiernden, der Fremden und der Heimischen, wie er viele selige Himmelsworte geredet, viele große Helferthaten gethan, machtvoll an Geist und an Seele, um mehr als einen Kopf und um mehr als ein Herz höher als alle Menschen, wie ihn aber am fünften Morgen seine Feinde ergriffen hatten, gequält und ans Kreuz geschlagen . . und das Alles hat er geduldet wie ein Lamm, als wenn er es dulden wollte, und ich weiß, wenn Er gewollt hätte . . Er hätte nur seine Hand erheben brauchen . . zehntausend Engel hätten mit schimmernden Flügeln, ihn zu retten aus Mörderhänden, gestanden auf den Höhen um Golgatha . . ." So Kleophas, und seine Augen waren blank.

Und sein Freund hat wohl fortgefahren, mit geheimnisvoller, trauriger Miene, und hat scheu in das Dunkel der Bäume gesehn: „Und heute ist der dritte Tag! Und er hat uns mehr als einmal gesagt: Ich will vom Tod aufstehn und zum Vater in den Himmel gehn und euch nach mir ziehn, wenn eure Stunde gekommen ist. Und nun sind einige Frauen zum Grabe gegangen, heute Morgen, in aller Herrgottsfrüh. Sie wollten Spezereien und Blumen bringen, und sie kamen wieder zu uns, blaß zum Tod und außer sich, und sagen: sie haben Engel gesehn, Engel mit lachenden Augen, die sagen: er lebt . . ." So der Andre, und Thränen standen in seinen Augen; seine Stimme brach.

Da fing der Fremde an zu reden. — Er redete von der Menschheit dunkler Geschichte: Wie diese Schöpfung des allmächtigen Gottes einst ohne Sünde und ohne Fehler gewesen: Keine Flecken in der Sonne, keine mißratene Ernte, keine mißratenen Kinder. Wie die Erde noch keine Furchen im Gesicht hatte, sondern von selber wuchs Korn genug. Wie das Menschenantlitz noch keine Furchen hatte, von Sünde, Sorge und Alter gegraben. Wie kein Grab gegraben wurde. Wie Gott auf die Erde niedersah und sich freute; denn es war Alles sehr gut.

Aber dann ist die Sünde gekommen und hat die ganze Erde angesteckt, vergiftet und krank gemacht. Und nun muß Alles, was auf der Erde ist: Menschen, Tiere und Bäume, unter die Erde.

Aber den Vater im Himmel jammerte seine schöne Erde. Er konnte das Elend nicht ansehn, wenn er auf seinem goldnen Stuhl saß und die Sterne an ihm vorüber spielten wie Kinder im Ringelreigen. Und er fing an, die Erde wieder zu reinigen: mit den ernsten zehn Geboten, mit begeistertem Prophetenwort. Endlich sandte er gar seinen lieben Sohn, sandte ihn in schlichter Menschengestalt, als einen Armenarzt, die kranke Schöpfung zu heilen, als einen Hirten, die Menschen zu sammeln, und, da es sein mußte, für sie zu sterben in dunkler Nacht am Wüstenrande. Und ließ ihn wieder auferstehn am dritten Tag, für die Menschen zu leben dort oben im Himmel. Also konnten die Menschen, in solchem Leben und Sterben und Auferstehn, einen tiefen erschütternden Blick thun in ihre eigne Not und in Gottes Herz und Willen, daß sie erkannten, wie es um sie stände, daß sie mit Angst und Eifer hinauf zu kommen suchten, hinauf zu Gott, und wieder gesund würden. — So redete der Fremde.

Die Beiden waren still geworden, hatten ihn in der Mitte gehn lassen, zwischen sich, und lauschten, und ihre Herzen, heißt es, — fingen an, zu brennen. Es flammte leise eine neue Hoffnung auf. Es fing das Feuer an zu glühn, das auf die Erde zu werfen der Herr gekommen war: „O wenn es wahr wäre! O, über das Wunder Gottes! O, das ist ein Heiland für alles Leid des Menschenherzens."

Liebe Christen — wir haben alle viel Plage und Not: die Nahrung und Kleidung macht Sorge; im Frühling die Aussaat und im Herbst die Zinstage, in der Jugend die Zukunft, in der Mitte die Gegenwart, im Alter die Vergangenheit. Die Kinder sollen ein gutes Fortkommen haben; und Gräber haben wir auch. Und an mancher Stelle des zurück-

gelegten Wegs steht das Wort: ich dachte, ich dachte . . Es schwand viel Hoffnung; es blieb viel Sorge und Sünde; es kommt der Tod. Sieh, das Alles hast du mit hierher gebracht. Dies Gotteshaus ist in dieser Stunde voll von Menschen, aber voller noch von Sorgen, Sünden, Ängsten . . . aber sieh, wenn nun dies wahr wäre, dies Wunderbare, was er sagt, daß Gott seine Schöpfung heilen will, und auch deine Seele rein und fröhlich machen will, und wenn er diese wunderbaren Dinge mit ihr vorhat, dies, was da in der Sonntagsfrüh in Josephs Garten geschah . . du hättest kein Herz mehr im Leib, wenn du nicht bätest: „Herr, erzähle auch mir deine Wunder und lehr mich sie glauben, und leite mich aus der Nacht, in der ich Weg und Steg verliere, hinein in den hellen Ostertag."

III.

Sie wandern weiter. Aber der Weg ist ihnen nicht mehr dunkel. Als ob Licht aus ihren eignen Augen über den Weg schien. Sie hatten einen andern Glauben bekommen.

Einen Glauben muß man haben! Niemand kann ohne Glauben mit dem Leben fertig werden. Jedermann hat Glauben. Jeder erwachsene Mensch hat das „Brennen im Herzen", über die Dinge zu grübeln, die wir nicht wissen können. Und wenn du sagst: „ich habe keinen Glauben; denn ich glaube, es ist kein Gott", so hast du also doch Glauben; aber einen kümmerlichen, einen, der „mit Finsternis umhüllt", einen, der quält wie Alpdruck in der Nacht, einen, der hart oder dumm oder traurig macht. — Muß denn Glauben sein, kann ich das Brennen im Herzen nicht löschen, so lob ich mir den Glauben, der meinen Weg hell macht, der mich zwingt, dem Bruder die Hand zu reichen, wenn er in die Kniee sank, der mich treibt, meine Gedanken zu reinigen, meine Pflichten mit Treue zu erfüllen, der mir endlich noch die starke begründete Hoffnung giebt, in ein Land ohne Thränen und Sünde zu kom-

men. Aber der Glaube muß begründet sein! Er muß wahr sein!

Der Tag ist zu Ende und auch der Weg, und Kleophas und sein Freund stehn vor ihrer Hausthür und beugen sich Beide: „Bleibe bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt." Und der fremde Mann geht mit ihnen hinein und sitzt freundlich mit ihnen am gastlichen Tisch im Lampenschein; sie aber sehn auf ihn mit bangen, unsichern Augen; thörichte, traumhafte Gedanken fliegen über ihre Seele wie Schwalben in der Dämmerung über den Weg. Und sie geben ihm das Brot, daß er es breche und den Segen darüber spreche, wie Landes Sitte ist, da . . da macht er so eine eigentümliche Bewegung mit der brechenden Hand. So weich und doch stark faßt er die Gottesgabe und hebt ein wenig die Augen . . da erkannten sie ihn, an dem, da er das Brot brach." Sie springen auf, sie fallen nieder. Und als die Erschütterung ihrer Seele nachläßt und sie aufsehn, ist er nicht mehr vor ihren Augen; in ihren Herzen aber ist die wunderbare Gewißheit: „Er ist auferstanden von den Toten." — So klingt wie fernes, feierliches Glockenläuten die wunderbare Mär aus den fernen Tagen des ersten Osterfestes zu uns herüber.

Liebe Christen! Ich sage nicht mit lauter Stimme von hoher, sicherer Kanzel herab: „So stehts geschrieben! So müßt ihr glauben." Wenn es an irgend einer Stelle unseres bunten Lebensweges heißt: „Hier steh still, Wandrer, und sinne", dann gilt es an dieser Stelle, am Stein in Josephs Garten. Hier ist es am Platz, wie der große Dichter zu handeln: „Ich saß auf einem Steine und deckte Bein mit Beine . . da dacht' ich sorglich lange."

Kleophas hat es uns so erzählt oder sein Begleiter. Frauen sind nach dem Kirchhof gekommen und sind in der hellen Morgensonne vor seiner Erscheinung ins Gras gesunken. Petrus, der lodernde, tiefe, hat ihn gesehn; und Thomas, der

Nüchterne, der „kühl bis ans Herz hinan", schrie laut auf. Paulus, ein Mann an Geist wie Luther, stark und dabei die Dinge mühselig bis in ihre Tiefe ergrübelnd, nimmt das Zeugnis der Jünger als wahr an, und erzählt, daß fünfhundert Menschen den Herrn gesehn haben, von denen Etliche noch leben, sagt er, die Andern sind bei Gott. Bei Gott sind auch die elf Jünger und Paulus und die in Neros Garten als Fackeln gebrannt haben und die Andern, die unerhörte Leiden ertrugen, darum, weil sie den Glauben hatten: er ist auferstanden. — Ich will dir aber einen Zeugen bringen, der fast wichtiger ist, als jene Alle: das ist dein eigen Herz. Du, der du hier mit allerlei Last sitzst, du, bedrückt, besorgt, bange, du ebenso voll von Zweifeln als von Hoffnung, du an deiner Hoffnung Grab, an deines Kindes Grab, nicht weit von deinem eignen Grab . du stehst für ihn auf; und in allen guten Stunden verteidigst du seine Auferstehung, verteidigst sie, wenns sein muß, gegen dich selbst, denn du brauchst seine Auferstehung. — Aber ich will einen Zeugen nennen, der noch wichtiger ist als die beiden vorigen: ich meine ihn selbst. Wenn er Niemandem erschienen wäre, so wollte ich doch glauben, daß er auferstanden ist; denn es ist nicht auszudenken, es ist sinnverwirrend, es macht an der ganzen Schöpfung irre, dies: daß Gott diesem Jesus von Nazareth mit der einen Hand solch köstliches, wunderbares, mächtig starkes Vertrauen zu seiner ewigen Güte und zu seiner sittlichen Größe gab und ihn, gleich darauf, mit der andern Hand, ins Grab und in die Hölle stieß. Ich sage: es verwirrt die Schöpfung, es verunehrt das höchste Wesen; es giebt dem Menschengeist das schreckliche Rätsel auf, dies: Jesus ist nicht auferstanden.

Freilich: wir erkennen es nur stückweise. Wir erkennen es wie im Wetterleuchten, das die Nacht erhellt. Es ist nicht eine Sache des Wissens; es ist aber eine Sache stolzer und starker Zuversicht. Die Sache ist stärker gegründet als auf einige Berichte aus alten Tagen; sie ist begründet auf

das Wesen der Schöpfung und der Menschenseele. Die Gewißheit, die ganze Erkenntnis liegt freilich im jenseitigen Lande. Einst, wenn der Tag unserer Heimkehr gekommen ist, und wir, nachdem wir das Haus unseres Vaters betreten haben, uns wie die Träumenden an den festlichen Tischen niederlassen: Dann, an der Art, wie er das Brot bricht und uns anbietet, werden wir ihn erkennen. Dann werden wir immer in seiner Nähe bleiben.

Ist es nötig für alle Menschen, daß sie irgend einen Glauben in der Seele tragen: Vater, so bitten wir dich, hilf uns, daß wir bei diesem Glauben bleiben. Amen.

Vom Beten.

Sonntag Rogate. — Evang. nach Matth. 7, 7—11.

Es giebt Prediger, welche in ihren Predigten etwas hartes und unfreundliches haben, ja, welche nicht selten die Kanzel zu einem Ort des Scheltens und Schreiens machen. Diese Prediger vergessen, daß sie selber schwache Christen sind, welche Gott noch immer erträgt, ferner, daß diejenigen, welche in die Kirche kommen, den guten und ernsten Willen haben, in ihrem sittlichen Thun und ihrer christlichen Überzeugung vorwärts zu kommen, ferner, daß unser Herr, der Botschafter Gottes, zwar zuweilen gescholten, viel mehr aber freundlich gewesen ist. Sie vergessen endlich, daß die Prediger von Gott bestellt sind, nicht beliebige Dinge je nach ihrer Laune, bald hart, bald freundlich zu verkünden, sondern, daß wir den deutlichen Auftrag bekommen haben, eine bestimmte fröhliche Nachricht, die das Herz bekümmerter und belasteter Menschen erfreut, ein Evangelium, bekannt zu machen. Darum habe ich es immer

so gehalten, daß ich gegen die, welche in die Kirche gekommen waren, freundlich gewesen bin. Ich habe sie von Herzen gebeten: „Macht Frieden mit Gott." Ich habe immer danach gesehen, daß ich ein „Evangelium" brächte, daß meine Predigten etwas Sonniges hätten.

Liebe Kirchgänger von heute, ich will nachher über das Beten sprechen, ich habe eine Bitte an euch, nämlich, daß ihr meine freundlichen Worte freundlich aufnehmt, daß ihr sie als wohl überlegt, als auf den starken Steinen der Erfahrung aufgebaut anhört und sie für euer eigenes Beten verwendet. Das Wort Gottes kommt freundlich zu euch und sucht eure Herzen. Ich bitte, daß ihr ihm aufmacht. Ihr seid in Gottes Haus gekommen. Wozu geht man in irgend ein Haus? Man hat irgend eine Absicht. Du wolltest nicht aus Gottes Haus hinausgehn, du habest denn etwas erreicht, etwas Gutes für deine Seele, für dein Leben. Amen.

Ev. nach Matth. 7, 7—11.

Ich rede zu euch „vom Beten." I. der Herr sagt: „Betet!" II. viele sagen: „Nützt das Beten?"

I.

Mitten in unserm Text steht: „Bittet, so wird euch gegeben." Das ist ein Befehl, eine Mahnung an Alle, die Christen sein wollen: „Ihr müßt beten. Denn wenn ihr betet, werdet ihr es bekommen; und ohne Beten werdet ihr es nicht bekommen." Durch dieses Wort ist also das Beten in den Mittelpunkt des christlichen Lebens gestellt. Ein Christ muß beten, täglich. Da liegt der Erfolg unseres Lebens. Wenn ein Mensch nichts erreicht hat, dann sagen die Leute, er hat nicht gearbeitet, oder er hat Unglück gehabt. Jesus sagt: er hat nicht gebetet. Und Jesus weiß, was er sagt, Jesus ist weise. Wenn ein Mensch etwas erreicht hat, christlich verstanden, wenn er für sich und die Seinen Nahrung und Kleidung, dann sittliche Reinheit, einen fröhlichen Glauben,

eine herzliche, warme Menschenliebe im Leben gewann und also eine gute Fülle von wahrem Lebensgenuß hatte, so hat er diesen herrlichen Erfolg seinem Beten zu verdanken. „Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigener Pein läßt Gott sich gar nichts nehmen, es muß erbeten sein." Das ist alte christliche Erfahrung.

„Betet, so wird euch gegeben", so sagt der Herr zuerst. Nun verdeutlicht er es, damit es ganz klar werde: „Suchet, so werdet ihr finden." Was sollen wir suchen? Natürlich meint der Herr: das Wahre, das Gute. Wir sollen Gutes suchen, Großes, Edles. Der Landmann soll suchen, ein tüchtiger Landmann zu werden. Der Lehrer soll suchen, mit tiefem Ernst seines Amts zu walten. Die Frau soll suchen, treu, aufopfernd zu sein. Wir alle sollen suchen, arbeitsam, hilfreich, sittlich rein, freundlich und fröhlich zu sein. „Sucht", versichert der Herr: „so werdet ihr finden." So wie der Jäger dem Hund zuruft: „Such" und der Hund sucht, mit einem Eifer, zitternd vor Erregung, so schickt uns der Herr auf die Suche. „Sucht, so werdet ihr finden." O, der Heiland ist kein Träumer; er ist ein Jägersmann: „Sucht", sagt er! O, die Christen sind keine Träumer, sie sind auf der Suche nach seinem, flüchtigen Wild! Such' ein reines Herz, und du wirst es finden. Such' einen, der dich lieb hat, und du wirst ihn finden. Such' einen, dem du Gutes thun kannst, und du wirst ihn finden. Such' Befriedigung in deinem Beruf, und du wirst sie finden. Such' nach Frieden im Haus, und du wirst ihn finden. Such' am Grab Hoffnung, du wirst sie finden. Nun fasse ich alles zusammen: Such' den lieben Gott, und du wirst ihn finden.

Wir haben ein altes deutsches Märchen, das erzählt, wie ein guter, treuer Mensch mit all seiner Kraft das Glück sucht und sich durch nichts, und sei es noch so schrecklich, mutlos machen läßt und es endlich auch erlangt. So sagt hier auch unser Herr: „Sucht, so werdet ihr finden!" Wo aber ist unser Glück? So klug sind wir Alle, daß wir wissen: Geld macht

nicht glücklich; Gesundheit auch nicht. Ich glaube sogar, nach einigen Erfahrungen, daß es, im Verhältnis der Zahlen, mehr glückliche Kranke und Gebrechliche giebt, als glückliche Gesunde; und mehr glückliche Arme als glückliche Reiche. Wo ist unser Glück? Das heißt mit andern Worten: Wie werden wir in das unvermeidliche Menschenschicksal still ergeben und mutig, hilfreich und rein? Wie werden wir das? Wenn wir fromm sind! Sucht Gott! Sucht, so werdet ihr finden.

Man sucht Gott zuerst durch Nachdenken, dadurch, daß man die Augen aufmacht. Dann sieht man ihn, wie er die Bäume blühen macht und die Menschen geboren werden läßt und die Menschen vorwärts führt, danach jeden in sein Grab, kurz, wie er gewaltig herrscht. So findet man Gott außer sich und wird bange. Man sucht Gott zum zweiten mit dem Herzen, dadurch, daß man darauf hinstrebt, aus Liebe zu ihm rein und hilfreich zu sein. So findet man Gott in sich. Sucht, so werdet ihr finden.

Nun sagt der Herr noch zum dritten Mal fast dasselbe: „Klopft an, so wird euch aufgethan." — Die Thüren in Israel hatten, wie früher auch bei uns, hölzerne oder eiserne Klöpfel. Wenn man mit einem solchen Klöpfel gegen die Thür schlägt, das giebt einen durch das ganze Haus dröhnenden Lärm, besonders in der stillen Nacht.

Wenn ein Maler den fragenden oder bittenden Menschen vor Gottes Thür darstellen wollte, so müßte er ihn malen, den starken Klöpfel in der Hand und stark, obwohl bescheiden gegen die Thür schlagend. Man muß wohl ehrerbietig sein — das ist klar — aber nicht feige, noch viel weniger lottrig. Das kananäische Weib, das bittend kam, da ihr Kind sehr krank war, erreichte alles. Der Grund steht da: „Sie schrie ihm nach." Weniger bekannt ist das Gleichnis, das der Herr erzählt von dem faulen Richter, der einer armen Frau dennoch ihr Recht geben mußte, „denn", sagte er, „sie kommt beständig und plagt mich." Wenn man etwas großes erreichen will,

muß man Kraft anwenden. So ist es im praktischen Leben, so scheint es, nach diesen Worten des Herrn, auch in sittlichen und geistlichen Dingen zu sein. Man muß auch in diesen Dingen mit einem gewissen trotzigen Beharren vorwärts gehn. Wer da anklopft, dem wird aufgethan. Wer auf Gott zudringt, mit einer Art friesischer Beharrlichkeit, der wird mit ihm reden dürfen und so viel erfahren, als er auf beiden Schultern tragen kann.

Liebe Christen! Unser Lebensweg ist bunt. Hinter uns viel, was wir nicht verstanden haben, vor uns helle Lichter, aber auch dunkle Wolken. Wir sind arme, unwissende Wandrer. Wir wissen nicht, wo wir am Mittag Brot hernehmen, noch an welcher Schwelle wir am Abend in der Sonne sitzen werden, noch wo wir in der Nacht schlafen werden, noch ob wir werden schlafen können. Aber ich sage dies, mit diesen drei Worten unseres lieben Herrn: Betet, sucht, klopft an. Damit kommen wir Reisende, die ja kein anderer als Gott auf die Reise geschickt hat, am weitesten. Darauf können wir etwas wagen.

Ich sage etwas sehr Wichtiges: Ich sage: wir sind auf seine Mildthätigkeit angewiesen. Seid nicht launisch, steht nicht in der Ecke, seid nicht schüchtern! Betet, sucht, klopft stark an! Es geht nicht anders. Wir sind ohne Gott zu arm. Oder habt ihr keinen Wunsch? Ihr allein auf der ganzen Welt? Bittet Gott um einen frischen Trunk Wassers, meine Reisegefährten, wenn ihr anders nichts nötig hättet, damit ihr in den Dingen des Glaubens, der Liebe oder der Hoffnung einen Fortschritt erlebt.

II.

Betet, sagt der Herr. Viele aber fragen: „Nützt das Beten?" Das war das zweite.

Es werden viele Gründe gegen das Beten angeführt. Ich nenne von diesen Gründen die drei, welche die häufigsten zu

sein scheinen. Man sagt: es ist überflüssig, dem Gott, der Alles weiß, seine Lage zu erzählen und ihn zu bitten; und sie sagen, es sei unmöglich, dem Gott, dessen Gesetze unveränderlich sind, etwas abzuringen. Liebe Christen, ich kann mir nicht denken, daß Gott so unbeweglich, so versteinert sei, so herzlos, daß er nicht mit sich reden lasse. Ich stelle mir Gott nach menschlicher Weise vor, und ich meine, ein Recht dazu zu haben. Ja, ich verstehe nicht, wie ein Mensch anders als in menschlicher Weise über Gott und Welt denken kann. Es sprang noch kein Wesen über seinen Schatten. Dazu kommt, daß wir die Krone seiner Schöpfung sind, ja, nach seinem Bilde gemacht. Also rede, wer reden will: ich nehme das Recht in Anspruch und brauche es: Gott mir zu denken nach menschlichem Bilde. Nun haben wir es gerne, daß unsere Kinder „bitte" sagen. Und wenn sie sehr bitten, sehr „quälen", wie ihr sagt, dann gewährt ihr auch wohl, was ihr sonst nicht thun würdet. Wollen wir Jesus nicht glauben? Hat er nicht aus guten Gründen unser ganzes Vertrauen? Wer sonst in aller Welt? Das möchte ich wissen. Nun wohlan: Jesus sagt, daß Gott unser Vater sei, und giebt den kurzen, praktischen Rat: betet! Das ist das Schönste beim Wandern, meine Reisegefährten, daß wir glauben dürfen: wenn wir rufen, hört er uns; und wir thun gut, uns gegenseitig in diesem Glauben zu stärken, der friedlich, mutig und stark macht.

Die Gegner des Betens sagen ferner: „Es nützt nichts. Das sehen wir klar: denn die nicht beten, haben es ebenso gut als die Beter." Meine Christen, ich leugne nicht, daß die Gottlosen sonst alles besitzen, was die Beter haben, oft sogar mehr; aber eins haben sie nicht, und damit rollt dieser Einwurf wie ein Kloß Erde unterm Fuß weg in den Graben: sie haben nicht den Segen, der in dem Beten liegt, es sei erhört oder nicht. Der Hof des Landmanns, der die Gewohnheit hat zu beten, ist mal so viel wert, als der Hof dessen,

der nicht betet! Denn wenn der Beter guten Weizen baut, so denkt und sagt er: „Jetzt lobe den Herrn, meine Seele!“ Sein Herz quillt über von Dank und Lust, und hell scheint die Sonne. Wenn aber der Andre einen guten Weizen baut, ich weiß nicht, was er thut. Vielleicht redet er am Wirtstisch kräftiger und lauter als sonst und schlägt mit mehr Nachdruck auf den Tisch; vielleicht kauft er seiner Frau ein neues Kleid. Dann gräbt und pflügt er gleichgültig weiter. Ich weiß nicht, was er sonst noch von seinem schönen Weizen hat . . . Ich sage euch: lehrt eure Kinder das Beten und danken: Es liegt Segen darin, mächtiger, starker Segen. Das ist klar am Tage.

Einige Gegner des Betens sagen: „Es ist Thatsache, daß die Gebete nicht erhört werden. Wenn sie erhört würden, würden alle Leute beten. Wer wäre dann so dumm und würde nicht beten?“ Nun, liebe Christen; es ist wahr: die Gebete werden nicht alle erhört, und das ist sehr gut. Wer selbst betet, der weiß, wie thöricht, wie kurzsichtig er oft gebetet hat; und er dankt Gott, daß er nicht erhört ist. Wer selbst betet, der weiß aber auch, daß viele Gebete erhört werden, besonders die Gebete um geistige Güter, um ein reines Herz, um ein warmes Herz, um ein fröhliches Herz, um fromme Kinder, um treue Nachbarn, um ruhige alte Tage, um ein seliges Ende, um das Himmelreich. Diese Gebete, — und diese sind ja die besten Gebete — die werden fast immer erhört, wenn sie nur ernstlich sind.

Im übrigen, wenn alle Menschen sagten, daß das Beten unnütz wäre, so würde ich doch fortfahren zu beten, erst mal, weil es schön und fein ist, erst „bitte“ zu sagen und dann „danke“. Es ist unter allen anständigen Menschen Sitte. Und zweitens, weil er, Jesus, unser Vertrauensmann, gesagt hat: Betet! Wir sind, durch unsere Herzensneigung zu ihm, gezwungen, zu beten.

Unser Herr sprach die Worte, welche ich euch ans Herz

zu legen versucht habe, am Ufer des Seees. Vor Vätern und Müttern, die Fischer waren, sprach er sie. Dazu spielten Kinder am Strand, gruben kleine Löcher in den Sand und füllten sie mit Wasser und baten um einen Fisch, damit zu spielen. „Welcher Vater", sagte der Herr, „wäre so roh, daß er seinem Kinde statt eines Fisches eine Schlange in die kleinen, ausgestreckten Hände gäbe?" . . Liebe Christen, was hat doch unser Heiland für einen mächtigen, starken Glauben: Er sagt, so wahr ihr eure kleinen Kinder nicht höhnt, so thuts Gott auch nicht. Wie hat er einen festen Glauben an das Wort: Gott ist unser Vater! Liebe Christen, es ist ja Manches vorhanden, was uns diesen Glauben nehmen kann: schlechte Ernten, Krankheit, Unglücksfälle, Tod; aber es ist mehr vorhanden, was uns in diesem Glauben bestärkt, als da ist: Sonnenschein, gute Kinder, täglich Brot, gute treue Nachbarn, allerlei zu lieben, allerlei zu hoffen. Gott hat uns noch keine Schlangen oder Steine in die Hand gedrückt. Darum wird es uns nicht schwer, an dem Glauben und Beten fest zu halten. Es ist nicht möglich, daß er uns nicht hört, oder uns nicht willfährig ist, wenn wir um große und gute Dinge zu ihm kommen.

Wenn nun, liebe Christen, das Pfingstfest mit raschen Schritten ankommt, so wollen wir Gott bitten, daß er auch uns von seinem guten, reinen, mutigen Geiste gebe. Wir wollen voll Vertrauen zu ihm kommen, nicht als Bettler, die unsicher kommen, selten kommen, ungerne kommen, sondern als seine lieben Kinder, die im guten Vertrauen ihre Hände zum Vater heben. Amen.

Pfingsten, das Fest der That.

Pfingsten. — Apg. 2, 1—14a und 37—41.

Es war ein reicher Mann, der wollte zwei armen Leuten wohl. Er schenkte eines Tags jedem ein Stück Land mit einem kleinen Hause darauf. Die Häuser waren neu; die Landstücke waren rein und fruchtbar. Nun begab sich dies:

Der Eine war träge und bequem. Er fürchtete sich tüchtig vor der Arbeit. Er scheute den Schweiß. Wenn er den Spaten einmal in der Hand hatte, mochte er ihn nicht ansetzen. — Jahre lang saß er in dem Hause, saß er auf dem Landstück: ich weiß nicht, 50 oder 70 lange Jahre. Ihr könnt euch denken, wie das Haus verfiel, wie die Heide wuchs, wie die Heide ihm fast aufs Dach stieg. Er saß in seinem Hause, sah aus den blinden Scheiben auf das wüste Land und ärgerte sich und redete zwischen den Zähnen. — Wenn aber sein Wohlthäter einmal vorüber ging, dann stand er rasch auf und trat vom Fenster zurück und stand mitten in der schmutzigen Stube und schämte sich.

Der Andere aber war fleißig. Er stand mit der Sonne auf und faßte gewaltig fest Pflugsterz und Spaten. 50 oder 70 Jahre, ich weiß nicht genau, besaß er die Stelle. Ihr könnt euch denken, wie das Anwesen wuchs, wie er bald anbauen mußte, wie er ein geachteter Mann wurde, wie seine Kinder sauber und stark aufschossen, wie in Sonne und Regen der junge Weizen. — Ein besonderes Fest aber war es, wenn, etwa am Pfingstmorgen, der Wohlthäter vorüber ging. Dann traten sie Alle, Mann und Frau und Kinder aus dem Haus auf den Weg und grüßten und lachten und erzählten und dankten. Der reiche Mann aber sah freundlich über das saubere Haus, da die Blumen am Fenster standen, über das reine Feld und in die blanken Augen der Kinder.

Der liebe Gott im Himmel ist sehr reich. Sein ist Land und Leben, Haus und Heim, Glauben und Liebe, Fleiß

und Treue und wunderbare Hoffnung. Er ist gut; die Liebe ist er. Er giebt uns, seinen armen Nachbarn, von seinen Gütern: „Da hast du Leben und Land, Haus und Kinder und Seele! Da hast du es! Ich schenke es dir", und wir nehmen es an. Aber Viele sitzen darauf, weiter nichts. Sie haben körperliche Güter: aber sie arbeiten nicht und sind nicht sparsam. Sie haben seelische Güter; aber sie verwenden sie nicht. Sie vermehren sie nicht! Sie sitzen und sehn aus blinden Augen in die Welt und murren. Wenn der Herr vorüber geht — Pfingstglocken läuten von ferne —, dann ärgern sie sich, daß er es ihnen nicht ohne Arbeit gab, und daß er ihnen nicht mehr gab. — Die Andern aber, die fleißig waren in Glauben und guten Werken, wenn die Pfingstglocken gegen die Fenster schlagen und der Herr geht vorüber, machen sie sich auf, Mann und Frau und Kinder, und stehn in Feierkleidern am Weg: „Wir grüßen dich, Herr der Frühlingspracht, Herr des Weizens und des Spatens. Wir grüßen dich, Herr unserer Seele, Herr der Liebe und Treue, Herr der ewigen, wunderbaren Himmelshoffnung".

Pfingsten ist das Fest, da im Menschenleben etwas geschieht, da man sein Leben korrigiert, da man Thüren verriegelt und öffnet, Fenster aufthut, alten Weg verläßt, neuen mühselig sucht; Pfingsten ist das Fest, da man feierlich im Gotteshaus den ersten Spatenstich thut zu neuer praktischer und Seelenarbeit . . . Der du uns das Leben gabst, zu bebauen das heilige Land draußen, das im warmen Schein der Sonne liegt, zu bebauen das heilige Land drinnen, das im warmen Schein deines Geistes steht: Wir bitten dich, gieb uns heiligen Ernst, sittlichen Willen, fröhlichen Mut, zu beiderlei Arbeit den Spaten anzusetzen. Amen.

Text: Apg. 2, 1—14a . . Nun kommt die Pfingstrede, die der Apostel gehalten hat; dann heißt es weiter im Bericht: V. 37—41.

Ich schreibe über meine Ausführung:

Pfingsten ist das Fest der That.
I. Was ist geschehen?
II. Was sollen wir thun?

I.

Liebe Gemeinde. Es liegt Alles klar auf der Hand: Ort, Zeit, Umstände. Der Ort: der Tempel in Jerusalem, ein Gebäude, größer als das größte Königsschloß in Deutschland, mit allen seinen Hallen, Wohnungen und Höfen, von dem allerdings, wie Jesus vorhergesagt hat, jetzt kein Stein mehr auf dem andern Stein liegt; aber man kennt doch seine Stätte, sein Bild. Die Zeit: das jüdische Pfingstfest, morgens etwa um neun Uhr, um diese Zeit, da der Tempel, alle Höfe, alle Gänge, alle Säle voll waren von vielen tausend Menschen aus allen Ländern. Der Sohn Gottes ist in stiller einsamer Nacht bei funkelndem Sternenschein gekommen, in heimlicher Weise; der Geist Gottes am hellen Tag, unter dem Zuschauen von Tausenden. Umstände sind diese: In einer Halle des Tempels sind Anhänger des Propheten Jesus, der vor sechs Wochen gekreuzigt, danach auferstanden, danach von ihnen fortgegangen war, bei einander. Wir wissen ungefähr die Zahl: es waren 120. Es waren arme, bedauernswerte Menschen, mutlos. Freilich, Jesus war auferstanden, hatte gelehrt, gebetet, getröstet. Aber nun war er fort von ihnen. Sie sahen ihn nicht. Das war es. Sie konnten nicht wie sonst an ihn herantreten und sagen: Meister, sage uns dies, sage uns das! Wenn da eine Mutter von ihren Kindern weggeht ins Grab — nun, ihr wißt, dann gibt es Mutlosigkeit, Unordnung, Verwirrung. Sie wußten nicht, was sie thun sollten. Der Eine wollte beinah ein Wort sagen, schwieg aber. Der Andre redete von einem Stück Land, das er oben in Galiläa hatte: ob wohl der Weizen gut stand? Der dritte von seinen Eltern, die in Kapernaum wohnten. So standen und saßen sie da, so wie wohl müde Wandrer unterm Wegweiser

am Kreuzweg sitzen und sich streiten: „Gehn wir hier? Gehn wir da? Ach, es ist einerlei, wo wir gehn. Wir haben doch kein Glück. Überall Sorgen, Hindernisse, Not — bergehoch."

Nun aber geschah etwas. Horch, Pfingstgemeinde: Ich sage etwas Seltenes. Es wird in aller Welt von guten Dingen viel geredet: es müßte anders werden mit unserer Zeit, mit Christen und Heiden, mit uns selbst. Die Menschen reden immer, wünschen immer; aber wo geschieht etwas? Horch, Pfingstgemeinde, hier geschah etwas! Wir wollen es ruhig als verständige Leute ansehn, freilich mit Ehrfurcht und Vorsicht, Pfingstgemeinde, und ein wenig zurücktreten; denn, wie wir vorhin gelesen haben: wir stehn vor Feuer, vor Flammen.

In alten Zeiten waren begeisterte Menschen aufgetreten und hatten im Namen Gottes, wie sie sagten, verkündigt: „Gott, der Unendliche, Heilige — was soll ich ihm sonst noch für Namen geben? Diese Namen sind menschliche Kleider, alle zu kurz für ihn — Gott wolle einen Funken von seinem Geist auf die Erde werfen; denn sein Geist ist wie Feuer." Danach kam Jesus Christ und sagte ähnlich: „Ich bin gekommen", sagte er, „Feuer auf die Erde zu werfen: Wie wollte ich, es brennte schon."

Merkwürdig ist das: Feuer! Aber wenn ihr recht zusieht: das fehlt ja auch gerade der Erde: Feuer. Versteht es richtig! Feuer genug auf Erden: in mächtigen Fabriken, in Kanonenblitzen, in Eisenbahnen und elektrischen Werken, in natürlichen Leidenschaften der Geschöpfe. Wie viel Feuer auf der ganzen Erde! Es sprüht davon die ganze Kugel. Aber — bei diesem Feuer bleiben die Herzen kalt, die Augen unruhig, die Sorgen bergehoch, die Nachbarn verfeindet, die Arbeiterhäuser eng und dumpf, die Völker das Schwert in der Hand. Es thut ein andres Feuer not.

Man denke darüber nach! — Was fehlt so manchem Arbeiter? Zuversicht und Mut, die er doch wahrhaftig mehr

als alle Andern braucht. — Was fehlt so manchem Landmann im Land: Freude an seinem Stand, der gesunde Bauernstolz und eine gute Zuversicht zu Gott, daß er seine Sorgen geringer achte und sich der Wogen freue, die mit dem Wind durch den jungen Weizen gehn. — Was fehlt so mancher Mutter und Hausfrau: weiche Hand und freundlich Herz, das die Kinder sanft umgiebt und den Mann, wenn er von der Arbeit nach Hause kommt. — Was fehlt so manchem Lehrer und Prediger? Sie sind Könige mit Goldpappenherrlichkeit, wenn sie keine Liebe, keine heißen Herzen, kein Feuer haben. — Was fehlt so vielen Gemeinden, Behörden, Körperschaften des Staates: warme Liebe zum Volk, Jammer um die Not im Volk, scharfe, sprühende Augen. — Ich sage zusammenfassend: Was fehlt der Erde? Das Feuer, das, in Glaube und Liebe und Hoffnung brennend, um die ganze Kugel sprüht.

Aber woher soll es kommen? Die Sonnenstrahlen bringen es nicht; im Golde glänzt es nicht; aus den Bergen gräbt mans nicht. Die alten Griechen erzählen eine sonderbare Geschichte: die Menschen hatten in alter Zeit kein Feuer. Da wagte es ein Mann, ein kühner Mann mit einem heißen Herzen, Prometheus hieß er, der schlich sich in das Haus, wo Gott wohnte, und stahl in schwarzer Nacht das Feuer und kam mit lohendem Scheit wieder zur Erde. Woher soll das Feuer kommen, das Menschenherzen heiß und hell macht? Gott hat es, aus Gottes goldnem Haus muß mans stehlen oder holen. Gott hat es uns gegeben. Gelobt sei, der mit dem lohenden Scheit zur Erde kam. Gelobt sei Jesus Christ.

Was geschah? Es geschah plötzlich von oben aus der Luft her ein Brausen, wie von einem vorstoßenden Sturm, und in den Augen und um die Stirnen flammte es auf wie von Feuer. Sie sprangen auf. Die da still und gedrückt, in halblauter, banger Unterhaltung gesessen hatten, standen da mit brennenden Augen. Ihr müßt euch das recht deutlich vorstellen . . . als wenn eine Freudenbotschaft in eine Familie

schlägt, die in Todesangst sitzt. Da ist eine Mutter von ihren kleinen und großen Kindern weg nach Kiel gebracht ins Krankenhaus und soll eine schwere Operation durchmachen, jetzt, heute, morgen: sie wissen es nicht. Da kommt der Bote: „Gut ist es gegangen, sie wird wieder besser, sie kommt heim": da sitzen sie dicht bei einander: die Großen, die Kleinen, der Vater, und weinen und lachen zugleich. So war es. Sie weinten und lachten. Es war eine furchtbare Erschütterung. Wie wenn ein Mensch auf dem Feld vom fallenden Blitz gestreift wird. Sie benahmen sich wie Betrunkene, steht hier.

Nun denkt vielleicht einer in der Kirche: „Ich traue dem Allen nicht. Es ist lange her; ich weiß nicht, obs wahr ist. Vielleicht bleibt es doch bei der Rede, die damals schon fiel: Sie sind voll süßen Weins gewesen, obgleich es erst neun Uhr war." So sage ich dies: erstens, was das betrifft: die Trunkenheit: so giebt es immer Leute, die große, neue Ereignisse, wunderbare neue Zeiten, kommenden neuen Geist nicht fassen können oder wollen. Es ist bekannt, daß viele von seinen Zeitgenossen von Jesus sagten, einige, er sei von Sinnen, andre, er stehe mit dem Bösen im Bunde, und daß ein kaiserlicher Statthalter in Gegenwart einer großen Versammlung zu dem Apostel Paulus sagte: „Du rasest, Paulus, dein viel Studieren hat dich irrsinnig gemacht." Dasselbe hat man in seiner Zeit von unserem großen Luther gesagt, dasselbe von Bismarck. Da die Menschen ihrer Zeit nicht bis zu ihnen hinaufsehn konnten, lachten sie, oder fluchten sie und sagten: „Ihre Köpfe sind im Nebel." Darum, was schiert mich das, daß Viele über das Pfingstwunder den Kopf schütteln und es nicht verstehn? Laßt sie die Köpfe schütteln! Es fehlt nicht viel, so ist mir dies Köpfeschütteln ein Beweis, daß an jenem Tage wahrhaft Großes geschehen ist. — Zweitens sage ich dies: Du meinst, es habe mit jenem Feuer vom Himmel nichts auf sich? Ja, hast du es denn noch nicht gesehen? Mensch, durch eine deutsche Volksschule gegangen,

ein Deutscher, ein deutscher Christ? Hast du schon einmal in trüber oder in sonniger Stunde ein Gebet gedacht oder gesprochen, oder das Gesangbuch aufgemacht, oder das Evangelium gelesen, oder einen Festgottesdienst in dieser Kirche erlebt? Hast du gemerkt, daß da Trost, Heilung, Reinigung, starke Kraft, daß Feuer in diesen Dingen ist? Hast du einmal gehört, daß viele tausend Männer draußen auf Vorposten stehn, am Rand der Christenheit, in Sonnenbrand oder in Nacht und Eis, da vorn in der Front, von Feuer selber brennend, den hellen Glanz weiter tragend? Hast du einmal davon gehört, daß die Irrenhäuser und Idiotenanstalten und Taubstummenschulen so hell, so luftig, so freundlich sind, als flöge durch alle die hohen Zimmer freundliches, warmes Feuer? Ist dir irgendwo ein Mensch bekannt, freundlich, fleißig, hilfreich, bescheiden, gerecht, mutig gegenüber dem Leid des Lebens, einerlei, ob du ihn in der Knechtskammer oder in einem schönen Hause fandst, Augen und Hände brennend von einem freundlichen, reinen Feuer? Hast du schon einmal einen Kranken gesehn, geduldig auf seinem Lager, einen Sterbenden, gottesfürchtig, still, das große Neue erwartend, im heiligen Abendmahl das hochzeitliche Kleid anziehend, als ginge es zu einem heiligen Fest mit Glockenläuten und Feuerschein? Sperr deine Augen auf, du Gast des Herrn! Du wirst dich einst nicht retten mit kindischer Rede: „Ich habe wahrhaftig garnichts gesehn von einem himmlischen Feuer". Es lodert überall im Land. Es umsprüht dich die Flamme. Sie sengt dir das Haar. Sie wärmt dir in diesem Augenblick das Herz. Ich sage dir im Namen Gottes: „es fiel Feuer vom Himmel."

II.

Der Lärm, die Aufregung verbreitete sich durch den ganzen Tempel. Tausende drängten sich durch die weiten Hallen und Gänge. „Was ist geschehen?" — Da trat der Fischer Petrus auf und sagte: „Das Feuer, das der

Erde schon lange verheißen ist, das Gott ausgießen wollte: Das ist heruntergefallen. Glaubt es! Seht und hört es! Freut euch mit uns! Da sprachen die Andern: „Ihr Männer, ihr lieben Brüder, was sollen wir thun?“ Das war das Zweite.

Ihr lieben Brüder und Frauen . . . das ist der Fehler ganzer Völker und ganzer Geschlechter, der Fehler manches Menschenlebens, daran geht so manches Leben in die Brüche, daran: daß der Mensch immer wollte, aber nie soweit kam, es zu thun. So mancher sitzt Zeit seines Lebens auf einem Stein an der Straße und sagt zu sich und zu allen, die es hören wollen: „Ich will noch weit reisen, weit, einen ganz andern Weg;“ aber er richtet sich nicht auf, er bleibt da sitzen. Er redet; er handelt nicht. O, da sitzen so viele an der Straße auf den Wegsteinen und klagen Gott und aller Welt; aber sie fassen die Sache nicht an. Da sitzen die Fried- und Freudlosen, die mit bedrücktem Gewissen, die mit Unfrieden im Haus, die Trunksüchtigen, die Beamten, die faul sind, die Arbeiter, die verbittert sind, die Landleute, die erbärmlich flache und schiefe Furchen ziehn, mit stumpfem Pflugeisen, die Jugend, die die Morgensonne verschläft: sie wollen Alle heraus; sie fühlen sich alle unglücklich, sie haben Alle eine Stelle, wo sie sich selbst verachten; sie haben noch eine Kraft, aber in Ketten. Sie fassen die Sache nicht an. Sie springen nicht auf und greifen nicht in die Speichen. Sie sitzen und schlafen und grübeln und träumen und schämen sich. In einer Zeit, wo das Vaterland auflebt, wo die Thore der weiten Welt dem deutschen Volk sich knarrend und krachend aufthun, sitzen so viele seiner Kinder unthätig.

Nun ist aber Pfingsten das Fest der That. Nein, ich will es kurz und hart sagen: Pfingsten ist That. Zweimal steht es hier: zuerst: „es geschah“; dann: „was sollen wir thun?“ Pfingsten ist der Tag, da der mutlose, sorgenvolle, immer wieder sündigende, verfeindete, verbitterte Mensch am

Weg steht. Und nun heißt es: „Es geschieht etwas!“ Es giebt einen Ruck durchs Herz. Es fliegt Feuer vom Himmel. „Was sollen wir thun?“ „Dort den Weg! Seht ihr, da fliegt das Feuer; da ist der Weg zu Fleiß und Treue, zu Glauben und Mut und starker Liebe, zu allen guten deutschen Dingen; und in der Ferne winken und blinken die hohen Fenster des Vaterhauses!“ „Ja, dahin will ich, auf den Weg; ich thus. Jetzt! Schon bin ich unterwegs.“

Liebe Gemeinde! Es steht da: „Wie sie das hörten, ging es ihnen durchs Herz.“ Genau steht da: „Durchstach es ihnen das Herz.“ Sie dachten an ihre Mühe und Sorgen und Friedlosigkeit, an die ganze Vergeblichkeit des kurzen Lebens. Die Thränen stiegen ihnen auf, und sie dachten: „Unser Leben ist kurz, so arm, so gequält, so kleinlich, nichts Großes, nichts Ewiges“; und sie fragten: „was sollen wir thun, daß wir fröhlicher, reiner und größer werden?“ . . Alte Frage der Menschen! Aber du kannst sie beantworten, du bist ja bei Jesus in die Schule gegangen. Was hier steht, sollst du thun: Zwei Stücke! Erst sollst du den heiligen Gott, dem deine Seele näher kommen möchte, — denn er ist ihre Ruhe — ernstlich und dringend bitten, daß er vergessen möge, was dahinter liegt: Sünde, Sorge, Schuld, daß er durch alte Rechnungen einen Strich mache, alte Reisebündel bei Seite schaffe und ein neu Kleid schenke für neuen Weg. Dann zweitens: im neuen Kleid, mit starkem Vertrauen auf Gottes Verheißungen, mit fester Zuversicht zu einem guten Ausgang, mit ernstem, sittlichen Willen sollst du die andre, neue Straße gehn, auf der Feuer vom Herrn dir leuchten soll bis in den Tod.

Aber das weißt du Alles. Denn von Kind an kennst du des Heilands Lehren und Leben, und Gott weiß, wie oft ich gebeten habe: „Laßt euch versöhnen mit Gott.“ Ich komme auf die beiden Worte zurück, die hier stehn: „Es geschah“ und das Andre: „Was sollen wir thun?“ Willst du bis an dein

Ende die alten Neigungen haben, Sünden, Launen, Bitterkeiten, Sorgen, Ängste? Willst du so das schöne Leben versauern, vertrauern, versitzen? Möchtest du nicht wenigstens einen einzigen von den Kränzen wirklich verdienen, welche deine Nachbarn und deine Angehörigen dir auf den Sargdeckel legen? Ich sage dir: es geschah etwas! Ich sage dir in Gottes Namen: „Es geschah!“ da steht es. Wo nichts geschieht, ist nicht Pfingsten.

Wo aber in einer Seele etwas geschieht: Feuer fällt, der Stab in die Hand genommen wird, mühsam die ersten Schritte auf neuem Wege gemacht werden: da keimt und wächst und steigt ein namenloser Segen. Wenn Vater- und Muttersegen, wie man sagt, den Kindern starke Häuser baut, so baut wohl Gottes Segen ein Haus von Fels und Eisen, ein ewig Haus. „Euch ist die Verheißung gegeben“, sagt Petrus in seiner Rede, „euch und euren Kindern.“ Glücklich der Mensch, der auf Gott zu geht, glücklich die Kinder, die von solchen Eltern an der Hand ins Leben geführt werden. Glücklich alle Menschen, die vom Geist Gottes die Funken im Herzen und in den Händen tragen, die Herz und Sinne auf Gott gerichtet haben. Ihr wißt es.

So bin ich nun am Ende. Was ist geschehen? Feuer flog vom Himmel. Was sollen wir thun? Warm werden an dem Feuer, wandern in dem Licht. Das sollen wir thun! Das wollen wir thun. Amen.

Gottes Haus und Hausgenossen.

Sonnt. n. Pfingsten. — Brief an die Eph. 2, 19—22.

Es giebt Leute, welche sagen: „Es giebt keinen Gott: wir haben ihn sehr gesucht; aber nicht gefunden. Wir suchten ihn

unter den Sternen, aber wir fanden nirgends sein goldenes Haus. Wir suchten ihn in der Tiefe der Erde und des Meeres; aber wir haben den Schemel seiner Füße nicht gefunden." So sagt Gott: „Die Thoren sagen, es ist kein Gott." Wenn ich ein Haus sehe, fertig gerichtet, so bleibe ich dabei; ein Maurer hat die Mauern erbaut, auch wenn ich ihn, die Kelle in der Hand, nicht bei dem Werk seiner Hände stehen sehe. Kein Stern ist aus sich selbst entstanden, kein Baum in meinem Garten und kein Weizenhalm auf unsern Feldern. Er that an ihnen Allen sein übergroßes Wunder: da flammte er zum ersten Mal in der dunklen Nacht am Firmament, da schoß die grüne Spitze aus der Erde. Und wenn kein Beweis des Daseins Gottes vorhanden ist, dieser Sonnenschein und diese Junipracht predigen: Du hast die Erde gemacht.

Aber eine andere Frage ist diese: wo wohnt der liebe Gott?

Im fernen Australien liegen nackte, braune Menschen vor einem elenden Holzstück im Staub und sagen: Da wohnt unser Gott. Das ist nicht wahr. Gott hat ja die Bäume gemacht; und die Eschen und die Erlen rauschen zu seiner Ehre.

Wo wohnt der liebe Gott? Die Kinder lugen am Abend durch die Scheiben zum fernen Himmel, heben die Finger und fragen: Mutter, wohnt der liebe Gott da oben? Das ist ein feiner Glaube; der Herr, im strahlenden blauen Mantel, der mit funkelnden Sternen besetzt ist, so steht und wacht er über Meer und Land. Die Kinder sind glücklich; aber uns kann dieser Glaube nicht genügen.

Wo wohnt der liebe Gott? Paulus von Tarsus stand auf dem Markt von Athen, vor ihm die gelehrtesten Leute seiner Zeit, um ihn die stolzen Tempel, die noch heute in ihren Trümmern das Staunen der Welt sind. Im Angesicht dieser Männer und Tempel verkündet er, was von Alters her feststand, aber nur noch als Sage in der Welt lebte: Wir sind von Gottes Geschlecht.

Wo wohnt der liebe Gott? Wir wollen uns auf die Gasse stellen in Galiläa, wartend, bis Er vorüber kommt. Denn er ist sicher von „Gottes Geschlecht". Er steht in irgend einem Zusammenhang mit dem Ewigen. Er ist der Beste und Treuste auf der ganzen Welt. Er wird es wissen, und er wird es uns sagen. „Herr, wo wohnt der liebe Gott?" Und gleich sieht er uns an mit seinen reinen, tiefen Augen und spricht: „Mein Vater wird zu euch kommen und Wohnung bei euch machen."

Wo wohnt der liebe Gott?

Die ganze Schöpfung ist sein Haus,
doch, wenn es ihm so wohlgefällt,
so wählet in der weiten Welt
er sich die kleinste Kammer aus.
Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch, auch da zieht Gott hinein
und kommt mit seinen Himmelsfreuden
und will nie wieder von dir scheiden. Amen.

Brief an die Epheser 2, 19—20.

Ich rede von Gottes Haus und Hausgenossen. Zuerst von Gottes Haus.

Liebe Christen, in dem vorgelesenen Text ist ein sehr eigentümlicher und hoher Gedanke in wenigen, nicht ganz klaren Worten ausgesprochen, der Gedanke: Gott baut ein Haus.

Daß Gott ein Häuserbauer ist und zwar der allergrößte, der in weiteste Weite und schwindelnde Höhe baut, ist weltbekannt. Die Sterne waren die goldenen Nägel, an die er seine Richtschnur band aus Lichtstrahlen; und sein Zollstock war wohl tausend Meilen lang. Dieser Stern, auf dem wir wohnen, ist gewiß sehr groß. Man muß wohl vierhundert Tage, Tag und Nacht, reiten und jagen, um die Erde zu umwandern. Aber, was ist die Erde im Haus Gottes? Ein alter Dichter behauptet: „Sie ist der Schemel seiner Füße." Sie ist wohl noch weniger, sie ist vielleicht nur: „Stäubchen an der Wand, Tröpfchen am Eimer." Ja, Gott, der ist ein

Baumeister gewesen, damals: als ihn die Morgensterne lobten und jauchzten alle Kinder Gottes. Und ich verstehe nicht, wie Leute sagen können: es giebt keinen Gott. Wir sehn fast jeden Abend den goldenen First von seinem Haus. Aber dennoch begnügt sich Gott nicht mit diesem Haus, so herrlich und übermenschlich es auch ist. Das Haus genügt ihm nicht. Er hat noch ein andres Haus.

Du auch. Du bist auch nicht zufrieden mit deinem Haus, und wäre es noch so schön. Darum hast du noch ein ander Haus. „Mein Haus ist meine Welt": Das ist ein Wort mit einer sehr guten und einer sehr schlechten Seite. Du wärst ein sehr beschränkter und herzloser Mensch, wenn dein Haus deine ganze Welt ausmachte. Der Mensch ist viel größer als sein Haus. Freilich dein Körper hat darin Platz; und von deinen Gedanken und von deiner Seele möge ein gutes und großes Stück in deinem Hause wohnen, aber nicht alle Gedanken, nicht das ganze Herz. Ei, wie fliegen deine Gedanken aus deinem Hause heraus hinein in die weite Welt, bald unter die Erde, wo unsere Toten dem Leibe nach wohnen, bald über die Erde, wo die Wolken auf den Winden reiten, bald in vergangene Tage. Plötzlich sitzt du wieder in der kleinen Schule und machst den ersten Buchstaben und hörst das erste Wort von Jesus. Bald fliegen sie in die Zukunft, und du siehst dich alt und müde. Ob wohl im behaglichen Stuhl und an klarem Fenster in der Abendsonne? daß es dir wohl gehn möge in deinen alten Tagen! — Und das Herz: das kann fliegen! Du willst doch nicht dein Herz in deinem Hause festbinden? Flog es nicht in diesen Tagen zu den fernen Kriegsschauplätzen jenseits des Meeres, wo im wilden Kampf, unter Feuer und Rauch und wildem Lärm der Geschütze, arme junge Menschen totwund zusammenbrachen? Flog nicht dein Herz heute schon auf das Feld, auf welchem dein Weizen wächst oder dein Schweiß liegt? Flog nicht dein Herz heute schon zu deinen Kindern in der Fremde, flog

es nicht im Gebet hinauf zu Gott? „Mein Haus ist meine Welt?“ Das Haus ist viel zu klein für Menschengeist und Menschenherz.

Dem lieben Gott ist sein Haus auch zu klein. Gott hat ja auch einen Geist, nein, Gott ist Geist. Gott hat ja auch ein Herz, nein, Gott ist Herz, oder, wie Johannes sagt, Gott ist die Liebe. Gott begnügt sich nicht mit diesem Haus von Erde, Luft, Wolken und Sternen. Er hat noch ein ander Haus für seinen Geist, für seine Seele, und von diesem Haus redet dies Pauluswort: „auferbaut auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau, in einander gefügt, wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchem auch ihr miterbaut werdet zu einer Behausung Gottes im Geist.“ Und wenn wir fragen, meine Christen, welches Haus Gott wohl lieber und wertvoller sei, jenes herrliche Sternenhaus oder dieses Haus, das man nennt: „Das Reich Gottes auf Erden“, so halte ich dafür, daß dies Haus ihm lieber sei, das seine Liebe gemacht hat, dafür Jesus in den Tod gegangen ist, darin für uns, seine armen Kinder, alle Hoffnung wohnt.

Meine Christen, ihr wißt, daß der liebe Gott, bevor Jesus kam, kein Haus auf der Erde hatte. Auf den andern Sternen mag er noch viele Wohnungen gehabt haben, wie Jesus sagt, aber auf diesem Stern nicht. Es war ein Jammer. Gott hatte die Erde gebaut, aber die Menschen hatten sie beschmutzt; sie hatten aus Gottes Haus einen Stall gemacht. Böse Geister gingen im Erdenhaus um: Aberglaube, Sünde und Sorge. Ihr wißt, in welcher Not noch jetzt die Heidenwelt lebt. Es war ein Jammer, sage ich: Gott hatte das Haus gebaut und konnte nicht mehr da hinein gehn. Er wandte der Erde den Rücken, da verfiel sie und wurde wie eine Trümmerstätte . . . da . . . ich weiß nicht, ob Gott Heimweh hatte nach diesem seinem verlorenen Heim, oder ob es ihn jammerte: er sandte vom Himmel Einen, von dem

wir glauben müssen, daß er Gottes Sohn war. Er hatte von Gott den Auftrag, ihm ein neues schönes Haus zu bauen, hier auf der Erde. Und dieser Hausbau ist das größte weltgeschichtliche Ereignis, ja, ich sage noch mehr: dieser Hausbau ist wohl staunenswerter, als der Bau seiner Sterne.

Ich sage euch: diese Erde war sehr verwildert: Geröll, Ruinen, Gestrüpp, Sumpf, Sünde, Schuld, Sorge. Es war nicht leicht, zu bauen auf diesem Grund. Es war die schwerste Arbeit, die es giebt: Rodearbeit. Unsere Leute, die aus der Heimat nach Amerika gingen, wissen über diese Arbeit ein langes Lied zu singen. Aber ich sage euch auch, und ihr wißt es: Jesus hatte Augen, wie von heißer Liebe brennende Mutteraugen; er hatte Worte, wie klingender Amboß; er hatte Mut wie eine Mutter, die ihr Kind in dem brennenden Hause weiß. Er hat sich, nachdem er heiß gebetet hatte, an die Arbeit gemacht.

Zuerst hat er in leiblicher Erscheinung gearbeitet. In jenen drei Jahren, da er dem Herzen des armen, verlassenen und verlorenen Volks so wohl that mit seiner sonnigen Lehre von dem barmherzigen Vater im Himmel, mit seinem mutigen, starken Beten, mit seiner heißen Liebe, mit der er allmählich selbst steinerne Herzen weich machte, mit seinem Kampf nicht um einen irdischen Lohn, mit seinem Sterben ohne alle irdische Hoffnung: da hat er das ganz verstörte und verkommene Menschenherz wieder an das Gute, an Glauben und Treue, Liebe und Hoffnung glauben gemacht. Er ist es gewesen, der nach vielen tausend traurigen Jahren durch die Himmelskraft seiner treuen Liebe Menschen hervor gebracht hat, die wieder an die Zukunft glaubten, die vom Schmutz aufstanden und die Augen nach der lieben Heimat wandten. Seht: das ist des Heilands weltaufbauende Arbeit gewesen, diese: nachdem der liebe Gott hier keine Wohnung mehr hatte, keine Stelle, wo sein reiner Fuß hintreten konnte, hat er, Jesus, ihm hier wieder ein Heim gebaut, dem heimatlos ge-

wordenen Gott ein Haus, nämlich das fromme Christenherz, die wahre Christenheit.

Zweitausend Jahre steht nun bald das Haus und wird noch immer mächtiger, herrlicher; und noch immer ist nicht die Zeit da, daß der Richtkranz gewunden und auf den Richtstock gehängt wird. Klein war das Haus, als jene dreitausend am Pfingsttag wieder lieben lernten. Wie viel Steine, lebendige Menschenseelen, hat Paulus herbei getragen! In den letzten hundert Jahren wie hat sich das Haus geweitet: in weiten Hallen und Säulengängen und im Schatten des Hofes wohnen viele Millionen, die Heiden waren. Von denen, die jetzt leben, will ich nur reden, der Toten nicht gedenken. Wer aber ist noch immer der, der den Bau leitet, Seelen erwirbt, gewinnt, erleuchtet und erhält? Jesus ist es, der fortwirkt, nun nicht mehr im Leibe, sondern in der Kraft seines Geistes; in welchem er in allen denen arbeitet, die mit Ernst Gott und den Frieden ihrer Seele suchen.

Also hat der Herr dem lieben Gott ein Haus gebaut.

* * *

Dann aber sind wir auf diese Weise Gottes Hausgenossen geworden. Das war das Zweite.

Unser Text sagt hierüber so: „So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit dem Heiligen und Gottes Hausgenossen geworden."

Meine Christen, natürlich gesehn, sind wir hier auf der Erde Gäste und Fremdlinge. Freilich, ihr sitzt schon lange in den Häusern, die ihr bewohnt, und ihr pflügt wohl schon zwanzig Mal dasselbe Feld; aber es bleibt doch dabei, wir sind Gäste und Fremdlinge. Auf unserer gesprungenen Glocke stehn acht oder zehn Namen. Die Leute haben vor hundert Jahren in unserer Gemeinde auf breiten Höfen gesessen. Die Namen sind uns jetzt unbekannt. Nicht allein die Leute, nein die ganzen Familien sind Fremdlinge gewesen, sind vorüber gezogen. — Wir haben vier Taufbücher, die sind alle voll geschrieben: Tausende von

Namen. Einige wandern noch mit dir, sitzen mit dir im Kirchenstuhl, begegnen dir, wenn du nachher nach Hause gehst. Die andern: sind vorüber gezogen. — Du bist vorhin über den Kirchhof gegangen. Und wie du so gingst, sahst du auf den Steinen die Namen, dir nah oder fern bekannt. Sie waren einst. Jetzt sind sie vorübergezogen: grau und gebeugt die Alten, kräftig und mit jungen Augen die Andern, trippelnde Füße vieler Kinder. Wir werden einst auch so vorüberziehn; Gott gebe guten Weg.

Was sollen wir nun hiermit machen, mit diesem Gefühl, Eintagsfliegen zu sein, fließendes Wasser? So ein Zugvogel und weiß nicht, wohin ich fliegen soll? So ein armer Reisender und weiß nicht, ob ich nicht unterwegs unter die Mörder falle, unter Sünde und Sorge, und ist keiner, der mir die Herberge zeigt und zahlt den Groschen für mich? Und die Thür ist verschlossen und kein Raum für dich in allen Herbergen der ewigen Stadt, wie weiland am heiligen Abend in Bethlehem. Diese Gedanken sind eine häßliche Last. Wir armen Reisenden, die Gott auf die Reise schickt, was sollen wir thun?

Das will ich euch sagen: wir sollen den Kopf in die Hand stützen und Reisepläne machen. Ich sehe heute ab von den Vorschlägen, die die Gedankenlosen machen. Sie sagen: „Laßt uns essen und trinken; denn morgen oder übermorgen sind wir tot“. Ich will nicht zeigen, wie dieser Reiseplan in den Sumpf führt — ihr wißt es —, sondern ich will auf den Plan eingehn, welchen Paulus uns hier vorlegt, ein feiner, frommer Mann, und einer der geistvollsten Menschen aller Zeit. Er sagt: „Wir sind nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen“. Fürchtet euch nicht, liebe Reisegenossen, die Reise ist nicht weit, die Heimat näher als ihr denkt. Gott hat ein Haus auf dieser Erde, und wir sind Gottes Hausgenossen oder sind nahe dabei, es zu sein. Lob und Preis

sei Jesus Christ, der das Haus gebaut hat, das Reich Gottes auf der Erde, die Christenheit, das fromme, ernste Christenherz.

Liebe Reisegefährten: es ist klar, daß Jesus Gottes Hausgenosse war. Er hat es selbst gesagt, und es ist nicht auszudenken, daß er die Unwahrheit sagen könnte, oder daß er sich geirrt hätte. Dazu kommt, daß seine Getreuen es uns mit starken Worten, in denen man noch das Herz klopfen hört, überliefert haben; und von ihnen ist weltbekannt, daß sie Ehre und Wahrheit liebende Männer gewesen sind und klare, gedankenreiche Köpfe. Er hat aber auch später bewiesen, bis heute, daß er bei Gott ist und in hoher Kraft, Gottes Hausgenoß, ja Haushälter. Ich frage: Wer regiert die Welt? Wessen Geist und Ideen?

Wohlan: er hat nun mit mehreren Worten versprochen, daß die, welche ihm in Thaten treu sind, mit ihm zusammen sein und gleich ihm Gottes Hausgenossen werden sollen. Wir werden Gott in irgend einer Weise nahe kommen und bei ihm wohnen. Es wird irgendwo — wir wollen über den Ort nicht nachgrübeln — eine Stätte sein, wo für unsere Seele ein Stuhl an einen Tisch mit weißem Linnen gesetzt sein wird, daß wir, wenn auch nur von ferne, des lieben Gottes und unseres Heilands Angesicht sehen können. Dieser Gedanke der ewigen Seligkeit ist ein Teil von uns selbst geworden. Reiß ihn nicht aus deiner Seele, sonst fällt wegen des einen Steins dein ganzer Charakter zusammen! Der Glaube an Verantwortung und ewiges Leben ist der Eckstein deines Wesens! Fest steht bei uns allen der Glaube an die ewige Heimat.

Aber dieser Gedanke, daß wir schon jetzt, gestern, heut und morgen Gottes Hausgenossen sind, der will uns weniger klar erscheinen. Wir haben wegen unserer Sorgen und Sünden das Gefühl, daß wir es nicht sind. Wir wissen freilich, daß wir Gottes Kinder sind, aber wir meinen: „in der Fremde“, und wir denken, daß wir erst später, am Weihnachtsabend, in

unsres Vaters Haus gehen dürfen, wie eure Kinder, die in der Lehre sind, am heiligen Abend ins Elternhaus wandern — mit blanken Augen.

Aber Paulus behauptet es hier: „Wir, die ernsten Christen, sind schon jetzt Gottes Hausgenossen." Ich will es abschwächen um meiner und eurer Schwachheit willen. Ich sage: wir sind schon dicht bei Gott, nicht weit von seinem Haus. Wir sind schon auf der Hofstelle; wir stehen schon wartend auf der Diele; es klopfte schon, die Thür geht schon auf; Weihnachtsabend sinkt schon hernieder; wir sehn schon die wachehaltenden Engel, wir hören Ewiges durch unser Leben rauschen. Gott ist gegenwärtig. Gott arbeitet an uns, an unserm Leben, an unserm Charakter, an unserer Zukunft. Man weiß nicht, was noch werden mag.

Wir sind Gottes Hausgenossen. Du kannst von Erfahrungen reden. Du hast in stiller Gebetsstunde oder am Altar beim heiligen Mahl, oder wenn Freude oder Herzeleid hoch aufgerichtet auf der Schwelle deines Hauses standen, Gott gespürt als deinen Hausgenossen — du hast an hohen Feiertagen in festlicher Gemeinde Trost, Friede, Freude empfangen, wie in die Hand gegeben, hier in diesem Hause Gottes, du, sein Hausgenosse — du hast glückliche Tage und Jahre in deinem Hause verlebt. Ihr wart freundlich mit einander, trugt einander, halft einander. Es kam nicht vor, daß einer im Hause allein saß und weinte. Wem verdankt ihr so viel Glück, so lange schon genossen? Eurem Christenglauben, eurer Frömmigkeit, eurem Gott, eurem Hausgenossen. — Du bist Menschen begegnet, die immer freundlich, hilfreich und mit einer gewissen stillen Fröhlichkeit durchs Leben gehen, die wie im Feierkleid gehen, die aussehen, als kämen sie eben von Gott, von ihrem Hausgenossen, — du hörst von dem großen Werk, welches die Christenheit vollbringt, wie sie eben dabei ist, den Rest der Erde dem reinen und freundlichen Jesusglauben vor die Füße zu legen, und du freust dich dieses Werkes

und seines Fortschritts, damit die Götzen hinausgeworfen werden, und Gott der ganzen Menschheit Hausgenosse werde.

Wohl, alle Menschen stehn auf Gottes Hofstelle. Es ist keinem möglich fortzukommen, und nähme er Flügel der Morgenröte. Du aber, der du an Gott glaubst, bist Gott sehr nahe, bist Gottes Hausgenoß. Meine Brüder! Die auf Gottes Diele stehn, müssen wissen, daß kein Unfall und kein Herzeleid ihrer Seele nahen kann. Die in Gottes Saal stehn, sollen wissen, daß sie reine Füße haben und Feierkleider tragen müssen. Die vor Gott stehn, müssen warme und leuchtende Augen haben. Amen.

Zwei Kinder Gottes.

3. Sonntag n. Trinit. — Evang. n. Luk. 15, 11—32.

Liebe Christen. Der Gedanke, es giebt einen Gott, ist sehr wunderbar und sehr schrecklich. Aber der Gedanke, es giebt keinen Gott, ist viel wunderbarer und schrecklicher. Der Gedanke: es ist ein Gott, baut auf. Er ist der Vater aller Kultur, die Grundlage jedes edlen Strebens. Der Gedanke, es ist kein Gott, reißt alles Gute nieder, ist der Tod der Kultur und des einzelnen Charakters. Wenn du den Gedanken: es ist ein Gott, aus deiner Seele reißt, bist du geringer, wertloser geworden.

Daß wir Gott noch nicht gesehn haben, ist begreiflich. Er ist uns zu fern und zu fein. Wir sahn auch die Liebe noch nicht, obgleich sie uns täglich umgab. Wir sehn auch die fernen Sterne nicht. Wir werden Ihn einst sehen, wenn wir es weiter gebracht haben, wenn wir dieses Körpers ledig geworden sind.

Meine Zuhörer, wenn es einen Gott giebt, dann sind alle Menschen Gottes Geschöpfe. Weil aber die Menschen

durch die Kraft ihres Geistes und den ewigen Gehalt ihrer Seele Gott verwandt sind, indem sie seine Gesetze begreifen, seine Wege mit einigem Erfolg erforschen und eine gewisse Sehnsucht nach seinem Herzen haben: so sind sie Gottes Kinder. Ja, es hat immer Menschen gegeben, welche sagen, wir sind Gottes erwachsene Kinder und können selbständig unsere Wege gehn, und sie versuchten das auch von Adams Zeit her, sie gingen so sehr ihre Wege, daß sie am Ende den Vater im Himmel ganz vergaßen, so wie die Kinder aus unserer Gemeinde, welche in Amerika sind und das Schreiben und Eltern und Heimat vergessen.

Ich glaube nicht, daß wir Gottes erwachsene Kinder sind. Es erscheint mir lächerlich. Wir sollen erwachsen sein neben Gott? Ich glaube wir sind Gottes kleine Kinder.

Wir sind Gottes kleine Kinder. Wenn du durch dein ganzes Leben bei diesem Glauben bliebest, dann hast du vor denen, die diesen Glauben nicht haben, einen großen Vorzug. Haben deine Kinder einen Vorzug vor dir? Ja, sie haben nicht deine Sünden und Sorgen. Sind sie nicht wie Tauben im Schlag, die einen treuen Wärter haben? Bauen sie nicht Häuser auf dein Wort? Oder willst du sagen: sie haben nicht unsere Erkenntnis, unsern Geist? Ich finde, Viele von uns wissen mit ihrem Geist nicht viel anzufangen, und unsere Erkenntnis, die gering ist, nützt wenigen unter uns. Bleibe du Gottes Kind! Geh du nicht soweit weg von ihm! Setz du dein Vertrauen auf Gott. Du bist gut daran. Denn der Menschen Weg ist zu bunt, ihn allein zu finden, und das Menschenschicksal ist zu groß, es allein zu tragen. Aber mit Gott geht es. Bei Gott bleibt man rein, sorglos, fröhlich. Man bekommt ein sicheres Wesen und hat keinen Platzschwindel. Ich glaube, man muß bei Gott bleiben mit dem Bitten und Vertrauen eines kleinen Kindes. Mit dem Gefühl der Sicherheit, das ein Kind auf Mutters Schoße hat. So fährt man am besten durchs Leben.

Ich will von zwei Kindern Gottes reden, von denen Eins Gott verlor und wiederfand, das Andere Gott hatte und bald verloren hätte.

Evang. nach Luk. 15, 11—32.

Von zwei Kindern Gottes spreche ich, von denen das Eine Gott verlor und wiederfand, das Andre Gott hatte und ihn bald verloren hätte.

I.

Der jüngste Sohn sammelte alles, was er hatte, und zog fern über Land. Er verkaufte seinen Hof, seine Wagen und Pferde und Pflüge und zog fort. Warum blieb er nicht in der Heimat? Brachte das Land keine Frucht? Oder schien die Sonne nicht mehr? Oder reiste er fort, so wie unsere Leute um ihrer Kinder willen nach Amerika gehn, da es in der Heimat zu eng wird? Nein, das war es Alles nicht. Der Grund steht hier sehr kurz, deutsch und deutlich: „Er zog fern über Land, und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen.“ Das wilde Blut kochte in ihm; das wollte sich nicht mehr dämpfen lassen. Er wollte ein ehr- und sittenloses Leben führen. Das konnte er aber nicht unter den Augen seines alten Vaters. Darum zog er fort. Und schon in der nächsten Stadt fing er an, sinnlos drauf los zu leben.

Meine Christen, ich glaube, da haben wir die Ursache, warum die Menschen aufhören zu beten, in die Kirche zu gehn, kurz, ernste Christen zu sein: Sie wollen von Gott fort, weil sie sündigen wollen. Ich denke an die Konfirmanden. Warum bleiben sie nicht so fromm, Gott so nah, wie sie in den Konfirmandenstunden waren? Nicht allein Knaben gehn in die Fremde, auch Mädchen. Wenn man sie fragt, was sagen sie? Sie zucken die Schultern, sie sehn zu Boden, sie geben zu verstehn, Gottes Wort sei ihnen gleichgültig geworden. Aber das ist meist ein Irrtum, oft eine Lüge. Ich weiß wohl, warum sie Gott und Gottes Wort meiden: Sie

wollen sündigen und haben schon gesündigt. Sie sind von Gott fort gegangen, weil sie beschlossen hatten, Gott nicht mehr zu gehorchen. Sie hören auf, das Vaterunser zu beten, weil der Vater unser ihnen mit seinem ewigen: Du sollst, du sollst, lästig geworden ist. Das ist es.

Nun nehmen sie die Güter, die Gott ihnen gegeben hat, als da sind: ihre gesunden Glieder, ihr Hab und Gut, ihre geistigen Fähigkeiten, ihre Arbeitslust und Kraft, ihre Liebe und ihren Haß und ziehen mit all diesem von Gott ihnen gegebenen Eigentum von Gott weg: denn in der Fremde, da darf man sündigen. Fern von Gott: da kann man ein sittenloses Leben führen: Gott tadelt dich ja nicht. Fern von Gott kann man faul und unordentlich sein: Gottes Peitsche ist nicht hinter uns her. Da kann man gern geizen und gieren: Gottes Wort schreit nicht bis in die Fremde: „Seid barmherzig, ihr müßt einst Barmherzigkeit brauchen." O, fern von Gott ist fein leben, eine Zeit lang. Da muß man sich nur vor Einem hüten, daß Gottes Wort nicht doch einmal von fern her an die Ohren klingt. Das giebt eine Dissonanz, einen Mißklang. Auch muß man sich vor Krankheit hüten und muß dafür sorgen, daß man niemals stirbt. Denn in der Angst der Krankheit und im Tode ohne Gott: das soll furchtbar sein.

Um zu sündigen zog der jüngste Sohn fort. Und er sündigte. Ich glaube nicht, daß er das wurde, was das Strafgesetzbuch einen Verbrecher nennt; sondern er war ein Verschwender, ein gedankenloser, sittenloser, wilder. Wir hören in unserer Gegend dann und wann von jungen Leuten, die zu früh einen Hof bekamen: sie leben drauf los, ohne vor irgend etwas Ehrfurcht zu haben, ohne an die Zukunft zu denken. Sie leben so drauf los, daß sie in kurzer Zeit, wie hier steht, all das Ihre verzehrt haben, Geist, Herz und Güter.

Meine Christen, die meisten Menschen, die von Gott

fortgehn, sind vorsichtiger, überlegender, das muß ich zugeben. Sie verprassen nicht Alles, was der Vater im Himmel ihnen gegeben hat. Der Eine behält einen gewissen ehrbaren Sinn, der Andre behält Liebe zu den Menschen, ein mitleidiges Herz, der Dritte einen regen Geist, eine starke Arbeitslust. Aber das will ich doch frei heraus sagen: Jedem, der aufhört gottesfürchtig zu sein, hat die Fremde, in der er sich bewegte, einen großen Teil der Güter genommen, die er hatte, als er noch fromm war. Fürwahr, wären wir immer fromm gewesen, wir wären stärker an Körper, oder frischer an Geist, oder wärmer an der Seele, als wir jetzt sind. Wir wären reichere Leute.

Der jüngste Sohn im Gleichnis darbte und hungerte. Er sank bis auf den Grund des Elends. Und dies Unglück und diese Unwürdigkeit, der Hunger und die Lumpen weckten in ihm die Erinnerung an des Vaters Haus, an den Tisch mit weißem Linnen, an das Tischgebet, an das fleißige, nüchterne Leben, an die Bäume im Garten und an die Möven, die vor dem Pflüger herfliegen. „Er schlug in sich", steht da. Genau heißt es: „Er kam zu sich." Er besann sich auf sich selbst. Er räumte Lumpen und Schmutz bei Seite und sah auf den Grund seiner Seele und sah da noch einen Rest von der alten Liebe zum Vater, zur Reinlichkeit, zur schönen Heimat, zu einem nüchternen, stillen, ehrbaren Leben. Das Leben in der Fremde war Flitterkram und Firlefanz gewesen, Lug und Trug: nun in der Not, an den Schweinetrögen der Gottlosigkeit hungernd, fand er die größte Wahrheit seines Lebens: „Dein Glück wohnt in der lieben Heimat, im Elternhause und auf den Feldern, die um das Vaterhaus liegen." Und er machte sich auf, und er wurde freundlich aufgenommen, obwohl er sehr abgerissen heimkam, und ich glaube, obwohl es hier nicht steht: er ist nie wieder auf den Gedanken gekommen, die Heimat zu verlassen; ja ich glaube, es kam Unruh und etwas wie Angst über ihn, wenn er auf dem

fernsten Felde pflügend, den Rauch vom Vaterhause nicht mehr sah.

Ich sage: die meisten Menschen, die von Gott, Gottes Haus und Gottes Wort sich fern halten, so tief sinken sie nicht, sie verprassen nicht alle Güter: aber dennoch behaupte ich, daß alle Menschen, die sich von Gott und vom Glauben entfernten, etwas von dem Darben und Hungern gespürt haben, das über diesen jungen Menschen kam, der in der Fremde war. Es giebt fern von Gott keine glücklichen Menschen. Die Gottlosen haben kein Dach überm Kopf. Die Leidenschaften reißen sie fort; oder die Sorgen fallen wie prasselnder Regen auf sie, daß sie sich bis auf die Knochen erkälten; oder Geiz und Habsucht peitscht sie, daß sie laufen, bis sie atemlos fallen. Viele liegen auch in der heißen Sonne am Weg faul, stumpf und träge. Sehr verschieden ist das Darben; aber ich sah noch nie einen Menschen, zugleich glaubenslos und glücklich.

Wenn nun unter uns heute Morgen Versammelten ein solcher ist, der sich von Gott wegbegeben hat und nun in der Fremde schmutzig oder hart, sorgenvoll oder unruhig ist, der lese zu Hause noch einmal dies Evangelium und freue sich der Stelle, wo unser Heiland erzählt: „Da kam er zu sich selbst und sagte: ‚ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn“. Und dann, wie er aufweinend vor ihm kniete, heißt es weiter: „Vater, ich habe gesündigt“. Und dann das erlösende Wort des Vaters: „Bringt das beste Kleid her . . .“, meine Christen, wir haben einen Gott, der weiß, was für ein Gemächte wir sind, und Jesus ist gekommen, nicht daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Das ist das ganze Evangelium. Wer in der Fremde ist, der besinne sich auf sich selbst, bei sich selbst; im tiefsten Innern wird er eine Stelle finden, wo Gott noch wohnt. Der Vater im Himmel wird sich finden lassen und wird ihn fröhlich machen, und er wird gut sitzen, so weit es in dieser

Welt, die etwas stürmisch ist, möglich ist, in der hellen, reinen und warmen Halle des Vaterhauses.

Das war das Kind Gottes, das Gott verlor und wiederfand.

* * *

Zum zweiten wollte ich in kürzeren Worten von dem andern Kind Gottes reden, das Gott hatte und fast verloren hätte.

Der ältere Sohn war im Haus des Vaters geblieben: ein tüchtiger, ernster Junge. Ich glaube, daß er morgens der erste war, der sich von seinem Lager erhob; und ich halte es nicht für glaubhaft, daß der Vater ihn je getadelt hat. Er hielt sehr auf sein Äußeres: seine weißen Ärmel sah man von weitem übers Feld schimmern. Seine Worte waren immer ernst und ehrbar, und ich meine, daß er darauf sah, daß der kranke Nachbar das bekam, was er von seinem christlichen Nachbarn erwarten darf. Bis dahin war Alles gut.

Ja, ich wollte, meine Christen, daß ich von uns Allen dies selbe aussagen könnte. Ich wollte, ich könnte von uns Allen sagen, daß wir einen Tag der Woche, den Sonntag, für Gott übrig hätten, daß wir Gott und nicht uns oder dem Nachbarn in der Not vertrauten, daß wir die gute Sitte nicht einmal in Gedanken verletzten und des Nächsten Ehre mit keinem Wort. Ich wollte, ich könnte von uns Allen sagen, daß wir durch herzliche, thätige Menschenliebe und durch einen fröhlichen, unerschütterlichen Glauben um unsere Seligkeit uns bemühten. Wenn wir das thäten: dann fürwahr wäre bis dahin Alles gut.

Nun aber fand der jüngste Sohn, der sehr abgerissen heimkam, bei seinem Vater eine sehr freundliche Aufnahme. Der Vater war sehr froh, daß er ihn überhaupt wieder hatte. Das war ein Leben im Haus! Das ganze Haus voll Jubel; und der alte Mann saß da mit Augen voll Glück — da, als

der Älteste, der feine, der reinliche, der ehrbare, der brave das sah: wurde sein Gesicht hart und ernst, und mit einem Ruck kehrte er sich um und ging wieder aufs Feld. Er wollte fort; er wollte weg. Er war nahe dabei, daß er Vater und Vaterhaus verlor. Da aber kam der Vater heraus und, man denke, der alte Mann mit dem weißen Haar bat seinen Sohn, und es kam zu einem Wortwechsel zwischen ihnen. „Ich habe dein Gebot noch nie übertreten", sagte er, „aber du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser Sohn gekommen, der sein Gut in den schlechten Straßen der großen Stadt verpraßt hat" . . . . Da wurde der Vater aber sehr ernst, seine Gestalt richtete sich auf, und seine Augen glänzten, und er antwortete ihm ungefähr so: „Du hast alle Jahre an meinem Tisch gesessen; der Hagelschlag, der unsere Felder traf, hat dir leid gethan; und der Segen auf unsern Äckern war deine Freude. Dein Leben war mit dem Besten, was es giebt, ausgefüllt bis oben hin: mit Arbeit und Leid und Freude. Aber dein Bruder, was hat er in der Fremde ertragen! Er war von der Fremde in den Schmutz gestoßen und so, schmutzig wie er war, vor Gott und Menschen verloren und tot: sieh, der Tote ist wieder lebendig geworden; der Schmutzige ist rein geworden."

Liebe Christen, ich weiß nicht, ob unsere Sitten so rein sind, unsere Ärmel so weiß, unsere Gedanken so ehrbar, unser Leben so treu, daß wir uns mit dem älteren Sohn dieses Gleichnisses vergleichen können. Wenn es aber so ist, oder wenn es ähnlich so ist, dann sind wir in einer Gefahr, nämlich in der, daß wir Gott und das Vaterhaus verlieren. Weil wir verhältnismäßig fromm sind, meinen wir, der Vater im Himmel muß uns Feste geben. Weil wir abends zu ihm beten, meinen wir, er muß uns morgens die erfüllte Bitte ans Bett stellen. Weil wir unsere Pflicht heute thaten, muß er uns morgen eilends loben. Weil wir reine Füße haben,

muß er uns staubloſe Wege führen. Weil wir die Menſchen lieb haben, müſſen ſie alle freundlich gegen uns ſein.

Liebe Chriſten: ich glaube ſagen zu dürfen, daß wir es im Chriſtentum noch nicht weit gebracht haben. Es iſt auch nicht leicht. Das Chriſtentum ſteckt überhaupt bei uns und in dieſer unſerer Zeit erſt in den Kinderſchuhen. Unſere Zeit und wir ſelbſt haben erſt angefangen, chriſtlich zu laufen. Das Chriſtſein macht ſo viel Mühe, daß wir, ſo viel ich ſehe, gar keine Zeit haben, andre Menſchen zu taxieren und zu entdecken, daß wir es in der Liebe und in der Sittlichkeit weiter gebracht haben als ſie. Wir müſſen vielmehr eifrig und ſtill das Unſrige thun, zuerſt lieb und hilfreich ſein als das Wichtigſte, danach rein und ehrbar ſein als das Zweitwichtigſte, endlich voll fröhlichen Glaubens und ſtarker Hoffnung als das Drittwichtigſte. Wir wollen das Meſſen bleiben laſſen; wir haben ſehr wenig Kenntnis davon, wie Gott mißt. Es wird in unſerer Zeit mit Recht davon geſprochen, daß Jeſus, wenn er in unſern Tagen wiederkäme, die Dinge, die Menſchen, die Charaktere und die Geſellſchaftsformen, die unſere Zeit hervorgebracht hat, wohl ganz anders beurteilen würde, als die öffentliche chriſtliche Meinung es thut. Was wir gerade heißen, wird er krumm nennen; was unſer Stolz iſt, wird ihm faul erſcheinen. Manches von dem, was hochſteht, wird er in die Tiefe ſtürzen. Darum wer ſteht, der ſeh' zu, daß er nicht falle. Sei treu und warte ab, wohin er dich ſtellt, wenn alle Menſchen vor ihm ſtehn und ihre Hände hinhalten, daß er ihnen ewigen Frieden und Freude ſchenke; vielleicht, mein Bruder, ſtehn dann zu beiden Seiten von dir Leute, über deren Vorhandenſein du dich ſehr wundern wirſt.

Doch, über dieſe Stunde zerbrich dir nicht den Kopf! Ich bitte dich aus dieſem Gleichnis heraus: du, der du ferne von Gott biſt, komm wieder! Bei Gott iſt Frieden und Freude; denn bei Gott wohnt die Hoffnung und die Liebe

und das reine Gewissen. Du aber, der du bei Gott bist, ein wahrhaft frommer Mensch, freundlich, hilfreich, treu, fleißig und die goldene Krone der Christenhoffnung auf dem Haupt: bleibe fromm, halte fest die Krone! Amen.

Vom Himmelreich.

6. Sonnt n. Trin. — Evang. nach Matth. 5, 17—26.

Die alten Propheten haben immer nur vom diesseitigen Leben geredet. Wenn die alten Erzväter sterben, dann heißt es: er starb und ward begraben. Das alte Testament redet vom Diesseits. Es kümmert sich wenig um die einzelne Seele oder gar um ihr jenseitiges Geschick. Der Gott des alten Testaments nimmt die Menschen an die Hand und führt sie durch allerlei Freude und Leid des Lebens bis an die Thür des Grabes. Sie verschwinden. Er aber, Jehovah, geht wieder in den lachenden Sonnenschein und führt ein neues Geschlecht ins Licht: „Du aber bleibst, wie du bist und deine Jahre nehmen kein Ende.“ „Du läßt sie dahinfahren wie einen Strom.“ Wie Neid klingt das und ist kein Wunder.

Das neue Testament beginnt am Jordan. Da steht ein Mann, den nennen seine Zeitgenossen Johannes den Täufer. Er ist ein großer Mann. Wer sagt, daß er ein großer Mann ist? Jesus hat es gesagt; der muß es wissen. Die klügsten Leute haben es ihm nachgesagt seit 2000 Jahren: Johannes am Jordan ist ein großer Mann. Nicht wegen seines Rocks aus Kameelshaaren. Der Rock macht nicht den Mann, ein Rock aus Kameelshaaren war damals und ist noch jetzt billig zu haben, nicht allein im Ostjordanland. Sondern wegen seiner Persönlichkeit. Dieser Johannes nämlich, der

Vorläufer von Jesus, vergrößert mit einem Male den Horizont der Menschheit. Mit einem gewaltigen Griff reißt er eine Pforte auf und zeigt der staunenden Menschheit etwas ganz neues: den Himmel. Er sagte: „Das Himmelreich ist nahe herbei gekommen" . . . Der Begründer aber des Christentums, der bald darnach auftrat, hat mit vielen und herrlichen Worten von diesem Himmel geredet. Ja, er ist in diesen Himmel hinein gegangen. An der Thür des Grabes verließ ihn Gott zwar: „Mein Gott", schrie er, „warum hast du mich verlassen?" Aber nach dem festen Glauben seiner Jünger, ja nach ihrer persönlichen Erfahrung riß Gott ihn wieder aus dem Zustand des Todes heraus und führte ihn in das Himmelreich, das er mit so starken Worten, mit solcher Treue bekannt gemacht hatte.

Seitdem, meine Christen, stehn die Menschen und sehn ihm nach. Alle Menschen sehn ihm nach, auch die, welche nicht an ihn glauben. Das Wort „Himmel" hat die Menschen ergriffen . . Er, Jesus, hat sich mit diesem Wort vom Himmel an den Wendepunkt der Weltgeschichte gestellt. Seitdem er und sein großer Freund das Wort vom Himmel gesprochen, ist der Gesichtskreis der Menschen weit geworden. Es ist Licht auf den Weg der Menschen gefallen; es ist Streben in die Menschen gekommen: jeder will ein Stück vom Himmel haben. Die Menschen stürmen den Himmel. Die einen wollen den Himmel *hier* einrichten; sie reden fast mit dem Wagemut der alten Propheten von der Zeit, da die Tiger bei den Lämmern liegen werden und Jeder friedlich und fröhlich unter seinem Weinstock sitzen wird — möge diese Zeit kommen! Herr, wenn wir sie vertragen können, sende sie bald! — Die andern tragen in stillem Herzen und zwischen gefalteten Händen große Wunder des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung; sie tragen unterm Staubgewand ewiges Kleid; und halten an dem Glauben fest, daß am Rand des Grabes Jesus sich ihrer annehmen und sie ins Himmelreich führen wird. „Da",

sagen sie, „wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein." Amen.

Ihr wollt nun weiter vom Himmelreich hören. Ich verlese das erweiterte Evangelium dieses Sonntags.

Evang. nach Matth. 5, 17—26.

Ich will vom Himmelreich reden. Ich sage I. Willst du ins Himmelreich? II. Kommst du ins Himmelreich?

I.

Wenn es mit unserm Leben zu Ende ist, dann geht unser Körper an einen traurigen Ort, wie wir alle wissen. Er geht auf einem Weg, der sehr dunkel ist, in Erde über. Wenn diese Zeit nun einst für unsern Körper gekommen ist, wo soll unsere Seele dann bleiben? Wir wollen doch gerne, daß sie nicht auch komme an diesen Ort der Qual. Ach, was sage ich: wir wollen es nicht gerne? Unsere Seele schreit nach Licht, nach der Liebe, schon jetzt. Wie wird sie es dann noch vielmehr thun, wenn sie nur Seele, des Körpers ledig geworden ist. Es erweckt Trübsinn; es regt sich Verzweiflung; Wahnsinn reckt seine harte Hand nach uns aus: wenn wir nicht mehr glauben dürfen, daß es ein Himmelreich, ein Reich Gottes für Menschenseelen giebt, welche nicht sterben können. Wer wollte nicht ins Himmelreich?

Kann es einen schönern Gedanken geben? Freilich, solange es uns gut geht, der Körper stark, im Hause Brot genug ist, und alle unsere Lieben in Frieden rund um den Tisch sitzen, solange läßt sich hier wohl leben, ohne Himmelreich. Aber so lebt man hier nicht immer. Es kommt Unfrieden; es kommt Sorge; es kommt Sterben; es kommt dein eigen Sterben. Wer wollte dann nicht an den Ort, wo Jesus, der Gute und Treue, der Herr ist, wo alles nach seinem Winken geschieht, wo alle freundlich mit einander sind, einander dienen in der ewigen Seligkeit — so wie er einst mit den Seinen beim Abendmahl saß, nachdem die Sünde, das ist Judas, hinausgegangen war

— und hinter dir läge alle Sorge, alle Not, jeder Tod, hinter dir läge, wie der Dichter sagt, „im wesenlosen Scheine das Gemeine?“

Wer wollte nicht ins Himmelreich? Die Erde hier, wie sie ist, ist ja keine Heimat für uns; ja nach einem Teil von uns wohl, nach dem Teil, der sich über Essen und Trinken freut, nach dem Teil, der sich in Sünde gefällt. Aber wir haben doch noch mehr? Haben wir nicht etwas in uns, das nach einem sittlichen Ziel trachtet, das in allem Guten weiter will, das von allem Bösen los will, das ohne Rast und Ruh nach einem andern Lande schreit? Frage deine Seele! Du bist ins Gotteshaus gekommen. Um nichts? Bist eine Seele, die nach Gottes Wort ein wenig oder sehr hungert, bist ein Kind, das wieder einmal dahin gegangen ist, wo die Straße ihre höchste Stelle erreicht hat, nach der Heimat zu sehn. Was ist deiner Seele süßeste Hoffnung? Du bist ein Wandrer, der an die schöne Stunde denkt, da er heimkommt in seine Stadt. Wer wollte nicht ins Himmelreich?

Der verlorene Sohn ging aus der Fremde fort ins Vaterhaus. Warum that er das? Sie sagen, es sei Liebe gewesen, Liebe habe ihn zum Vater getrieben. Das ist nicht richtig. Es war eine sehr praktische, sehr nüchterne Erkenntnis. Von Liebe steht da nichts, sondern da steht: „Mein Vater hat Brot die Fülle, und ich verderbe im Hunger!“ Der elende Hunger trieb ihn nach Haus. Wir, meine Christen sind hier in allerlei Not, in Sorgen und Unfällen in Herzklopfen; wir stehen hier zwischen Thür und Angel, zwischen bangem Empfangen und bangem Scheiden, zwischen schwerem Anfang und schwerem Ende. Aber im Himmel ist Friede, ist Reinheit, ist Fülle und unermeßlicher Reichtum an Kraft, Mut, Vollbringen. Wer wollte nicht ins Himmelreich?

Und wenn wir nicht wollten, wir müssen ja. So wahr wir essen müssen, wenn wir nicht sterben wollen, so wahr müssen wir ins Himmelreich. Wir hungern und dürsten da-

nach. Ohne den Glauben ans Himmelreich wäre ein Stück von der Seele heimatlos. Wenn es kein Himmelreich gäbe, müßten wir eins zusammenphantasieren.

Aber wir glauben an das Himmelreich; denn wir glauben an Jesus. Jesus hat solchen Eindruck auf uns gemacht, durch sein heißes Lieben, durch sein reines Leben, durch die himmlische Größe seiner Lehren und Gedanken und durch den Mut, mit dem er für seine Sache starb, daß wir ihm vertrauen. Wir sind Leute, die schwer zum Vertrauen kommen. Das Vertrauen ist ein selten Kraut am Nordseestrand. Aber, wenn er uns vom Himmelreich erzählt, das glauben wir.

Er hat uns viel vom Himmelreich erzählt, oder, wie er es auch nannte: vom Reiche Gottes. Er hat es uns in schönen, deutlichen und starken Gleichnissen vor die Seele gestellt. Er hat uns gesagt, wie Weltsinn, Trägheit, Unsauberkeit, Oberflächlichkeit und Hartherzigkeit uns hindern, hinein zu kommen; wie wir aber hineinkommen können, indem wir unsere Fehler ehrlich erkennen, von ihnen ablassen und treu, rein und hilfreich leben. Er hat uns gesagt, daß der Herr im Himmelreich Gott selber sei, der seinen Kindern ein freundlich Heim bereite; und er hat uns gesagt, daß das Himmelreich für den Menschen soviel wert ist, als wenn ein ganz verschuldeter Landmann im Herbst, kurz vor dem Zinstag, auf seinem Acker pflügend, plötzlich viel Geld und Geldeswert in der frischen Furche findet, als wenn ein Kaufmann, der auf seinem Handelsweg in einem einfachen Fischerhaus eine Perle von unschätzbarem Wert fand und, wenn auch mit seinem ganzen Vermögen, doch viel zu billig, erstand. Vor allem aber hat er uns das eine gesagt, daß das Himmelreich nicht etwas Jenseitiges nur sei, sondern daß es zum Teil diesseits des Todes liege, daß man in der That nicht nach dem Tode in den Himmel komme, sondern vorher hinein müsse. Hier muß man auf den Perlenhandel! Hier muß man tief pflügen! Darum, als Leute, die dicht vor dem Tode stehn, haben wir

Ursache, aufzuhorchen, wenn wir vom Himmelreich etwas hören. Wir, die wir noch nichts davon haben, wir verschuldeten Landleute, wir Kaufleute ohne guten Jahresabschluß, müssen zugreifen, daß wir noch zu etwas kommen, wenn wir aber etwas haben, es fest halten als einen großen Handel, den wir gemacht. — Willst du ins Himmelreich?

* * *

Kommst du ins Himmelreich? Das war das Zweite.

Liebe Christen! Unter uns ist keiner, der nicht gern in den Himmel Jesu Christi wollte. Wir sind nicht wie jener Kornbauer, dessen Weizenäcker gut getragen hatten, und der sich einen Stall baute und setzte sich in seinen bequemen Stuhl und freute sich, freute sich über seinen feinen Stall und den weichen Sitz am Fenster und dachte an garnichts weiter, an garnichts. Aber noch denselben Abend kam Gott und holte seine Seele aus dem bequemen Stuhl am Fenster, um ein furchtbares Wort mit ihr zu reden.

Wir sind nicht wie Esau — obgleich uns der Mann sonst gefällt — der, um eine augenblickliche Begier zu stillen, das Recht der Erstgeburt lachend verkaufte. Ich denke daran, meine Christen, daß eine gewisse Sorglosigkeit gegenüber der Zukunft uns Christen wohl ansteht; ich meine, daß man lieber von uns sagen soll, wir seien mutige, als ängstliche Menschen. Aber was das Himmelreich betrifft: unser Recht am ewigen Vaterhaus, ich sage, da sind wir sehr unruhig.

Nun sagt der Herr hier: „Wenn nicht eure Gerechtigkeit besser ist" oder, wie hier genau steht: „Wenn es mit eurer Gerechtigkeit nicht mehr ist," als bei den gelehrten und frommen Leuten, die hier im Lande wohnen, „so werdet ihr keineswegs ins Himmelreich kommen."

Wer die Hoffnung haben will, im Himmelreich zu sein oder hineinzukommen, der muß eine Gerechtigkeit haben. Sowie wohl bei uns ein Landmann die Gerechtigkeit hat, durch ein Thor oder über ein Grundstück seines Nachbarn zu gehn, so

müssen wir auch eine Gerechtigkeit, ein Recht haben, durch das Thor des Himmels zu gehn. Das ist ganz klar. Es ist ganz undenkbar, daß ein jeder dahindurch gehen kann. Durch die Thür des Grabes, dort durch die Kirchhofsthür, darf jeder, alle, weil alle sündigen. Durch die Himmelspforte gehn nicht alle. Man kann doch nicht etwa mürrisch oder trotzig oder schmutzig durch eine so schöne Pforte und zu einem solchen Mann wie Jesus gehen und sich unter die mischen, welche selig sind?

Die frommen Leute in Israel besaßen so eine Gerechtigkeit, schwarz auf weiß, zehn Paragraphen, mit der Unterschrift: von Gott gegeben auf Sinai! Und diese Unterschrift war nicht gefälscht. Es war eine unumstößliche Gerechtigkeit. Nämlich: Wer Gott ehrt und seinen Namen und seinen Tag. . Wer seiner Eltern graues Haar in Ehren hält. . . Wer seinem Nächsten sein Leben läßt und seine Frau und seine Ehre und sein Hab und Gut . . . wer das alles gethan, der kann durch die Pforte gehn, an der die Engel mit den blitzenden Schilden und den ernsten Augen die Wache haben. Darum hatten die frommen Leute diese zehn selig machenden Worte in Papierstreifen um ihre Arme gewickelt und trugen, wenn sie betend vor Gott erschienen, kleine Kästchen mit den zehn Worten vor der Stirn, damit die Engel Gottes, welche Wache hielten, wenn diese Leute kamen, sie erkannten: „Sieh, da kommt einer, der hat die Gerechtigkeit, durch diese Pforte zu gehn."

Meine Freunde! Nun sagt der Herr hier zu seinen Zuhörern — seine Zuhörer aber sind wir in dieser Stunde —: „Ich sage euch, wenn es mit eurer Gerechtigkeit nicht mehr ist. . . „Ich sage euch!" Mit seiner ganzen Persönlichkeit steht er vor uns, er, den unsre Seele liebt, er, der unser Vertrauen hat, von dem wir glauben, daß er dem Herzen Gottes sehr nahe steht: „Wenn es mit eurer Gerechtigkeit nicht mehr ist, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen."

Was fehlte denn den frommen Leuten im Land an ihrer Gerechtigkeit? Der Herr sagt in Vers 17: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ Die frommen Leute hielten das Gesetz, aber sie erfüllten es nicht. Sie hielten das zweite Gebot: sie fluchten nicht. Aber sie brauchten den Namen Gottes auch nicht recht: sie traten nicht mit dankerfülltem Herzen oder in kindlichem Vertrauen vor sein Angesicht. — Sie hielten das 5te Gebot: sie töteten niemand. Aber — daß Gott erbarm — sie halfen auch niemand. — Sie hielten das neunte und zehnte Gebot: sie stahlen keine Häuser. Aber — daß Gott erbarm — sie bauten auch keine. — Sie rührten keinen Finger, daß die Ungerechtigkeiten, die den Armen und den Schwachen im Land gethan wurden, weniger würden. Sie hielten das Gesetz; aber sie erfüllten es nicht. Sie konnten es im Traum aufsagen; so gut wußten sie es. Aber im Wachen erfüllten sie es nicht, so schlecht wußten sie es. Ihr Herz war nicht dabei. — Jesus ist gekommen. Jesus hat uns gesagt, wie wir das Gesetz ganz voll, ganz voll machen können, bis oben hin: mit warmer hilfsbereiter Liebe, mit eifriger Treue in unserm täglichen Leben. Paulus hat uns gesagt, wo des Gesetzes Erfüllung liegt: „Die Liebe,“ sagt er, „ist des Gesetzes Erfüllung.“ Luther hat uns den Weg gezeigt, das Gesetz zu erfüllen, in dem er es nach Jesu Weise erklärte und jede Erklärung mit den Worten anfangen ließ: Wir sollen Gott fürchten und lieben. Das volle Herz macht das Gesetz voll. Das Herz, das voll ist von eifriger Liebe zu Gott und allen Menschen: das Herz und das Leben hat die Gerechtigkeit, durch die schöne Himmelspforte zu gehn.

So sollen wir sein: liebe, treue, helfende, in allem Guten vorwärtsstrebende, fromme Menschen. Und zwar sollen wir solche Leute nicht am Sonntag-Vormittag sein, wenn wir in der Kirche sitzen, sondern in unserm Hause, bei unserer Arbeit, im Werkelrock. Dann sind wir schon hier im Reich Gottes oder

im Himmelreich und werden immer mehr hinein wachsen und werden auch nach unserm Tode darin sein. Das ist es.

Ich will es aber noch einmal sagen: des Evangeliums Inhalt, des Himmels Gerechtigkeit: Wir sollen jeden Tag, den wir noch leben, lieb, treu, rein sein. Sind wir nicht so gewesen an irgend einem Tag, morgen etwa, oder übermorgen — das ist Dienstag: dann wollen wir sagen: Dieser Tag ist mir mißglückt, und wollen am Mittwoch mit besonderem Eifer darauf aus sein, es besser zu machen. Das sei unser Streben, unsere Arbeit, unsere Freude: das Freundlichsein, das Helfen, die Treue, die Liebe. Das sind auch die besten Worte in der deutschen Sprache, für ein rechtes deutsches Herz. Da liege unser Schweiß um das Himmelreich, auf diesem Feld.

Wenn dann, meine Reisegefährten, einst der Tag kommt, daß wir aus dem zeitlichen Reich Gottes ins ewige versetzt werden sollen, wenn uns dann vielleicht etwas an Liebe und Treue fehlen sollte, — obwohl wir uns hier Mühe geben wollen, als wär's nicht denkbar, daß uns etwas fehlen könnte — ich sage euch aber: es wird uns etwas fehlen; denn gar fein, lieb und rein ist es bei Gott — dann wird Jesu Fürbitte oder mit andern Worten das Herz Gottes, nach unserm Vertrauen, das hinzuthun, was uns fehlt. Dann wird die Liebe dessen, der für uns litt und starb, das hinzulegen, was uns mangelt. Liebe soll uns retten. Liebe soll uns Gerechtigkeit geben: Unsere Liebe und seine Liebe: Die sollen uns in den Himmel bringen. Amen.

Der Mensch — ein Knecht.

7. Sonnt. n. Trin. — Brief an die Römer 6, 19—23

Es ist bekannt, daß Friedrich der Große den Ausspruch

gethan hat — und er hat das nicht allein gesagt, er hat auch danach gehandelt: — „Ich bin", sagte er, „der erste Diener meines Staates." Und es ist bekannt, daß ein tüchtiges Fürstengeschlecht unseres Volkes den Wahlspruch im Wappen führt: „Ich dien." Und es ist endlich bekannt, daß der alte Bismarck bestimmt hat, daß seine Grabschrift laute: „Otto von Bismarck, ein treuer Diener Wilhelms des Ersten."

Das Wort „Diener" steht bei uns in keinem guten Ruf. Jeder will Herr sein. Das ist ein Beweis, daß wir das Christentum in seiner ganzen Tiefe noch nicht erfaßt haben, daß wir noch keine rechten Christen sind; denn der Wahlspruch: „Ich dien'" . . . der steht im Wappen keines geringeren als unseres Heilands. Er hat gesagt: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene."

Wer ist ein Christ? Wer glaubt? Der Herr warnt: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, ins Himmelreich kommen." — Wer ist ein Christ? Wer hofft? Wer keine gute, starke Brücke über den Abgrund baut, die ihn nach der andern Welt hinüberführt, dem wird sein Hoffen, fürchte ich, nichts nützen. — Wer ist ein Christ? Der aus freier Liebe die Hand an die Helferarbeit legt. Der den Kranken besucht und ihm hilft. Der gegen seinen Nachbar freundlich ist, ob er Bauer sei oder Arbeiter. Der überall, wo die Weinbergsarbeit Gottes Vorspann braucht, nach seinen Kräften sich in die Speichen legt. Kurz, der in allerlei Leid und Not, die er sieht oder hört, sei es, daß Nachbars Kindlein über einen Stein stolperte und fiel, oder daß der Siegeswagen Jesu über die Welt in Indien stockte, wo unsere Missionare an den Zügeln stehn . . . der in allerlei Not und Leid das Gegenteil von Kain thut, aufspringt und gerne hilft, so viel er kann. Der solche Liebe den Menschen und den großen Menschensachen erweist, weil er Gott und Gottes Wort von Herzen lieb hat: der ist ein Christ. „Dann werde ich sagen zu denen zu

meiner Rechten: Ich bin nackend gewesen und ein Gast und ein Gefangener und ihr . . .“ Ihr kennt diese Worte vom Herrn. Wer dient, der ist ein Christ. Ich diene. Amen.

Brief an die Römer 6, 19—23. Der Mensch — ein Knecht.

I. Du bist ein Knecht.

II. Aber du bist in einem frei; du kannst dir deinen Herrn wählen.

III. Gottes Wort bittet dich: Wähl' den lieben Gott!

I.

Liebe Christen . . . Vor etwa fünfzehn Jahren trat ein Mann von tiefen und starken Gedanken in unserm Vaterland auf und verkündete in Büchern, die er schrieb, daß das Christentum eine verkehrte Religion sei, es sei zu demütig, es sei eine Religion für Knechte und mache den Menschen schwach, mutlos und knechtisch. Wer ein ordentlicher Mann sei, Kraft in den Gliedern und im Herzen fühle, der müsse sich vom Christentum, ja von jeder Religion frei machen und sich auf sich selbst stellen und ein stolzer, herrischer, mitleidloser Mensch werden, Herr über Menschen und Tiere. Als ein Übermensch sich zu fühlen, als ein Halbgott, als ein Aristokrat von eignen Gnaden: das sei des Menschen Bestimmung. — — Dieser Mann, meine Zuhörer, der diese Lehre mit Macht und Kraft verbreitete, lebt noch. Er ist irrsinnig geworden. Als ein Irrsinniger hat er es aufgegeben, an seinen Ketten zu rütteln.

Wenn ich nun ein beschränkter, hochmütiger und fanatischer Mensch wäre — ich meine, daß ich alle diese drei Eigenschaften haben müßte — dann würde ich sagen: „So ist es gekommen, weil er ein Halbgott werden wollte. Gott hat ihn so geschüttelt, daß er ihm das Gehirn zerrüttelte“. Nein! Ich rede darüber nicht. Sondern ich weise auf diesen Mann hin, der ein Herr und König sein wollte und wurde so ein Armer; der ein Mitleidloser sein wollte und wird jetzt

so tief und herzlich bemitleidet. Ich weise auf ihn und sein Ende hin, um nun zu sagen: Ich glaube, wir sind nicht Halbgötter, noch Übermenschen, noch Herren. Wir sind zu dem nicht tauglich. Sondern wir sind Knechte.

Wir sind nicht Herren. Wir sind einem Schicksal unterworfen, gleich einem unsichtbaren Riesen, der uns hochhebt oder niederwirft oder eine Weile stehn läßt und uns nicht um Erlaubnis fragt. Wir fahren auf den Wellen eines Meeres, dessen Strömungen und Stürme und Sandbänke wir noch nicht ordentlich kennen, obwohl wir schon viel tausend Jahre darauf fahren.

Wir sind der Natur unterworfen. Unsere Saaten verhageln oder verdorren, reifen oder faulen, werden auf dem Felde von den Mäusen gefressen, oder kommen in die Scheunen . . . Unsere Kinder leben oder sterben. Wir selber sterben, mag es morgen sein oder im nächsten Jahre oder nach dreißig Jahren; und niemand fragt uns: „Was gefällt dir?" Sondern eine harte Hand faßt uns an: „Das geschieht mit dir, du Knecht, du Menschenkind!"

Wir sind keine Herren. Wir sind nicht einmal Herren auf Armeslänge. So wie es arme, kranke Menschen giebt, die über ihre Glieder keine Gewalt haben, also sind wir alle nicht Herren über unsere eigene Seele. Wir werden von Furcht und Sorge, von bösen und guten Gedanken hin und her gestoßen, wie ein Pferd, dessen Fahrer ein Kind ist, wie ein Knecht bei einem wunderlichen Herrn. Das geschah selbst dem Paulus. „Wollen habe ich wohl", klagte er, „aber vollbringen das Gute bringe ich nicht fertig". An einer andern Stelle erzählt Paulus, daß er sich vor Jahren zum Herrn über der Menschen Gedanken und Glauben aufgeworfen und die Christen verfolgt habe. Da aber erfaßte ihn, der sich einen Herrn dünkte, eine Hand so kräftig und duckte ihn, bis er im Staub der Straße lag, und verleidete ihm das Herrspielen, ja, machte ihn selbst zum Werkzeug, in des Meisters

Hand weich wie Wachs. Wir sind nicht Herren, nicht auf Armslänge, nicht einmal über uns selbst.

II.

Wir sind Knechte! Wir haben nichts zu befehlen, wir müssen gehorchen. Nur in einem sind wir frei . . und hier sage ich etwas Großes, und ich bitte euch aufzuachten: In einem Punkt, sage ich, sind wir nicht Knechte, sondern Herren über uns selbst, über Schicksal und Leben, über Leben und Tod und ganze Zukunft: nämlich in dem Punkt: Wir können uns selbst den Herrn aussuchen, dem wir dienen wollen.

Von diesem Herrenrecht sollen wir Gebrauch machen. Es ist das einzige, das wir Knechte haben. Diesen einen Punkt sollen wir nicht aus dem Auge lassen: da sollen wir nicht achtlos vorübergehn. Der verlorene Sohn machte Gebrauch von dem Herrenrecht, zweimal, einmal zum Bösen: da ging er fort von dem guten, feinen Herrn und verdang sich, erst als Vortrinker in einer verkommenen Wirtschaft, dann als Schweinehirte; dann aber zum Guten: als er in die Heimat zurück reiste und bei seinem Vater wieder in den Dienst trat. Ich will auch auf Judas kommen, der es unterließ, den Herrn zu wechseln. Er blieb bei dem bösen Herrn und hatte es erst ziemlich gut, dann aber so schlecht, daß er sich erhängte. . . Es sind noch Leute genug da, die im Dienst böser Herren sich abquälen, die auf den Höfen in Lohn und Brot stehen, welche heißen Sorgenhof oder Launenhof oder Geizhof oder Schmutzhof oder sonst einen andern Namen haben. Man erkennt diese Leute an ihren vielen Klagen und Sorgen oder an ihren trüben Gedanken oder an ihren harten Gesichtern oder an ihren offenbaren Sünden. Diese sollten sich aufraffen und von dem einzigen Herrenrecht Gebrauch machen, das ein Knecht hat. Sie sollten zu dem bösen Herrn sagen: „Wir gehn davon. Wir schwingen fröhlich den Stock. Schlecht waren deine Mahlzeiten, finster deine Miene. Wir wollen uns einen andern Herrn suchen,

der kein Leuteschinder ist, der uns als Menschen hält und guten Lohn giebt". Findet nicht ein tüchtiger Knecht einen guten Platz? Man muß die Magd und den Knecht verachten, die in einem Hause Dienst annehmen, das unrein und roh ist, wo Fluch und Schelten reichlicher verteilt wird als das tägliche Brot. Bist du tüchtig? So such' dir einen feinen Platz! Muß ich ein Mensch, das heißt ein Knecht sein, so will ich wahrhaftig in einem guten Hause dienen, in einem guten Hause.

Die Menschen sind etwas Großes. Sie sind, soviel wir sehen, das Wunderbarste in Gottes erhabener Schöpfung. Freilich, die alle Tage um ihn sind und ihm dienen, seine Engel und Gewaltigen, die sind wunderbarer, herrlicher, als die Menschen. Aber diese Menschen, so groß, so stark, so klug sie sind, so fein von Gott gebildet, diese Menschen, denen er die Herrschaft über die ganze sichtbare Schöpfung gab: er machte sie nicht zu Herren, die niemand über sich haben, sondern zu Knechten. Zwei Herren gab er ihnen, daß sie dazwischen wählen sollten. Einem von ihnen beiden muß der Mensch dienen. Unser Heiland stellt diese beiden Herren neben einander, wenn er sagt: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darin liegt das: „Knechte seid ihr! Dienen müßt ihr!" Aber ihr habt die Freiheit, zu sagen, wem ihr dienen wollt. Wem wollt ihr dienen? Dem Mammon oder Gott? Der Zeit, die vergeht? oder der Liebe, die besteht?

Die meisten Menschen versuchen, beiden Herren zu dienen. Sie wollen es mit keinem verderben. Sie sind gestern hinterm Geld hergelaufen, als müßten sie noch vor ihrem Tod die ganze Welt gewinnen, und kommen morgen zu Gott. Sie haben heute Reue, weil sie irgendwelche schlechte Gewohnheit haben, und morgen sündigen sie wieder. Von ihnen sagt schon der alte Weise Elias: Ihr hinkt auf beiden Seiten. Ihr seid nicht fixe, ganze Menschen; ihr seid arme, mühselige, gebrechliche Menschen; ihr habt keine Jugend, keine Kraft und keinen Mut.

Und das wißt ihr auch: lieber gar keinen Knecht, als einen, der immer zwischen zwei Höfen unterwegs ist. Lieber keinen Knecht, als einen Dieb und Treulosen und Überträger. Darum, wer ein ganzer Mensch sein will, etwas ganzes in seiner Art, der gehe hin und verdinge sich einem Herrn.

Wem von den beiden? Wie soll ich sie euch vorstellen . . . Ich möchte ihnen Gestalt und Leben geben, damit ihr sie deutlich seht, damit ihr dem einen anhangt und den andern verachtet . . . Da steht Judas. Er ist nicht selbst der Herr, er ist sein Bild. Er hat kalte, harte Augen, gierige Hände, eilende Füße, raffende Arme. Er sieht nach Geld und Freuden aus, die man für Geld kauft. Er nimmt das Geld, wo er es bekommen kann, aus dem schmutzigsten Rinnstein. Er verwendet das Erworbene auf rohe Weise, in Geiz und Habsucht, in Betrügen und Lügen, in allerlei Unsauberkeit. Er schreitet von einer Übertretung zur andern. Er speit die Treue an und tritt die Liebe mit Füßen, und nachdem es keine Sünde mehr giebt, die er nicht gethan hätte, da wirft sich die Verzweiflung über ihn, und er geht mit einem großen Angstschrei in den Tod. — Da steht Jesus — er ist nicht Gott, er ist das Bild Gottes, er ist Gottes Sohn. Wie hat er so reine, leuchtende Augen und so warme, segnende Hände. Und doch stark zum Führen! Auch seine Füße eilen! Eilen zum Helfen, Seelen zu helfen in aller Not, sie zu lösen von allerlei Lebenslast, sie frei zu machen von dem harten, drückenden Joch der Sünde, das so böse, schwer heilende Wunden macht, und ihnen ein sanftes Joch und eine leichte Last aufzulegen, nämlich Glaube, Liebe und Hoffnung, sie zu Knechten Gottes zu machen mit stiller Freude, mit sorglosen Herzen, ohne Furcht vor Menschen, Schicksal und Tod — sie endlich aber, wenn sie im Dienst Gottes nach schwachen Kräften treu gewesen sind: zu beschenken mit einer wunderbaren Gabe, nämlich mit ewigem, seligem Leben in einem Land ohne Sünde und Sorge, ohne Sturm und Winter, mit lauter Gottessegen.

Der Mensch ist ein Knecht. Aber er hat die eine Freiheit: sich seinen Herrn zu wählen — von diesen beiden den einen.

III.

Gottes Wort bittet dich: Wähl den lieben Gott. Dies das Dritte.

Das Wort Gottes beweist dir, daß es besser, viel besser für einen Menschen ist, daß er sage: ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr, als daß er sage: ich glaube, daß alles Böse sei mein Herr. Sicher ist es schlimm, wenn die Sorge mein Herr ist, besser: das schöne, süße Gottvertrauen. Schlimm, wenn unruhiges Begehren mich hin- und herreißt, besser: „wenn ich dich nur habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde." Schlimm, wenn ich den Meinen die ganzen Tage ein finster Gesicht mache, besser: wenn ich fröhlich sage: „Sieh: alle, die du mir gegeben hast!" — Ihr wißt, wie es dem verlornen Sohn ging, in des Bösen Diensten: Erst gab es einige vergnügte Tage; doch währten sie nicht lange. Erst gab es einiges Lachen und Singen; bald aber Grämen und Thränen. Erst gab es Sammt und Seide; bald aber Lumpen. Erst gab es große Feste; dann aber Träber, die die Säue aßen. — Abschreckend Beispiel! Nicht allein in der Bibel zu finden. Es giebt Diener des Bösen auch bei uns. Ihre Sünde schreit nicht durch die Gemeinde; aber ihre Seele leidet, und der Herd ihres Hauses wird kalt, und Frau und Kinder trauern. Wir sehen einige ihren Leidenschaften nachgehen; andre sind ängstliche Knechte der Sorge, weil sie kein Zutrauen zu Gott haben; andre fassen Geld an, das schmutzig ist; andre verfaulen und verfeiern ihr Leben; die letzten endlich fürchten sehr den Tod, weil hinter ihnen keine Liebe liegt und vor ihnen keine Hoffnung. Ihre Sünden schreien nicht über die Straßen — das behaupte ich nicht — aber ich sage, daß sie Knechte der Zeitlichkeit sind, daß sie ihr ganzes Dasein auf

dies Kartenblatt gesetzt haben, das die Hand des Herrn nach wenig Tagen vom Tische fegt. Wenn es Abend worden ist — und für viele neigt sich schon die Sonne — dann bezahlt die Sünde. Der Sold der Sünde ist der Tod. Der Herr, der Richter, wird fragen: Warum hast du nicht gebetet? Warum hattest du kein Vertrauen? Warum warst du nicht fleißig, nicht nüchtern, nicht freundlich, nicht züchtig? Hatte ich dir nicht meine große Verheißung predigen lassen? Und die Seele wird vor Jammer vergehn, daß sie den köstlichen Inhalt des Lebens wie schmutziges Wasser weggegossen hat. Was aber in ihr ist, kann Gott nicht brauchen.

Ihr wißt, wie der verlorne Sohn sich losriß von dem Bösen. Als er den Hunger spürte und die Lumpen sah, da schlug er in sich. Er erkannte seine Dummheit und bereute seine Thorheit. Er erinnerte sich der Reinlichkeit im Vaterhaus, der saubern Stuben, des weißgedeckten Tisches, des Tischgebetes, der Brüder, die nicht fluchten, sich nicht betranken, nicht so voll Lachens waren, aber auch nicht so voll Sorgen; die alle auf den Vater sahen. Da machte er sich auf und ging zu seinem Vater.

Du kannst auch zu deinem Vater gehn, der im Himmel wohnt, oder du bist schon bei deinem Vater — ich weiß das nicht; ich kann nicht in die Herzen sehn —, den Weg zum Vater kannst du nicht verfehlen, du kennst ja den, der gesagt hat: Ich bin der Weg. Geh' bei Jesus Christ in die Lehre, sieh zu, daß du ihm soviel nachmachst, als du irgendwie, mit allen deinen sittlichen Kräften, fertig bringen kannst. Solltest du nicht auch fein hochzeitlich dein Leben kleiden können, wie er? Solltest du dich nicht zwingen können, freundlich und hilfsbereit zu sein, wie er es in Galiläa war? Solltest du nicht ein gut Teil von dem Zutrauen zu Gott fassen können, das ihn so mutig und so treu machte? Dann würdest du ein fröhlicher Mensch sein. Du würdest ganz andre Augen haben, glänzende, freie. Du würdest in allen guten Dingen sehr weit

vorwärtskommen; denn du wärst ein gesunder Mensch; das Hinken hätte aufgehört.

Was dir etwa an Gutem fehlen würde . . für die andre Seite . . so darfst du vertrauen, daß er gegen die, welche ihn lieb haben, nachsichtig sein wird. So wie er hier auf Erden war, ein barmherziger Helfer, damals, als Galiläa das angenehme Jahr des Herrn feierte, das wird er auch drüben sein an seines Vaters Seite. Die Gnade Gottes ist das ewige Leben in Jesus Christ, unserm Herrn.

Lieber Christ! Du bist nicht Herr, du bist Knecht. Aber du hast die eine Freiheit, du kannst zu dem Herrn gehn, von dem du meinst, daß er gut sei. Niemand ist gut, als Gott. Darum bittet dich das Wort Gottes: Er sei dein Herr! Der Heilige sei dein König! Jesus sei dein Wirt! Auf seinem Hof diene! . . . Ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr, und daß ich also ihm zu dienen habe, hier zeitlich und nicht ohne Mühe, dort ewiglich. Ich diene! Amen.

Von der köstlichen Perle.

9. Sonnt. n. Trinit. — Evang. nach Matth. 13, 45—46.

Der Herr war einmal zu Gast bei einem vornehmen Manne. Wie es seine Weise war, da er wußte, daß er nicht viel Zeit hatte und hatte doch viel fertig zu bringen, redete er bei Tische über seine Sache. Seine Sache war, das Reich Gottes zu gründen. Ein mächtiges Reich, das sollte über die ganze Erde gehn, soweit die Wolken ziehn und die goldnen Sterne wandern. Es sollte ein Reich der Reinheit, der Liebe, der Treue sein und sollte hier in den Häusern der Menschen wohnen und dort oben bei Gott.

Als er nun so bei Tische von diesem Himmelreich redete — in der Weise, wie er zu sprechen pflegte: mit goldnen

Worten, mit weicher Stimme, mit erschütterndem Ausdruck — von der Wiederkehr des Kindes ins Vaterhaus und von der übergroßen Freude, die der hat, der mit Gott seinen Frieden machte — wie er das sagte, da „funkelten im Grund seiner Augen die Zinnen der ewigen Stadt", — da sprang am Ende des Tisches ein Gast auf und rief mit leuchtenden Augen über den Tisch: „Selig ist, wer das Brot des Herrn ißt im Reiche Gottes."

Der Herr hat einmal gesagt, wozu er gekommen sei: „Ich bin gekommen," sagte er, „ein Feuer anzuzünden, wie wollte ich, es brennte schon." Dort, am andern Ende des Tisches, da hatte das Feuer eingeschlagen und brannte schon. Das Himmelreich ist nach diesem Wort etwas Brennendes; es ist Begeisterung für Gott und Jesu Christ. Es ist ein Hintreten vor den Herrn und Sagen: „Du hast mir die Seele erschüttert; sage mir, was ich für dich thun soll."

Immer wieder redet der Herr vom Himmelreich, drei Jahre lang. Dazu war er gekommen: zum Himmel alle Menschen zu laden, auch dich. Wie ein Lehrer seine Anschauungsbilder herholt und vor die Kinder stellt, daß sie es mit Augen sehen und mit Händen greifen, so holte der Herr seine Bilder vom Himmelreich aus Feld und Wald und vom sandigen Meerstrand und aus der Tiefe des Meeres; er holte sie von der Erde und vom Himmel, aus Arbeiterhäusern und Königsschlössern.

Dasjenige Bild, das er aus der Tiefe des Meeres holte, will ich euch zeigen. Ich nehme es aus dem Matthäusevangelium.

Evang. nach Matth. 13, 45—46.

Ich sage: Du und das Himmelreich.

I. Es war ein Kaufmann, der gute Perlen suchte. Der Kaufmann bist du.

II. Der fand eine köstliche Perle. Die köstliche Perle ist das Himmelreich.

III. Und ging hin und verkaufte Alles, was er hatte, und kaufte die Perle. Das sollst du auch thun.

I.

Es war ein Handelsmann, der besuchte alle Fischerdörfer in Galiläa am ganzen Meeresstrand entlang und ging zu allen Perlenfischern und suchte gute Perlen. Ich habe dir vom Herrn zu sagen: der Handelsmann bist du.

Du, ein Handelsmann, du willst es nicht sein. Du bist ein angesessener, thätiger Mann, du hast deinen Spaten oder dein Land oder dein Amt. Wenn der Handelsmann in sommerlicher Hitze oder durch winterlichen Schnee in dein Haus kommt, seine Waren anbietend, die er auf dem Rücken trägt, so hast du das Bewußtsein, mehr zu sein als er. Es liegt mir fern, dich andern Sinns zu machen: du bist in der That mehr. Seßhaft Volk baut starke Häuser, seßhaft Volk pflügt tiefe Furchen, seßhaft Volk springt mit finstern Augen gegen den Erbfeind.

Aber du bist doch der Handelsmann.

Ich will nicht lange von irdischen Dingen reden, obgleich ich dir sagen könnte, daß, wenn der Handelsmann zu dir ins Haus kommt, und du mit ihm handelst, du auch ein Handelsmann bist und du, Schwester, eine Handelsfrau. Der Landmann geht zu Markt, und es ist ein bedenklicher Schade, wenn er in dem Ruf steht, nicht handeln zu können. Die Frau des Arbeiters geht in die Stadt, und es ist der Vorteil ihres Haushalts, ihrer Kinder, wenn sie zu handeln versteht. Wir sind alle Handelsleute, und ich weiß nicht, daß uns irgendwo in Gottes Wort verboten ist, kluge Leute zu sein, kluge Handelsleute. — Es wird uns die Zeitung ins Haus gebracht. Die Zeitung ist ein Handelsmann. Was deine Zeitung dir erzählt, das wird dir angeboten als eine Ware, entweder du kaufst sie, d. h. du glaubst, was sie sagt, oder du schüttelst den Kopf und wehrst ab. Ich glaube, meine

Zuhörer: da, auf diesem Gebiet, machen viele von uns manchen trostlosen Handel. Man versucht da, viel falsche Ware oder Handel an uns zu bringen. Es ist aber traurig, wenn man jahrelang etwas einhandelte und nachher, wenn das Haar schon grau ist, erkennt, daß man immer mit einem schlechten Manne handelte. Wir müssen unsere Augen selbst öffnen. Wir müssen die Waren prüfen und uns nichts aufschwatzen lassen. Haben wir nicht auch helle Augen? Sind wir nicht Kinder des Volksstamms, der sich einst in ruhmreicher Vergangenheit selbst regierte?

Wir gleichen dem Handelsmann im Evangelium auf ein Haar. Der ging zu allen Perlenfischern und sah in alle Beutel und in alle Kästen, die sie ihm darboten, und suchte gute Perlen. Es steht nicht da, ob er Perlen kaufte. Er wird zuweilen gekauft haben und hatte schon viele gute Perlen in seiner Tasche.

Ich glaube, meine Zuhörer, es ist nicht ein einziger unter uns, der nicht schöne Perlen suchte. Schon da wir Kinder waren und im Sande spielten, suchten wir kleine Steine. Unsern Augen waren es Perlen. Als wir dann junge Leute waren, was haben wir da für Pläne gehabt! Weißt du noch, was du werden wolltest, was du ausführen wolltest? Fast mußt du heute darüber lachen. Du sagst mitleidig: das waren Luftschlösser, die sind ohne Krachen heruntergefallen. Nun, ich sage: das waren schöne Perlen, und es ist schade, daß wir sie nachher im Leben nicht gefunden haben, obwohl sie so deutlich vor uns lagen und glänzten.

Du würdest aber unwahr sein, wenn du sagtest: du hättest jetzt abgelegt, was kindisch ist, und suchtest nun nimmermehr schöne Perlen. Der Mensch sucht Perlen, so lange er lebt. Selbst der Blinde tastet nach vorn. Der Todkranke hofft in der letzten Stunde. Selbst der Verbrecher, zeitlebens im Zuchthaus, der hofft, der sucht. Und du solltest nicht suchen, sitzest gesund im Gotteshaus? Ich sehe nicht in deine Seele;

aber ich weiß doch: daß du an Landerwerb denkst, du willst drei Fach anbauen, du denkst an die Zukunft der Kinder, du an Hochzeit im Hause, du an Frieden im Hause, du an einen stillen Winkel am Ofen, wenn du grau geworden bist. Wir alle suchen schöne Perlen, und vor den Augen eines Jeden von uns schimmert und glänzt es . . vorne, auf dem Weg, zwingt unsern Blick, macht unsere Augen leuchtend, macht müde Füße frisch, stürzt junge Leute ins Leben, starke Leute in Arbeit, alte Leute in Thorheit: ein Schimmer von schönen Perlen. „Es war ein Kaufmann, der suchte schöne Perlen." Der Kaufmann bist du.

II.

Der fand eine köstliche Perle. Die köstliche Perle ist das Himmelreich.

Der Handelsmann, der da mühselig im Sande den Strand entlang ging, hatte seit Jahren einen stillen, geheimen Gedanken. Wenn er so am Gestade dahinging, und die Sonne stand überm Mittelmeer, und wie weiße Seevögel standen die breiten, lateinischen Segel am Horizont, dann sah er in der Ferne einen glänzenden Traum, diesen: Er könnte einmal in seinem Geschäft einen tüchtigen Zug thun. Er hoffte, einmal einen außerordentlichen Handel zu machen, einen, der ihn an einem Tage königlich reich machte. Er hoffte, eine köstliche, wunderbare Perle von fabelhaftem Wert zu bekommen . . und sieh, eines Tages — er war den ganzen Tag seiner Arbeit nachgelaufen — wie er so ging, da stand dicht am Strand des ewigen Meeres, fast im Wasser, ein Mann, ein schlichter Mann im braunen Fischerrock, ein Perlenfischer. Der Handelsmann sah ihn an, ob er wohl Perlen hätte. Da griff der Mann mit rascher Hand in seinen Rock und zeigte dem Kaufmann eine Perle . . eine Perle, wie er sie noch nie so schön gesehn hatte, eine Perle, so rein wie Gottesauge, so hell wie Sonnenauge, so süß wie Mutterauge. Da schüttelte es den

Kaufmann durch alle Glieder, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Du bist der Kaufmann. Du gehst am Strand der Ewigkeit. Du hast auch einen geheimen, stillen Traum, einen Traum von Frieden und wunderbarem Glück. Glaube nicht, daß du zufrieden sein wirst, wenn du gute Perlen findest, als da sind: Auskömmlich Brot, gute Kinder, treue Nachbarn, graues Haar in Ehren. Du freust dich wohl der guten Perlen; aber du hörst nie auf, so dahin gehend im Traum zu denken und zu grübeln von der einen köstlichen Perle. Die Perle ist das Himmelreich.

Dem Perlenfischer im braunen Kleid bist du oft begegnet; er steht am Rand der Zeitlichkeit, fast im ewigen Meer: Christus. Er steht da immer und wartet, und alle Menschen ziehn vorüber; denn wir wohnen ja alle am Strand, dicht am ewigen Meer. Und wenn einige herantreten und fragen ihn nach guten Perlen: jedesmal, treu und eifrig, tritt er heran und zeigt dem Fragenden eine Perle: eine Perle: rein wie Gottesauge, hell wie Sonnenauge, süß wie Mutterauge. Die Perle ist das Himmelreich.

Der Handelsmann im Gleichnis sah sogleich: „Solch eine Perle haben meine Augen nie gesehn". Er faßte sie an und hielt sie gegen das Licht, ob sie auch echt sei. Das mußt du auch thun. Du darfst wohl Vertrauen zu Menschen haben; aber du darfst nicht auf Menschen schwören. Du mußt selbst die Augen öffnen. Selbst ist der Mann; das gilt nicht nur vom irdischen Fortkommen. Du mußt die Perle gegen das Licht der Erkenntnis halten; denn die Erkenntnis, den Verstand, hat Gott dir gegeben. Und mußt auch dein Herz fragen, ob es der Perle entgegenjauchzt. Du darfst sie genau untersuchen, kehren und wenden; nur eins ist dir verboten: du darfst sie nicht vor die Säue werfen. Und wenn du dir nun die Mühe gemacht hast, hast Verstand und Herz gefragt: dann wirst du sehen, daß die köstliche Perle echt ist

und vom reinsten Glanz. Die köstliche Perle ist das Himmelreich.

Es war eine köstliche Perle, übersetzt Luther. Es war etwas wunderbar Schönes, wie sie so in der Hand lag. Die Sonnenstrahlen lachten in ihr. Es war eine Perle so bezaubernd schön, wert, im Diadem der reinsten und schönsten Königin zu glänzen. — Wie ist es doch möglich, daß Leute sagen, das Christentum sei etwas Finsteres, und Jesus Christus sei schwermütig, und wer nach dem Reiche Gottes ziele, der werde menschenscheu? Das Himmelreich ist gleich einer köstlichen Perle. Es ist etwas Leuchtendes; es ist das Schönste auf der ganzen Welt. Es macht unsere Wangen brennend; es wirft Sonnenfeuer vor uns auf den Weg. Es macht uns voll von Gott. Das Himmelreich ist gleich einer köstlichen Perle.

Es steht da eigentlich nicht: „eine köstliche Perle". Die Übersetzung ist zu lose. Es steht da bestimmter, stärker: Da fand er „eine einzig eine, sehr teure Perle." — Mein Christ, du mußt das selber wissen. Du hast schon allerlei Perlen gefunden, einen Kameraden und gute Kinder und ein Haus und Frieden im Haus, einen Beruf und Freude im Beruf, eine Heimat und ein starkes Vaterland: viele gute Perlen .... aber ich weiß nicht, ob du die einzig eine, sehr teure Perle hast, von dem Herrn Jesus Christ: Das Himmelreich.

Halte du nur ja deine guten Perlen fest in der Hand, halte sie in Ehren: deine Kinder, deinen Lebensgefährten, dein Amt, deinen Spaten — aber ich wollte gerne, daß du einen tüchtigen Zug thätest, daß du ein großes Geschäft machtest. Ich wollte gern, daß du zu Jesus Christ heranträtest, der am Rand der Ewigkeit steht und ruft: „Kommt her zu mir", und du gingst hin, und er gäbe dir in deine Hand die einzig eine, sehr teure Perle.

Sieh, ich will es dir noch einmal sagen: Die Perlen, die du hast, sind gut. Halte sie fest! Halte sie fest! Halte nur

. . sie fallen dir doch aus der Hand und fallen das Ufer hinunter ins ewige Meer. Das weißt du auch. Und wenn sie dir alle der Reihe nach aus der Hand geglitten sind, und du bist ganz arm geworden, dann steht da links deine Sünde, rechts der Tod und vor dir das ewige Meer . . wer soll deine Seele nun lösen vom Schrecklichen? Wenn du dann aber deine Hand öffnen könntest und da läge darin — o du Glücklicher . . eine einzig eine, sehr kostbare Perle?

Aber ich will nicht reden vom letzten schwarzen Tag, damit du nicht zu Hause bei dir selbst denkst: Er wollte uns bange machen, wie man Kinder bange macht. Die Perle glänzt nicht allein an deinem Todestag. Wie leuchtet sie abends am Tisch, trauter als Lampenschein: denn Christen sind freundlich unter einander. Wie leuchtet sie bei der mühseligen Arbeit: denn dem Christen ist Arbeit Gottesdienst. — Wie leuchtet sie in Zeiten der Sorge und Not: Wir haben einen Herrn, auf den wir Häuser bauen. — Du kennst wohl das Lied, das so anfängt: „Es glänzet der Christen inwendiges Leben." Der Glanz, der kommt von der einzig einen, sehr kostbaren Perle.

Was soll ich mehr sagen? Noch steht Jesus am Ufer, an dem du noch wandelst, voll Liebe und Treue und hat in seiner Hand diese Perle und hat in seiner Hand das Himmelreich.

III.

Und er ging hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte die Perle: Ich sage: das sollst du auch thun.

Den Kaufmann überlief es heiß, als er in der Hand des Fischers die Perle sah. Er wußte, daß man eine solche Perle nicht umsonst hat. Umsonst ist nur der Tod. Es fiel ihm mit Angst auf die Seele: „Wirst du sie kaufen können?" Und der andre nannte den Preis. Da ging der Kaufmann fort und kam in sein Haus und sammelte all sein Geld und

durchsuchte die Schränke und verkaufte sein Haus und die Schränke und alte Silberstücke und legte die Finger an die Schläfen und sann nach und verkaufte das letzte, was er noch fand, und am andern Tag kam er zu dem Manne am Strand und kaufte die Perle und ging davon, königlich reich.

Der Kaufmann wollte die Perle kaufen, da gab er all sein irdisch Gut hin. Du willst das Himmelreich kaufen, so mußt du all dein leiblich und geistlich Gut hingeben. Sag' nicht, daß du nichts hättest. Du hast sehr viel. Du mußt das alles dem lieben Gott geben, daß er dir dafür die Perle gebe. Hast du einen eignen Tisch? Ist noch Platz am Tisch oder bleibt etwas übrig? Sei freundlich und herberge gern! Hast du ein Herz? Sieh, bei deinem Nachbar ist Krankheit oder Kränklichkeit der Kinder, oder Sorge steht bis Mitternacht an seinem Bett. Auf, geh zu deinem Nachbar! — Hast du Kinder? Bring' sie dem lieben Gott. Sorge, daß sie ihn fürchten und lieben. Hast du noch in irgend welchem Winkel deines Herzens Liebe zum Reinen und Guten, sieh, das hat Wert. Ist da noch im Grund deiner Seele alte Heilandserinnerung aus der Schulzeit? Sieh, das sind alte Erbstücke, alte feine Silbersachen. Mach' sie rein von dem Staub langer gottloser Tage und vom Schmutz unreiner Gedanken und bring sie dem Herrn. — Alles, was du an Glauben und Liebe und Hoffnung noch hast, das mußt du auf einen Haufen legen. Du mußt Menschen um Darlehn und Bürgschaft angehn: Betet für mich; und am Ende, wenn du an den Zahltisch des Herrn, des Perlenfischers, herantrittst, an seinen Abendmahlstisch, mußt du ihn bitten, daß er dir einiges ablasse: „Ich kann nicht alles bezahlen." Hast du also die Finger an die Schläfen gelegt, wie der Kaufmann that, und hast alles zusammengerafft, dann kannst du das Himmelreich kaufen, die einzig eine, sehr kostbare Perle.

Es ist ein wunderbarer Gedanke: Man kann das Himmelreich kaufen. Es steht hier deutlich: „Ging hin und ver-

kaufte alles, was er hatte, und kaufte die Perle." Ich weiß wohl, daß Paulus gesagt hat: „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern allein an Gottes Erbarmen". Pauli Wort in Ehren. Aber lieb ist mir das Wort vom Herrn selbst, nämlich das erste: So jemand will des Willen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott ist, oder ob ich sie von mir selbst habe." Und dies andre Wort: „Und ging hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte die Perle." Und das sollst du auch thun. Amen.

Von Liebe und Gnade.

11. Sonntag n. Trinit. — Evang. nach Luk. 7, 36—50.

Liebe Christen! Das zu besprechende Evangelium zeigt uns in einem bunten, starken Bilde den Inhalt des ganzen Christentums. Da ist es mir nicht möglich gewesen, so zu kürzen, so zusammen zu arbeiten, daß Zeit übrig blieb, eine ausführliche Einleitung zu unserer Betrachtung zu geben. Was hat die Einleitung für einen Zweck? Sie soll Herz und Sinnen von Kleinigkeiten ab auf das einzig Eine hinlenken, was zu unserm Frieden dient. So möge als Einleitung heute dies kurze Gebet dienen: „Daß der Vater im Himmel uns jetzt beistehe, daß wir seine Worte wohl zu Herzen nehmen und daraus eine Kraft gewinnen, ihm zum Wohlgefallen zu leben". Amen.

Evang. nach Luk. 7, 36—50.

Von Liebe und Gnade. I. Wo keine Liebe, da keine Gnade.
II. Wo Liebe, da Gnade.

I.

In jenen sonnigen Tagen, da unser Heiland durch die Dörfer in Galiläa zog und sein Ruf um ihn herflog wie die weißen Möven um den Pflüger, da kam er in eine Stadt, da wohnte ein reicher, frommer Mann. Dieser Mann hatte die Gewohnheit, die reiche Leute noch jetzt zuweilen haben, daß er, wenn eine Berühmtheit durch die Stadt kam, sie einlud, bei ihm einzukehren und zu Mittag zu essen.

Hörte also der Mann von den Kindern auf der Straße: „Der große Prophet Jesus kommt. Er ist schon am Thor". Der reiche Mann zuckt die Schultern: „Jesus? der Freund der Armen? der Ungelehrte? der Zimmermannssohn?" Aber da kommt der Zug um die Wendung der Straße. Da sieht er Jesus . . um ihn begeisterte Jüngergesichter, auch Frauen, die ihn begleiten, und die ganze Straße dicht gedrängt voll von Menschen, viele mit bestäubten Kleidern, die waren schon meilenweit mit ihm gegangen, weil sie nicht von ihm fortkonnten. Sowie ein Kind nicht von seiner Mutter weg kann. So wie ein Lamm nicht von seiner Mutter lassen kann. — Der Pharisäer sieht das und redet mit seiner Frau: „Sieh, diese Menge! Was meinst du?" . . „Lad' ihn ein, Simon! Lad ihn ein! Es werden Hunderte vor unserer Thür stehn". Da geht Simon mit all der Würde, die ehrbares Leben, viel Geld und Hochmut oberflächlichen Menschen zu geben pflegt, die Stufen vor seinem Hause herunter: „Rabbi", sagte er herablassend, „sei mein Gast".

Liebe Christen! Als nun unser Heiland in der That in das Haus dieses Mannes ging und dort zu Tisch saß, war Gefahr vorhanden, daß weder er, Simon, noch seine Frau, noch seine Kinder, irgend einen Segen davon hatten. — Man sollte denken, wenn der Heiland so in ein Haus tritt und bleibt da stundenlang in freundlicher Unterhaltung, daß solch ein Aufenthalt eine Frucht brächte. Zu dir habe ich das gute Zutrauen, wenn der Herr heut Mittag zu dir käme, daß du

einen Gewinn davon hättest. Gewiß würdet ihr, du und deine Frau, noch wochenlang nachher freundlicher, hilfreicher mit einander sein. Sicher würdet ihr abends das Vaterunser nicht vergessen. Ja, ich glaube fast: Wenn der Herr so vertraulich bei euch säße und alles mit euch beredete, während seine tiefen Augen flammend in die euren zielten: ich glaube, sage ich, ich habe das Zutrauen zu euch, ihr würdet eurem ganzen Leben eine ernstere Richtung geben; ihr würdet versuchen, mit heißem Bemühen in täglicher Arbeit, in treuer Hausstandsführung, in täglichem Beten, in hilfreichem Herzen, mit Kirchgang und Abendmahl die köstliche Perle zu behalten, davon der Herr spricht: das Himmelreich.

Aber der Pharisäer . . . der hätte bald gar keinen Segen von dem Besuch des Herrn gehabt.

Wenn ein Mensch in einem Lande reist, das er nicht kennt, und es begegnet ihm etwa ein Einheimischer, und der Reisende wäre hochmütig, verschlossen, schweigsam, so würde der Einheimische auch still und zurückhaltend sein. Wenn aber der Fremde treuherzig, freundlich und mitteilsam wäre, so würde der Einheimische sich auch ermuntern, und er würde den Fremden an Orte und auf Wege führen, wo er das fremde Land in seiner ganzen Herrlichkeit sehen würde. Der wandert, sei freundlich! . . . Der Pharisäer war verirrt im fremden Land. Er wußte nicht, wohin er ging, nämlich, wohin wir alle gehn: vor Gott unser ganzes Leben zu verantworten. Da traf er nun den Herrn. Er saß wohl eine Stunde lang ihm gegenüber am Tisch. Keiner war reiner, lieber und liebenswürdiger auf der ganzen Welt bis auf den heutigen Tag, als der ihm gegenüber saß. Keiner war mehr ein Bild des heiligen Gottes, als der, in dessen Augen er sah. Keiner auf der ganzen Welt hätte ihm genauer sagen können, wo die Wege, Klampen und Steige durch diese Welt in die ewige Heimat gehn: aber er, Simon, blieb kalt und hochmütig. Er saß da wie ein Stück Holz, steif und kühl bis ans Herz hinan.

Was soll ich sagen? Es waren keine Berührungspunkte da. Sie konnten zu einander nicht kommen. Auf der einen Seite des Tisches saß das Erbarmen, die Reinheit, brennende Liebe aus tiefen Augen. Auf der andern Seite saß die Liebloſigkeit, die Dickfelligkeit, der Dummſtolz, die geiſtige Trägheit. Augen und Worte des Herrn glitten herunter an dem Mann, wie Waſſer am Fenſter. Und ich denke mir, daß er am andern Tag wieder an der Hausthür geſtanden und auf eine neue Berühmtheit gewartet hat.

Liebe Chriſten! Ein Prediger dieſer Landſchaft ſollte einmal einem alten Mann ſeiner Gemeinde die Grabrede halten und klagte mir, daß er über den Mann nichts weiter zu ſagen wüßte, als daß er ſich für reich und ſtark gehalten hätte. „Reich und ſtark", das wäre ſo der Wahlſpruch ſeines ganzen Lebens geweſen. Meine Chriſten! Wir haben in unſern Gemeinden nichts mehr zu beklagen, als daß ſo viele im Angeſicht des Heilands reich und ſtark bleiben. Sie ſind in ſeinem Namen getauft und fragen nicht nach ihm. Sie haben ihn in der Schule in all ſeiner Freundlichkeit kennen gelernt, die er in Galiläa hatte, und kümmern ſich nicht um ihn. Sie fühlen deutlich, daß das Leben ohne die Hilfe und den Troſt ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Lehren inhaltsarm iſt und machen doch nicht ihren Frieden mit ihm. Sie kommen ins Gotteshaus und hören von ihm wie von einem Fremden. Sie ſind reich an ehrbarem Leben, reich an praktiſcher Lebenserfahrung, reich vielleicht auch an täglichem Brot, vielleicht an Sorge um das tägliche Brot, ſie ſind ſtark an Geſundheit. Wann werden ſie ſterben? . . . Darum ſtehn ſie ihm gegenüber wie weiland Simon dem Herrn. Ich ſage euch: es iſt ganz gewiß nicht zu erklären, es ſei denn aus einer Gleichgültigkeit, die an Tod grenzt, oder aus einem Hochmut, der an Wahnſinn reicht, daß ſie ſo gleichgültig, ſo lieblos bleiben: gegenüber dieſer Reinheit, dieſer Liebe, dieſer Treue, mit welcher der Heilige um ihre Seele wirbt, die nicht

sterben kann. Aber es ist so Thatsache. Es ist kein Eindruck da, keine Verehrung, keine Liebe, keine Begeisterung. Der Herr sagt zu ihnen: Mach' dein Herz weich! Sieh, dort ist Lieblosigkeit, dort ist dein Herz hart, dort bist du launig, dort streitsüchtig — der Herr sagt zu ihnen: Bessere dein Leben! Sei barmherzig, mutig und sorgenlos und reinlich — der Herr sagt zu ihnen: „Ich will mit einem jeden von euch reden nach eurem Tod" —. Ja, der Herr legt sich aufs Bitten, wegen der Todesangst um unsere Seelen: „Vergeßt mich nicht ganz", sagt er: „feiert das Abendmahl zu meinem Gedächtnis". Zuletzt, als er weiter nichts hat, giebt er sein junges, reines Leben hin: Er wollte uns so sehr gerne helfen. Das alles sagt und thut der Herr. O, wir wissen wohl, daß er das sagt und thut! Wir kennen ihn genau: aber sind wir alle rein, freundlich, hilfreich, friedlich, fleißig? Ja, erfüllen wir auch nur alle des Sterbenden armselige Bitte: Das thut zu meinem Gedächtnis? — Daß uns Simons jammervolles Los nicht treffe! Sitzen hier so oft im Gotteshaus und sollten keinen Segen davon haben? kennen so manche seiner guten Worte und sollten gleichgültig bleiben und dumm und stolz und sagen: „Wir brauchen dich nicht"? Wir sollten Jesus nicht brauchen? Wir sollten nicht seine Liebe suchen und seinen Segen in unser Haus ziehen?

Seht, ich will es euch beweisen, daß wir ihn brauchen. Sagt man von einigen jungen Leuten in unserer Gemeinde, daß sie den Eltern nicht die Ehre geben, die den Eltern von Gott- und Rechtswegen gebührt? Sind da sonst Sünden in der Jugend? Die jungen Leute sollen in die Kirche kommen und Jesus kennen lernen: dann werden sie anders sein. — Sagt man nicht von einigen Männern, daß sie nicht für ihr Land sorgen, daß es rein und fruchtbar ist, nicht für ihren Spaten, daß er blank ist, von einigen Frauen, daß sie ihren Hausstand oder ihre Kinder vernachlässigen? Haben wir es nicht in der Gemeinde vor Augen gehabt, wohin üppiges und

faules Leben führt? Ich sage: sie sollen in die Kirche kommen und Jesus kennen lernen, und sie werden anders werden. — Sagt man nicht von einigen alten Leuten in der Gemeinde, daß sie wegen ihrer sittlichen Gebrechen oder ihrer Wunderlichkeiten eine Last für ihre Familien sind? Ich sage, wären sie in die Kirche und zu Jesus gekommen: dann trügen sie ihr graues Haar jetzt in Ehren. — Wer will behaupten, wir brauchten Jesus nicht?

Aber nun haben sie Jesus nicht lieb, obgleich man nicht verstehn kann, wie es möglich ist. Er ist ihnen gleichgültig. — Jesus? Sie heben kaum den Kopf. — Jesus? sie graben weiter, sie sorgen weiter, sie trinken weiter, sie faulen weiter. Sie gehn in diesem Winter wieder in Gesellschaften; aber sie gehn nicht zu Jesus. Sie begeistern sich für allerlei Firlefanz, aber nicht für Jesus. Das feine, stolze, himmlische Menschenherz! So machen sie keine Fortschritte im Guten; im Gegenteil: sie kommen zurück. Ihr Charakter steht still und rostet. Sie sind wie Simon, obgleich sie viel mehr vom Herrn wissen als Simon. Sie haben keinen Segen vom Herrn, wie Simon keinen Segen hatte. Wo keine Liebe ist, da ist keine Gnade.

II.

Nun, seht ein ander Bild! Hebt eure Augen und seht, was ich zu zeigen habe!

Simon saß also dem Herrn gegenüber mit diesem Gesicht, reich, breit, erhaben und gleichgültig. Da entsteht an der Thür ein Gedränge. Dann wird es still. Ein armes, verlorenes Mädchen aus dem Volke der Stadt liegt zu Jesu Füßen. Man hört im ganzen Saal nichts als ihr bitterliches Weinen.

Sie führte kein gutes Leben. Wer sie in das Leben hineingeworfen, weiß ich nicht. Wars ein schlechter Mensch

gewesen oder die bitterböse Armut oder ihr unruhig Blut: Es pflegt alles zusammenzukommen. Aber das weiß ich: es sträubte sich etwas in ihr gegen dies Leben. Es war noch eine Stelle in ihrer Seele, die nach reinem Leben schrie. Es gab Stunden, wo sie plötzlich aufweinte, wo sich etwas in ihr aufbäumte wie vor einem Schrecken. — Das Mädchen hatte gehört, daß Jesus in der Stadt war. Von Jesus erzählte man damals zwei Wunderdinge, nämlich, daß er ganz rein war, ohne irgend eine Sünde, so rein wie ein frisches neues Taufkleid. Man sagte zum zweiten von ihm, daß er, obwohl rein, dennoch sehr freundlich und immer hilfreich wäre. Da kam das Mädchen in seiner Gewissensangst auf den Gedanken, hinzugehn. — Meine Christen, so wie es den Mörder, wie man sagt, an die Stelle zurückzieht, wo er die That beging, sowie der Hungrige zu seiner Qual ans Ladenfenster tritt, sowie das verlorene Kind vom Hügel aus nach Mutters Hause sieht: so kam dies verlorene Kind zu Jesus. Reue, Hunger und Liebe trieb es. Sie war da angelangt, wo es von dem verlornen Sohn heißt: „und er begehrte sich zu sättigen“ . . . . nnd dann: „da schlug er in sich.“

Sie kam. Und sie kannte ihn, am Tisch, gleich, an seinem reinen Antlitz, wie er sie ansah. Heilig und Unheilig standen sich gegenüber — wie es einst sein wird am letzten Tag — und Unheilig brachen die Kniee. Und da sie nicht mit ihm zu reden wagte, fing sie an, Jesu Füße, die noch vom Wege bestaubt waren, zu waschen. Man trug ja damals Sandalen, nicht Schuhe. Mit ihrem Haar trocknete sie sie. Im Saal war es still; man hörte nur ihr Weinen; und alle sahen auf sie, die am Tisch und die an den Fenstern.

Da sah der Herr auf und sah in das Gesicht „reich und stark.“ In diesem Gesicht stand der Spott und stille Verachtung: „Wenn dieser ein Prophet wäre, dann wüßte er, was das für ein Weib ist, die ihn anrührt, daß sie unsauber ist.“ Da blitzten des Herrn Augen, Funken flogen heraus:

„Simon, ich habe dir etwas zu sagen.“ Da wurde es noch stiller.

„Es war ein Geldmann, der hatte zwei Schuldner, kleine Leute. Der eine schuldete 50 Mark, der andre 500 Mark, konnten beide nicht bezahlen. Da sagte er zu ihnen: „Laßt nur, ich weiß, es wird euch schwer. Ich habe einen Strich darüber gemacht!“ Was meinst du, wer von den Beiden wird den Wechsler am meisten lieb haben?“ Simon sagte, Behagen im ganzen Gesicht: „Der, dem er am meisten geschenkt hat, der mit den 500 Mark.“ Da der Herr, mit der Hand auf das Mädchen zu seinen Füßen deutend: „Siehst du, Simon, du weißt, was in ganz Israel Brauch ist, daß man seinem Gast die Füße waschen läßt und ihm einen Kuß zum Willkommen giebt; aber du hast das ja nicht nötig. Du bist ja reich und stark, ehrbar und von guter Gesundheit. Du bist Menschen und Gott nichts schuldig, kein einzig bischen Liebe. Du bist niemand 50 Mark schuldig. Ihr habt nichts mit einander gemein: Du brauchst Gott nicht; Er aber, der Herr der Schöpfung, der Herr, der die endlose Milchstraße mit Welten gebrückt hat, braucht dich auch nicht. Für dich ist kein Heiland geboren; an dir ist er vorübergegangen; für dich ist er nicht gestorben. Es ist eine Kluft dazwischen, und die Brücke fehlt: die Liebe. — Aber sieh hier die Sünderin! Eine große Sünderin! Das sechste Gebot unter ihren Füßen! 500 Mark ist sie dem Herrn schuldig, die kann sie nicht bezahlen, und wird sie neunzig Jahre alt. Und sie weiß das. Aber, sieh, Simon, sie liegt hier vor mir. Sie kommt und bittet um Hilfe. Sie kommt, Simon! Sie rührt einen Finger wegen ihrer Not! Sie sitzt nicht da, gleichgültig und dumm wie du, Simon! Darum, weil sie bittet und liebt, ist ihr alle Sünde vergeben. Weggenommen ist die Sünde! „Geh' hin in Frieden!“ sagte er herzlich, „dein Lieben und Bitten rettete dich.“ — Da verließ sie den Saal, eine andre geworden .. der Sünde los, heiße Dankbarkeit in ihrem Herzen. Man

sagt, daß sie eine von jenen Frauen geworden ist, die auf schweren Erdenwegen dem Herrn beistanden.

Liebe Christen! Ihr seht, worauf es ankommt! Was des Christentums Kern ist, seht ihr deutlich! Alle katholischen Heiligen, Messen und buntes Wesen bei Seite; alle protestantischen Formeln, Dogmen und trocknen Spitzfindigkeiten bei Seite geschoben: hier ist des Christentums eine große Offenbarung und Lehre: Komm', Menschenherz, in Reue und Liebe zu Gott, und deine Sünde ist dir vergeben. Geh', Menschenherz, mit dankbarem Herzen von Gott ins Leben hinein und diene ihm in treuer Liebe.

Liebe Christen! Gott hat uns einen Geist gegeben, der die Eigenart hat, daß er uns für alles, was wir thun und lassen, verantwortlich macht. Er hat die oft unangenehme Eigenschaft, das eine gut, das andre böse zu nennen. Die Tiere werden geschickt, wohin sie sollen; wir gehen, wohin wir wollen. Sollte Gott uns diese auszeichnende Gabe gegeben haben mit irgend welcher Absicht oder um nichts und wieder nichts? damit zu arbeiten oder damit zu spielen? Ich sage, er gab sie, damit wir Gefühl und Willen mit heißer Liebe zum Guten hinwenden. — Gott sandte Jesus in die Welt — war er von Ewigkeit oder nicht; ich sehe nicht, was das zur Sache thut, — jedenfalls stellte Gott diese Persönlichkeit Jesu vor uns hin: rein, hilfreich, erbarmend über alle Maßen. Jedenfalls ließ Gott zu, daß dieser Heiligste und Beste von der Sünde geknebelt, gekreuzigt, ermordet wurde. Jedenfalls sagte der Todgeweihte: er ließe sich für dich quälen und kreuzigen. Er wollte dir damit helfen, sagte er. Warum nun dies Alles? Hatte Gott eine Absicht mit diesem Jesus? Ist er eine Sternschnuppe, die über den Nachthimmel glitt? Oder will er dir etwas in diesem Jesus kund und zu wissen thun, dir und allen Menschen bis in die fernsten Zeiten? Ja, dies ist seine Absicht: daß du, von heißer Sehnsucht nach dem Heiligen ergriffen, zu ihm kommst und ihn um irgend welche Hilfe bittest, in dem, das deine Not ist.

Liebe Christen! Es ist Gott nicht darum zu thun, daß du dies und das thust, etwa, daß du nüchtern seist oder ehrbar oder keusch oder hilfreich oder dergleichen. Das würde dir auch nicht gelingen; du würdest über dem einen das andre vergessen. Es geht über unsere Kräfte, den einzelnen sittlichen Forderungen nachzulaufen; sondern es heißt: da steht eine Persönlichkeit! Siehst du? da steht Jesus. Den hab lieb, dann wirst du schon werden: nüchtern, ehrbar, keusch, hilfreich und was sonst. Vor Jesus stehend lernt man das. Erst komm' zu ihm! „Kommt her!" sagte der Herr. Dann geh von ihm ins Leben. Ich sage dir: das wird ein Leben sein! Ich sage dir: Das wird erst Leben sein.

Liebe Christen! Viele Menschen sind in dem Land verirrt, wo die Menschen unkeusch, hochmütig, gleichgültig, mutlos sind. Ich sage euch: Laßt uns zu dem Meister des Lebens gehn: „Herr, zeige uns deine Wege, lehre uns deine Steige!" Er wird Sitten bessern, Gewohnheiten ändern, Feuer anfachen, Ewiges wecken, Mut machen. Er wird Wege weisen, Thore aufmachen, Heimat zeigen. Er wird Streitsüchtige friedlich machen, Harte weich, Mutlose mutig. Das alles thut er an denen, die sich zutraulich und von Herzen zu ihm wenden. Ihr kennt das Wort, liebe Christen: „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz," und das andre: „Du sollst Gott lieben." — Auf Liebe kommt es dir an im Leben. Was macht sonst das Leben lebenswert? Ich weiß sonst nichts. Das bischen Sonnenschein? Unsere Sonne ist die Liebe. Auf Liebe kommt es auch Gott an. Liebe ihn, bitte ihn um Vergebung dessen, was bisher geirrt und gesündigt wurde. Du wirst seine Wunder merken, die er an dir und deinem Hause und deinem Berufe thun wird.

Dir, Simon, dem Starken und Reichen, ist er nicht erschienen. Zur Hilfe Gottes sagst du: ich brauch' dich nicht. Zur Barmherzigkeit Gottes: ich mag dich nicht. . . Dir kann

in der That nicht einmal Gott helfen. Gott hilft aber gerne denen, die in ihrer Not zu ihm kommen. Amen.

Die Hochzeit des Königssohns.

20. Sonnt. n. Trinit. — Evang. n. Matth. 22, 1—14.

Wenn die alten Propheten die kommenden Zeiten schildern, da die Menschen reines Herzens sein und mit Gott Frieden gemacht haben werden: Dann reden sie in lieblichen, fröhlichen Worten und wiederum in mächtigen, herrlichen Bildern. Es klingt vom alten Testament zu uns herüber wie leiser, ferner Hochzeitsreigen, wie zitternde Vorfreude gläubiger Kinder in erwartungsvoller Dämmerung, wenn durch die Thürspalte der Tannenbaum blickt. „Dann", sagt der eine, „will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen." Der andre bricht in die Worte aus: „Jauchzet, ihr Himmel, freue dich, Erde; denn der Herr hat sein Volk getröstet und erbarmt sich seiner Elenden."

Und als er kam und als er durch Galiläa ging, war er lieb und freundlich. Und als er seine Seele öffnete, zu zeigen, was darin glühte, da war es ein freundlich lichtes Feuer, süße, selige Wahrheit. Und als das Volk, das in jenem wunderbaren „Jahr des Herrn" in Galiläa lebte, aussprechen wollte, was sein Innerstes erschüttert hatte, da sagten sie einer zum andern, seine Worte und Thaten begleitend: „Seht, seht; wie hat er die Leute so lieb."

Was sagen die Menschen? Das Christentum sei etwas Unfreundliches, Düsteres und Mutloses? Ich sage: es ist das Fröhlichste, was man sich denken kann. Es ist ein Evangelium, d. h. eine fröhliche Botschaft. Dunkles giebt es genug in der

Welt. Über der ganzen Welt liegt es wie Dunkel. Das Christentum ist eine mächtige, jubelnde, fröhliche Botschaft. Hell sangen die Engel in der Weihnachtsnacht. Das Evangelium ist fröhlich, sonnig; es ist wie eine Einladung zu einer großen, schönen, fröhlichen Hochzeit. Das hat der Herr selbst gesagt. Ich bitte euch, zu hören, was im Evangelium nach Matth. 22, 1—14 steht.

Text.

Ich spreche von der Hochzeit des Königssohnes:

I. von der Einladung,
II. von den unwürdig Eingeladenen und ihrer verbrannten Stadt,
III. derweil steht das Wort Gottes am Kreuzweg, und die Tische werden alle voll,
IV. von dem Mann, der im Werkelrock zum Feste kam.

I.

„Das Himmelreich ist gleich einem König, der seinem Sohn Hochzeit machte." So beginnt der Herr dies bunte, bilderreiche Gleichnis.

Ein König, reich und mächtig, mit Kellern voll Wein, mit Schränken voll Silber, mit Ställen voll Mastvieh, in einem Hause von Gold und Marmor und mächtig hohen Hallen, Feste zu feiern: der hat einen lieben Sohn, einen einzigen, einen ernsten, edlen, seines Herzens ganze Freude. Er will ihm ein Fest geben, eine Hochzeit, eine hohe Zeit.

Der dort oben ist der König, dem alle Schätze der Welt gehören, alle Weinberge auf ihren Hügeln im Sonnenschein, alle Weizenfelder und Weiden im Tau der Niederungen, alles edle Gestein in den innern Schränken der Erde. — Das Himmelsgewölbe ist seine Königshalle, mit unzähligen, goldenen Nägeln ist die runde Decke geheftet. Und wer weiß, wie viel

er noch hat jenseits der Sterne und Sonnen. Und Jesus ist der Königssohn.

Jesus wanderte durch Galiläa, im Herzen den Himmel; denn im Herzen war Gott. Immer andächtig, in Gott und mit Gott sozusagen atmend und lebend, keine Sünde zwischen ihm und Gott. Daher keine einzige Schuld, daher keine einzige Sorge, die unruhig macht. Daher schlief er so gut, als der Sturm über das galiläische Meer brauste: ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Daher hatten sie immer satt zu essen und zu trinken: „Habt ihr je Mangel gehabt?" Sie schüttelten die Köpfe; „Nein Herr, nie keinen." Jesus wird dargestellt als der heilige Mensch, als der göttliche Mensch. Es wird wenig davon geredet, daß er der glücklichste Mensch war. Er war ein Königssohn, alle Tage in seines Vaters Haus, in seines Vaters Herrscherglanz, in seines Vaters Macht und Fülle. Sein Zug durch Galiläa war ein Königszug: „Die Blinden werden sehn, die Aussätzigen werden rein, sogar die Toten stehn auf. Den Armen wird die frohe Botschaft gepredigt." Es war eine große, wunderbare, eine hohe Zeit, eine Hochzeit. „Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte."

Dennoch kann eine Hochzeit sehr ungemütlich sein. Es kommt auf den an, der einladet und auf sein Haus.

Nun, von dem König, der einlädt, wissen wir wenig. Wir hören im Gewitter seinen Wagen über die Wolken rollen und sehen, wie seine glühende Peitsche durch die Luft schneidet. Wir sehen, wie seine Sonne am Morgen aus dem Thore tritt und wie es von seinen Engeln heißen mag, die über den Sternenhimmel die Wache haben: „und hüteten des Nachts ihre Herden." Er giebt uns Saat und Kinder, er giebt uns Ernte und Tod. Das ist alles. Mehr wissen wir nicht von ihm.

Aber wir kennen seinen Sohn, jenen, der seinen Hochzeitszug durch Galiläa machte. Den kennen wir. Ja, wie

genau kennen wir ihn. Wir nennen ihn Jesus, das heißt: Gott hilft. Unser Volk nennt ihn Heliand, Heiland, seit über 1000 Jahren, d. h. den der heil macht, was zerschlagen ist. Wir kennen ihn in seiner Liebe zu den Armen, zu den Aussätzigen, die kein Mensch anrühren mochte. Die Andern warfen sie mit Steinen; er allein half ihnen. Wir kennen ihn in seinem Feuereifer, Seelen aus der Sünde und Sorge zu reißen, in seinem ritterlichen, hohen Mut, mit dem er vor irdischen Narren und Richtern seine Sache verteidigte, einem Mut, der nicht von dieser Welt war. Wir kennen ihn, und doch sehen wir an ihm keine Sünde. Wir verstehn ihn, und doch steht er weit über uns. Wir müssen ihn lieben; aber so, daß wir vor ihm niederfallen. Es ist das Wunderbare an ihm, daß er von allen Menschen, die je über die Erde gingen, beides zugleich ist, von allen der lieblichste und von allen der höchste, von allen der geliebteste und der gefürchtetste. Er war so hoch über uns, er war so weise, er sah uns so ins Herz, daß man sich nicht anders zu helfen wußte, noch weiß, als daß man ihn des Allerhöchsten Sohn nannte, ein Abbild seiner Herrlichkeit; aber er ging nicht über die Erde als ein Mächtiger, als ein Strenger, als ein Richter, sondern wie der erste Frühlingswind durch den Wald geht: Engel als seine Boten, Liebe in seinem Blick, holdselige Worte in seinem Mund: „Kommt her zu mir . . .“

Der ist es, der uns einladet: Kommt zur Hochzeit.

Hier in diesem Gotteshaus kommen wir zusammen, das Evangelium, die frohe Botschaft: „Kommt zur Hochzeit,“ immer wieder zu hören. Das ist der Zweck dieses Gebäudes. Hier wird kein Vortrag gehalten, keine Rede. Hier wird *gepredigt*. Das Wort heißt „preisen“, wie es im Pfingstevangelium steht: „Und wurden Alle voll des heiligen Geistes und fingen an zu predigen.“ Was nützt das Vortragen? das Reden? Keine Seele wird warm dabei. Man bekommt kein Vertrauen. Man wird nicht von Herzen froh. Man kommt nicht in ein ander Geleise. Das ist nicht unsere Sache, über

die gottlose Zeit eine lange Litanei zu klagen. Sondern: das ist der Prediger wunderschöner Beruf: Herolde zu sein, die ihm den Weg bereiten, dem, der lieb ist wie Mutterliebe, rein wie Gott. Ihr, die ihr ins Gotteshaus gekommen seid, glaubensarm oder glaubensreich, mutlos oder übermütig: Das habe ich euch zu sagen: „Kommt zur Hochzeit!"

II.

Aber viele hören darauf nicht. Wir müssen von diesen Leuten reden, von den unwürdig Eingeladenen und von ihrer verbrannten Stadt.

„Sie wollten nicht kommen", heißt es von den ersten. Nein, sie wollten nicht. Es paßte ihnen nicht. Als sie jung waren, konnten sie ohne ihn fertig werden. Als sie mitten im Leben standen, hatten sie keine Zeit, an ihn zu denken. Als sie alt und grau wurden, meinten sie, der Tod wäre noch fern; und erst nach dem Tod sollten sie ja sein Angesicht sehn. Sie sind nicht zur Hochzeit gekommen.

Sie wollten nicht kommen. Sie hatten so wenig Gedanken; sie waren so wenig ernst, sie meinten, das Menschenleben wäre so eine Art Hochzeit. Sie waren auf einer Hochzeit. Was sollten sie auf den hören, der immerzu sagte: „Kommt her zur Hochzeit." Sie standen gebückt bei der Arbeit; sie duckten sich bei jedem Flügelschlag des Schicksals; sie wohnten in einem Sterbehaus: aber sie wußten nicht, wie arm sie waren. Sie meinten, sie wären auf einer Hochzeit.

Sie wollten nicht. Die einen sagten: Wie lange ist es doch her, daß der Zimmermannssohn durch die galiläischen Dörfer ging? Neunzehnhundert Jahre! — Die andern: Es ist ihm schlecht ergangen. Er war sehr arm, und sie haben ihn sehr gequält: Wie kann er die Menschen zur Hochzeit laden? — die dritten sagten: Es ist alles Rederei, das von Glaube, Liebe und Hoffnung und von einem Gottessohn und von der Liebe Gottes. Es ist ein Griff in die Luft.

Man bekommt nichts in die Hand. Es ist nichts Wirkliches, oder es liegt zu fern. . . . Und sie kamen nicht ins Gotteshaus. Und dieweil also das Wort nicht in ihr Herz gesäet wurde, ging es natürlich auch nicht auf. Sie verstockten sich immer mehr. Sie wurden so hart wie ein Feldweg in der Marsch. Es wuchs weder Glaube, noch Liebe, noch Hoffnung, noch Treue, noch Stolz, noch Mut, noch reines Herz.

„Sie verachten das," heißt es von den andern „und gingen hin, der eine zu seinem Acker, der andre zu seiner Hantierung" Landleute sind es, welche die Einladung verachten; Landleute, welche Gott zu Diensten bestellt hat, auszuführen, was er zu Noahs Zeiten versprochen hat: „und schafft, daß stets die Erde verjüngt und fruchtbar werde," Priester, die an seinem Altar arbeiten, täglich vor seinem Angesicht, in seiner Hand Tag und Nacht; ja, wenn die untreu werden, was will man dann sagen, wenn die Handwerker und Arbeiter bei ihrer eifrigen Hantierung und gar die Menschen in den großen Städten, die in dem großen Lärm leben, schwerhörig werden, wenn er ruft: „Kommt zur Hochzeit".

Freilich, daß es von andern heißt: „Etliche griffen seine Knechte, höhnten und töteten sie," das gilt nicht von uns. Das gilt von den Juden, welche gottbegeisterte Menschen, die unter ihnen wohnten, töteten und den Königssohn ans Kreuz schlugen. Das gilt von den Türken und Chinesen, welche, arm an Geist, Mut und Herz, die Hochzeitsboten, die Gott sandte, totschlugen. Über diese heißt es: Und schickte seine Heere aus und brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an. Wie früher, und auch in unsern Tagen deutlich geworden. Das römische Volk ging unter, und das jüdische ward verstreut, wie Spreu, die der Wind verstreut. Chinas Stadt und Staat ist gründlich zusammengebrannt, und der Türken Haus brennt an allen Ecken. So erfüllt der Herr noch heute seine Verheißung: „er brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an."

Aber die andern, die nicht zu Mördern wurden, die, von denen es heißt: „Sie wollten nicht kommen“ oder „sie verachteten das“. Er sendet, sage ich, auch gegen diese seine Heere, nämlich Sorge und Krankheit und Kummer an den Kindern und die tägliche, mürbe machende Arbeit und das öde Einerlei des Lebens. Und sie werden von diesem Heer besiegt, werden mißmutige oder sorgenvolle oder unglückliche Menschen, und ihr Haus ist angesteckt, und die Kinder leiden, und die Frau sitzt in Mühe, und der Friede ist dahin. Kennst du Häuser in unserer Gemeinde, um welche es so steht? Der Herr sandte seine Heere gegen sie. Die machten die Menschen unfreundlich und verbissen und rissen den Verstand aus den Köpfen und rissen die Feuer von den Herden, daß die Herzen bitterkalt wurden, darum, daß sie die freundliche Einladung des Königssohns verachteten: „Kommt zur Hochzeit.“

III.

Derweil steht das Wort Gottes am Kreuzweg und ladet ein, und die Tische werden alle voll. Das war das Dritte, wie es nun weiter heißt: „Darum geht hin auf die Kreuzwege und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet.“ Und wir können uns das ausmalen, wie der Herr es an einer andern Stelle thut, welch eine bunte Gesellschaft zum Königspalast hinaufzieht und sich in die Halle drängt: Lahme und Gebrechliche, Landstreicher, verhärmte Frauen und Frauen in Sammt und Seide, fahrendes Volk und viele, viele lachende Kinder, deren Augen leuchten. Es ist ein Gegenstand für den größten Maler. Es ist ein köstlich Bild dies „und die Tische wurden alle voll.“

Und ich sage: ein köstlicher Gedanke, zumal in unserer Zeit, in der man soviel von Abfall redet, die so glaubenslos und so liebeleer und so hoffnungsarm sein soll, in dieser Zeit, da man noch immer an dem hohen Narrenturm baut, an der Welt ohne Gott; laß sie bauen, reden, klagen, die einen, daß so wenig Glauben im Land, die andern, daß noch soviel

Glaube da ist; die Knechte des Herrn stehn derweil am Kreuzweg und laden zur Hochzeit, und die Tische werden alle voll.

Die Menschen können nun einmal nicht satt werden von Brot. Es ist eben ein Unterschied zwischen Mensch und Tier. Es ist etwas im Menschen, das über sein Leben und über seine Lebenszeit hinausragt. Etwas, das man mit Brot und Wein nicht satt macht und mit des Totengräbers Spaten nicht unter die Erde bringen kann. Es giebt keinen Menschen, der nicht Glauben hätte. Freilich, es giebt viele Menschen, die einen närrischen Glauben haben. — Alle, die wissen, daß Ewiges in uns ist, und die das Ewige für das Wichtigste an uns und in unserm ganzen Leben halten: wir schließen uns dem Gotteswort an, das an den Kreuzwegen steht.

O, wie viel Gottesfurcht ist noch im Land! Wie liegt es verborgen wie ein fein goldenes Körnlein unter lauter kalter Asche, unter vielem Schutt, den das Leben aufhäufte. Da ist noch ein Vers aus frommer Schulzeit, da noch ein Spruch, den die tote Mutter gern hatte; und zu Weihnacht sitzt noch im Winkel der Seele ein Englein und erzählt mit wunderbaren Augen von der heiligen Nacht. Das alles ist trotz Allem in der Seele geblieben. Das kommt davon, daß unsere Seele von Natur eine Christin ist. Fromm sein ist für sie dasselbe, was für den Baum das Grünen und Blühen ist. Es ist ihre Freude und Wonne.

Freilich, wenn die Kreuze an unserm Weg nicht wären, keine Sorge, keine Sünde, kein Tod; und wenn die Knechte des Herrn nicht am Kreuzweg ständen, als da sind: böses Gewissen, Krankheit und Alter: dann würden wohl wenige auf Gottes Wort und Einladung hören. Aber die Knechte sind da und auch die Kreuze und thun ihre Pflicht; erschrecken, beugen den Rücken, bitten, drohen, ängstigen und machen uns klein . . da hören die Menschen auf und kommen.

Es kommen, die auf dem Lande wohnen, die beim Säen und Ernten den Herrn kennen lernen. Es kommt aus den

Städten der gute, eingesessene Stamm der Bevölkerung, bei denen, bei allem Wandel um sie her, als ein köstlich Kleinod die Gottesfurcht sich vererbte. Es kommen die Seeleute und beugen sich vor dem, dem Wind und Meer gehorchen müssen. Es kommen die Lehrer; denn sie wissen, daß sie ohne den Mann von Galiläa keine Kinderseele befriedigen können. Es kommen aus allen Ständen. Es kommen von den schweren Stunden, die sie hinter sich haben, und von den Kindergräbern und aus ihren einsamen Wohnungen die Frauen. Es kommen in unzähligen Schaaren fröhliche Kinder, singen und sagen von Jesus von Nazareth. Es kommen viele gleichgültig, ohne Nachdenken, ohne innern Zwang und Drang, weil die andern kommen, weil es Sitte ist, weil sie undeutlich fühlen, es ist etwas großes um Jesus. — Diese alle kommen, und die Tische werden alle voll.

Es ist eine bunte Gesellschaft, die christliche Kirche: „Und brachte zusammen, wen sie fanden, böse und gute": Ein Zuchthäusler, aber es ist ihm ernst mit seinem Glauben; ein Reicher, er macht es so mit, weil der Wind so weht; ein Arbeiter, der trotz Spott bekennt, daß „Jesus Christus sei mein Herr," ein Andrer, der feige, der nur zu Ostern und Weihnachten kommt, wie ein Schaf, das nur in der Herde geht. — Wohl, so ist es. Wir Knechte des Herrn predigen, ermahnen, bitten, laden ein, taufen, bringen zur Hochzeit, reichen das Abendmahl, besuchen am letzten Lager . . wen wir finden. Und die Tische werden alle voll. Das Besehn der Gäste ist eines Andern Sache.

IV.

Nun, die Gäste wuschen draußen ihre Füße und Hände und das Gesicht, reinigten und säuberten sich. So traten sie vor den Hofmeister und bekamen dann nach orientalischer Weise jeder ein Festkleid: ein faltenreiches weißes Gewand, über die Kleidung zu legen. So setzten sie sich zu Tische.

Genug: nun war da einer, der war auch auf der Straße gefunden, war auch eingeladen. Der war ein Schmutziger. So wie der verlorene Sohn war, als er wiederkam. So abgerissen und so verlumpt war er, inwendig und auswendig. Aber es genierte ihn nicht, garnicht; er war groß und stolz in seinem Schmutz; er fühlte sich wohl in seiner Verlumptheit. Es giebt ja solche Menschen. Er war auch geistig träge; ob nun der Branntwein oder die Sorgen oder fortwährender roher Umgang oder Trägheit ihn so verdummt hatten: genug, er setzte sich mit schmutzigen Füßen, mit wirrem Haar an den Tisch, ein widerlicher, protziger Gesell. Da . . eine Bewegung von Tisch zu Tisch — da steht der König vor ihm, seine Augen blitzen, klar wie die Sonne, auf den Mann hinunter: „Mein Freund, wie bist du hereingekommen?“

Ich glaube, seine Augen haben von Zorn und Thränen gefunkelt, wie jenes andern Augen, als er in jenen stürmischen Tagen in Jerusalem um seines Volks Liebe vergeblich bettelte. Es jammerte und schrie qualvoll in ihm auf, als er diese Seele sah. Denn die Menschenseele ist ihm so ungeheuer wertvoll, daß er als Kaufpreis für sie Leben und Seligkeit hingab.

Christen! Das Feierkleid, daß wir das nicht vergessen! Was nützt Kirchgang, Singen und Beten? Was nützt ein Christentum der Worte und Gedanken? Ist Jesus Christus in die Welt gekommen, dir einige Gedanken zu machen oder einige Sonntag-Vormittage auszufüllen? Was sollst du wohl beginnen mit Glaube und Liebe und Hoffnung? Soll der Schatz im Acker bleiben und die Perle im Grund des Meeres? Soll sie nicht in deiner Hand glänzen und dich reicher machen, viel reicher als deine Brüder sind, die sie nicht fanden? Soll der gefundene Schatz dein Leben schmücken, es reiner, feiner, fröhlicher, seliger machen? Soll dich dein Christenglaube nicht so reich machen, daß du täglich in feinem, reinen Feierkleid gehen kannst? Wenn unser Christentum nicht Christen*leben* ist, ist es nichts wert.

Aber: wenn unser Glaube es wirklich fertig bringt, daß er unser Herz fröhlicher, unser Leben reiner, unsere Hände hilfreicher macht: so ist und bleibt unser Leben doch nicht ganz rein und fein. Und haben wir ein reinlich Kleid, so ist es doch kein hochzeitliches. Es wird nicht würdig sein jener Stunde, da wir im seligen Vaterhause uns wiederfinden werden, und dessen, der hineinging, die Gäste zu besehen. Nein, du weißt es gut: es ist nicht hochzeitlich. Geh' nicht so in den Tod! Es geht nicht! Da sind Flecke, und da sind Risse, und da schleppte es, daß es grau ist von Staub, der aufflog beim Wandern. Es geht nicht so. Und wenn es nicht so geht, und wenn es schrecklich ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen als einer, der Hochmut hat wie ein Narr und Größenwahn wie ein Irrer: dann laßt uns Jesus bitten, daß er uns aus Gnade ein hochzeitlich Kleid gäbe, wie wir es brauchen werden. . . . Ich sage: laßt uns, so lange wir leben, nach einer reinen Seele und nach einem hilfreichen Herzen ringen. Falls wir es aber nicht erreichen, laßt uns ihn darum bitten, der große Macht hat über des Königs Herz. „Der du seit den Tagen von Galiläa eine solche Bitte nicht abschlagen kannst, gieb uns für jenen Tag ein hochzeitlich Kleid. Amen."

Unser Erntedank.

Erntepredigt. — Psalm 118, 28—29.

Unsere Gedanken gehn heute ein Jahr zurück, ein Erntejahr. Ein Jeder denkt dabei an seine Ernte, ob er sie nun ausgesät hat in die Furchen der Erde oder ob er in der Werkstatt gestanden hat, über rauschender Säge oder klingendem Amboß, oder ob er vergänglichen oder unvergänglichen Samen

in Kinder- und Menschenherzen geworfen. Der Mann, der seine Arbeit that, die Frau, die das Haus zu einer Stätte machte, da sich gut sein ließ, Knecht und Magd, und die Kinder auf den Schulbänken und zwischen den Weizenhocken: sie sind Säeleute gewesen und blicken heute zurück auf ein Erntejahr.

Im vorigen Herbst schoß die Saat auf; aber sie war nicht froh; sie fürchtete den Winter. Und wir fürchteten ihn auch, für uns und für andre. Der Winter kam: da zog sich die Saat zurück und barg das kaltgewordene Herz im warmen Schoß der Mutter Erde, und wir zogen uns auch zurück und bargen uns im Schoß der Familie und hofften auf den Sommer.

Und der Sommer kam: da freuten sich Menschen und Tiere und Pflanzen. Weißt du noch, wie du dich freutest, wenn morgens der Nebel sich hob, die Frühlingssonne überm Seestrand aufstieg? Es war ein frisches Arbeiten im Frühling und Sommer, weißt du es noch? Rasch war das Aufstehen, flink waren die Hände, stark war der Hunger, schön war der Abend und der Sonntag, traumlos der Schlaf.

Der Herbst kam: wir haben geerntet. Wir wollen nicht gleich davon reden, wie viel wir geerntet haben. Es ist nicht fein, nach dem Wert eines Geschenks zu fragen. Wir haben geerntet: ein jeder von uns hat seinen Teil empfangen. Wir sind an Gottes Tafeln satt geworden. Ein ganzes Jahr hat er uns satt gemacht, die wir seine Kostgänger sind. Wir stehen auf vom Tisch! Wohlan, meine Christen, wir stehen auf und sprechen mit einander das Tischgebet: „Lieber Vater im Himmel! Die wir hierher gekommen sind an diesen alten heiligen Ort: an unserm Erntedankfest bringen wir dir Ehre und Lob, daß du das Feld mit seinem Gewächs gesegnet hast und daß du jeder redlichen Arbeit — so viel wir wissen — ihren Lohn gegeben hast, unverkürzt . . hast auch günstige Tage gegeben, Sonnenschein und Regen zu ihren Zeiten, hast

auch Gesundheit um den Herd gegeben, zu betreiben Saat und Ernte. Herr, wir, die wir Alle Knechte sind auf deinem großen Hof, wir freuen uns von Herzen, daß du so gut und freundlich gegen uns gewesen bist. Und, indem wir unsern Blick in die Zukunft richten: wie wir heute gekommen sind, mit Lob und Dank unser Erntefest zu begehen, so laß uns einst auch unter denen sein, die nach gethaner Lebens-Ernte das große Dankfest feiern in deinem Reich. Amen.

Psalm 118, 28—29.

Wir sind zusammen gekommen, für die Ernte zu danken. Wir bekennen: I. Du warst freundlich; du gabst Brot.

II. So danken wir dir, Herre Gott.

I.

Liebe Christen! Wir alle, die hier versammelt sind, und alle die draußen, die Millionen Menschen, welche die Sonne sehen, sie bilden alle mit einander eine einzige, ungeheuer große Tischgenossenschaft. In dieser Beziehung sind alle Menschen einander gleich. Was ist da für ein Unterschied zwischen arm und reich? Ein geringer. Wie der Volksmund ganz richtig sagt: Mehr als sich satt essen kann der Reiche auch nicht. — Im Essen wenig Unterschied! — Aber im Aufstehn vom Essen! Da teilen sich die Menschen in zwei große Hälften: die Einen laufen weg vom Tisch, wie die Tiere vom Trog; die Andern stehn auf vom Tisch, falten die Hände und sprechen: der Herr war freundlich, er gab uns Brot.

Zu diesen letztern gehören wir, sonst wären wir hier nicht hergegangen. Lag es an deinem Pflügen? Ließest du den Weizen wachsen und machtest du seine Preise? Hast du, Hausfrau, das Gedeihen deiner Kinder in deiner Hand? Warst du es, Lehrer, der den Kinderseelen Blüten gab wie jungen Bäumen? Warst du das . . . was wolltest du dann in diesem Hause? In diesem Hause kommen zusammen, die durch Jesum Christum zu dem Glauben kamen, daß der

Himmelsherr ihr Vater sei. Hier sitzen Seite an Seite, die da sagen: An Gottes Segen ist Alles gelegen. Die hier sitzen, die singen: „Dein ist die Kraft, dein ist Himmel und Erde .. an deinen Werken kennt man dich". Die hier sitzen, falten alle die Hände und sagen: der Herr war freundlich, er gab uns Brot.

Ist das traurig? Möchtest du lieber sagen: Ich habe doppelt gepflügt, ich habe für zwei gearbeitet, ich war um vier Uhr auf dem Platz, und ich habe sorgsam die Mahlzeit bereitet? Fürwahr! Ich will die ganze Verantwortung meines Daseins nicht tragen. Ich will wohl arbeiten, ich will wohl sorgen .. aber ich will nicht die letzte Instanz sein, nicht die letzte Rettung und Hilfe. Wenn ich versage, wenn ich zusammenbreche, muß noch Einer da sein, der sorgt. Wenn ich fehle, muß Einer da sein, der es richtig macht. Wenn ich mutlos bin, soll Einer da sein, der mich mutig macht. Das Menschenschicksal ist zu groß; das kann ein Mensch ohne andre Hilfe nicht tragen. Freue dich, Christ, daß der große Gott dein Arbeitgeber ist, und daß du unter seinen Augen säest und ernteste und deine ganze Lebensarbeit thust. Glücklich ist der Mensch, der, wie der alte Prophet sich ausdrückt: „unter dem Schirm des Höchsten sitzt", der nach gethaner Ernte, die Sichel und die Leine noch in der Hand, sich vor dem Herrn beugt und sagt: der Herr war freundlich; er gab uns Brot.

Oder muß denn unser Herrgott durchaus mit Sonnenaugen auf die Erde sehn? Das ist dumme Träumerei, zu sagen: Es war immer Ernte; es wuchs immer Korn. Ich meine: der die Menschen schuf, könnte die Menschen auch wieder abschaffen. Könnte er nicht Wesen machen, die ihm nur Freude machten, Wesen mit reinen Händen und gutem, starken Willen in einem festlichen, friedlichen Land? Was will er sich weiter mit uns plagen, die wir nach so vielen tausend Jahren noch nicht gelernt haben, anständig mit diesem Garten Eden zu wirtschaften, den er uns gegeben hat, daß

wir ihn bebauten und bepflanzten? . . Aber das macht: . . unser Heiland sagt in der Sprache der Menschen: Gott ist die Liebe . . Sowie deine Mutter sich nicht gescheut hat, als du noch klein warst, dich zu waschen und zu putzen: so ist er das ganze Jahr gut mit uns gewesen: der Herr war freundlich, er gab uns Brot.

An jedem Abend und in jedem Gottesdienst beten wir, wie der Heiland es uns gelehrt hat. Wir nehmen unser ganzes Vertrauen zusammen und fühlen uns als seine Kinder und fangen an: „Vater unser, der du bist im Himmel, dein Name werde geheiligt". Da fällt uns auf die Seele, daß wir selber manches mal unheilig gewesen. — „Dein Reich komme". Da denken wir, daß wir kaum uns selbst und wohl keinem Bruder zu deinem Reich verholfen haben. „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden". Da gehn unsere Gedanken aus uns und unserm kleinen Kreis hinaus in die Gemeinde und in die ganze Welt. Alle die Sünde und der Unfriede, der Hader in der Gemeinde und die Not im Vaterland und der drohende Völkerstreit fallen auf unsere Seelen. Da falten wir unsere Hände fester: „Herr, verdient haben wir Menschen es nicht, nicht einmal das, das bischen Satteſſen: Gieb uns unser täglich Brot heute! Und wir dürfen Erntedankfest feiern. Der Herr war freundlich: er gab uns Brot.

Die Ernte war leidlich gut. Das Korn kam reichlich auf; der Sommer ließ wachsen, was aufgekommen war; der Herbst drohte, wie wir gesungen: „Oft drohten Sturm und Wetter den Untergang der Saaten, und doch sind sie geraten". Unsere Gemeinde hat traurige Ernten gehabt; unsere Gemeinde hat noch vor wenig Jahren unter schwerem Druck gestanden. Der Druck ist ein wenig von ihr genommen. Sie hat aber dennoch auch ihre Last. Jeder einzelne. In den Häusern der Arbeiter sind so viele Kinder, daß es fast unmöglich ist, sie alle Tage im ganzen Jahre mit kräftiger

Kost satt zu machen. Bei dem andern kehrte Krankheit ein: Gesunde Tage konnte er wohl überwinden; aber kranke Tage waren ihm zu teuer. Der dritte sitzt mit schwerer Schuld in seinem Haus, auf seinem Land. Er möchte gerne sagen: „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns genügen". Aber was fangen wir an mit dem Spruch, wenn der Zinstag nahe ist? — Dem einen wurde in den letzten Tagen vom Roste noch der Hafer schlecht, und es summte ihm in den Ohren das alte Wort von den Schätzen, die von Motten und Rost gefressen werden. Der andre klagte über schlechten Handel, der andre über wenig Gewicht, der dritte über eine alte Krankheit, der vierte über ein neues Grab. Was soll ich nun dazu sagen? Ich sage: Wir sollen Mühe haben, so lange wir leben. Weh dem, der keine Mühe hat! Der ist von Gott verlassen. Damit wir nach Besserem zielen, nach Höherem uns auf den Weg machen! Mühe und Brot: diese beiden Dinge hat uns Gott versprochen. Mehr nicht. Das hat er uns auch gehalten. Der Herr war freundlich: er gab uns Brot.

Ist Brot so viel? . . Da kam vor Jahren ein großes Schiff mit reicher Ladung auf offnem, weiten Meer in Brand. Und alle Leute füllten die großen Böte mit wertvollen Kisten des Schiffsguts und stießen ab. Und es geschah, da sie ruderten, wurden sie hungrig. Da entdeckten die in dem einen Boot, daß in ihr Boot nur Geldkisten geworfen waren. Und sie hoben die Kiste hoch und riefen zu den andern hinüber: „hunderttausend Mark für eine Kiste Brot"; aber die schüttelten die Köpfe und wandten sich ab. Wer Brot hat, hat viel. Wer Brot hat, hat Leben. — Freilich, der Mensch lebt nicht vom Brot allein, das ist Sache der Tiere. Der Mensch lebt, wie der Heiland sagt: Von Brot und Gotteswort. Nun, wir sind heute nicht zusammen gekommen, für das Wort Gottes zu danken, sondern für Heu und Weizenmehl und für die Bohnen, die die Kinder sammelten, und für

Arbeitslohn und Ernteertrag . . aber doch: der Christ kann das nicht trennen. Wir lieben nicht solch Süßbrot, solch Brot ohne Sauertreig. Wohlan: Gottes Wort dazwischen! Gottes Wort untermengt! Wohlan: Alle Sonntag stehn drei Kirchthüren offen, und das Brot des Herrn liegt auf dem Altar. So, nun giebt es erst den vollen Klang: der Herr war freundlich: er gab uns Brot.

II.

So danken wir dir, Herr Gott. Das war das Zweite. Wie viele, die das Danken vergessen! Ja manch einer kommt das ganze Jahr nicht auf diesen Gedanken: Gott zu danken. Es steht eben mangelhaft mit seinen Gedanken, darum dankt er nicht. Er sieht dumm in den Sonnenschein, der in seine Fenster scheint und auf seiner Schwelle liegt, und denkt nicht und dankt nicht.

Oder ist es nicht schön, das Danken? Mancher Tag deines Lebens hätte viel Inhalt, wenn du die Gewohnheit hättest, die Ereignisse des Tags in einem Dankgebet vor Gott zu bringen. Manches kleine Ding in deinem Leben hast du vergessen, und so ist es für dich verloren gegangen, und so ist dein Leben leer, weil du der kleinen Sache nicht Stand und Bedeutung gabst, indem du mit Gott über sie redetest. Ich sage, daß es mit manchem Haus in der Gemeinde besser stände, wenn, vom Anfang ihrer Ehe an, Vater und Mutter die Gewohnheit gehabt hätten, Gott zu bitten, unter die Rechnung jeden Tags sein visum, seine Unterschrift, zu setzen. Nun will die Rechnung nimmer stimmen. Nun giebt es Klagen und Unfrieden. Darum: laßt uns das Danken nicht vergessen. Laßt uns durch unser Danken den Herrn selbst in die Sache unsres Lebens hineinziehen. Laßt uns sagen: der Herr war freundlich; er gab Brot. Wir danken dir, Herre Gott."

Oder ist es eine zu geringe Sache, für das tägliche Brot zu danken? Grade die ernstesten Christen kommen leicht dazu, das tägliche Brot als etwas Geringes zu betrachten. Unser

Herr selber hat ja so etwas Sorgloses: „Seht die Vögel unter dem Himmel", sagte er, „sie säen nicht und ernten nicht." . . . Freilich, wertvoller und wichtiger als der Leib ist unser himmlisch Teil. Aber er selbst hat uns das Bitten um das tägliche Brot gelehrt und hat in seinen Erdentagen Tischgebet und Danksagung gesprochen. . . Unser Vater im Himmel mag nicht solche Kinder, die in der Ecke stehn, die nicht wissen, ob sie weinen sollen oder trotzen; sondern er will Kinder, die mit blanken Augen vor ihm stehn. Weihnachtliche Kinderherzen will er. Es ist eine Leidenschaft von ihm, daß er mit vollen Händen den Menschen giebt, und eine andre, daß er von Herzen gedankt sein will. Der Herr war freundlich; er gab uns Brot. So danken wir dir, Herre Gott.

Oder ist es so, daß die andern wohl Ursache haben zu danken: du aber dürftest dich in die Ecke stellen und trotzen, darum, weil du dies ganze Jahr hindurch so ein gutes Kind gewesen bist, so daß du wohl noch mehr verdient hättest? Wohl: fleißig warst du! . . Aber gut? Laß die Gebote an dir vorübergehn und sieh einem jeden ins heilige Gesicht. Wie standst du mit dem zweiten und dritten, und wie standst du mit dem achten und neunten Gebot? Weißt du, daß in diesem Jahr auf deinem Weg Stellen sind, wo du des Heilands Lehren vergessen hast? . . . Nun: dann läuft sein Brotgeben auf Freundlichkeit hinaus, auf Liebe, gut wie Mutterliebe: dann aber ist es anständig zu danken, zu sagen: „Ich danke dir, Gott."

Oder weißt du nicht, wie du danken sollst? Doch: das weißt du. Denn von Kind an kennst du die heilige Schrift. Du weißt: Man dankt Gott am besten, indem man etwas für ihn thut. Eine kurze Arbeit ist ihm lieber als ein lang Gebet. Arbeit, das ist die Münze, die bei Gott den größten Kurswert hat. Ist Gott freundlich gegen dich gewesen, hat er dir etliche von den Dingen gegeben, welche Luther zum täglichen Brot rechnet, hattest du Gesundheit, Nahrung, gute

Kinder, treue Nachbarn, so schau aus, ob du eine Arbeit für ihn thun kannst. Und ich sage dir: soviel Arbeit, als Gott in diesem Erntejahr deinen Händen gab, soviel Arbeit hat er für ein dankbares Herz. Schau hin über das weite Feld der Not. So viele Menschen, die in Sorgen sitzen, viel größer als deine Sorgen! Soviele, die trauern und weinen! So mancher, dem du durch ein freundlich Wort eine Freude machen könntest! Nur beachte dies, was Viele vergessen: Nimmst du dir vor, freundlich und barmherzig zu sein, so fang bei den Deinen an, in deinem eignen Hause. Rechne auch ja Knechte und Mädchen mit zu dem Hause und die Kinder, die über deine Hofstelle laufen! Danach geh mit deiner Liebe zum nächsten Nachbar, besonders wenn er ein Arbeitsmann ist! Danach, zum dritten, will ich nicht mehr Wegweiser sein: such du dir selbst auf den weiten Feldern der Menschennot die Stelle, wo du helfen willst. . . Nur, daß du es weißt: Hier, im Helfen, da zeige sich dein Dank! Hier, auf diesem Arbeitsfelde, wo Jesus selbst Vorarbeiter war, zeige dem freundlichen Gott deine Liebe.

Und dann weiß ich noch einen Dank. Wieder ist es eine Arbeit! . . . Wenn du an deiner Seele arbeiten wolltest, an deinem Charakter! Sieh, wie sehn jetzt die Felder aus, arme, dürre Stoppelfelder. Aber was wird Menschenarbeit daraus machen! Wogende Weizenfelder werden es sein, wenn der Frühling da sein wird! Menschenarbeit und Gottessegen werden so viel aus Stoppelfeldern machen! . . . Nun sieh deine Seele! Wenn du dich nun noch mehr aufraffest als bisher und pflügtest tief mit scharfem, ernsten Gotteswort und rissest dann kräftig manch Unkraut aus, hier einen Haß, dort eine Laune, dort eine Unsauberkeit, dort eine Trägheit, und grübeltest und arbeitetest fleißig und würdest nimmer müde: sieh, wenn Gott dann dazu Segen gäbe . . . dann . . . „es trug Frucht, etliches zwanzigfältig, etliches sechzigfältig“ . . . . volle Ähren kämen in deine Scheuern . . . Bei Gott, wir sind doch heute um größeres zusammengekommen als um Weizen

und Weizenmehl. . . Wie einst unser Erntewagen draußen hält! . . Wie einst unsere Seele bei ihm ankommt! Das ist die Frage! Das ist die Frage! Das Andre ist alles klein. Amen.

Wir freuen uns über Luthers Werk.

Reformationsfest. — Psalm 119, 133—134.

Es ist eine einfache Wahrheit, versammelte Christen, daß in unsern Kindern die Zukunft des Landes und der Geschlechter besteht. Von jedem einzelnen Kind in der Kinderschar eines unsrer Arbeiter bis zu den sechs Knaben, die in unserm Kaiserhause aufwachsen, alle die Kinder, die auf den Schulhöfen spielen und die noch auf der Mutter Schoß sitzen: in ihren Händen wird einst das Wohl und Wehe des Landes liegen und dieser Gemeinde und der Häuser, aus denen wir hierher gekommen sind. Sie werden einst nach Spaten und Scepter greifen: es segne der Herr ihr Unterfangen. Sie werden Pflug und Sense fassen: mögen sie gut arbeiten und fröhlich ernten. Sie werden an Schwert und Feder Hand anlegen: es gebe ihnen Gott helle Augen und gerechte Sachen.

Liebe Christen! Es geht ein langer Zug von Menschengeschlechtern über die Erde. Die ganz vorn wandern, die Urväter unseres Volkes, sind vor uns im Nebel verschwunden; ihnen nach gingen ihre Kinder. Von unsern Großvätern wissen wir, daß sie in kümmerlichen Zeiten die vierte Bitte mit viel Sorgen gebetet haben, von unsern Vätern haben wir gehört, daß sie bei Idstedt vergeblich für ihre Freiheit kämpften. Von diesen sehn wir noch einige mit müden Knieen und weißem Kopf vor uns herwandern; viele sind entschlafen. Nun kommen wir, die wir mitten beim Wandern sind. Wenn wir aber beim Arbeiten nnd Wandern uns umsehn . . was steht

da hinter uns? . . Der lange und unendliche Zug unserer Kinder. Sie ziehn und wandern. Sie kommen mit rüstigen Füßen uns nachgegangen.

Wohlan, meine Christen, da thut es not, daß wir stark und kraftvoll dahinziehn. Wenn unsere Kinder hinter uns herziehn, während unsere Fußspuren auf ihrem ganzen Weg liegen, da thut es not, daß sie deutlich erkennen, daß Vater und Mutter einen geraden und starken Gang gehabt haben. Da thut es not, daß wir das, was sich bewährt hat, nicht gedankenlos wegwerfen, damit nicht unsere Kinder, wenn sie an die Stelle kommen, es da liegen sehn und sagen: „Unsre Väter haben dies weggeworfen: es wird keinen Wert haben" und lassen es da liegen und werden arme Teufel. Wenn es wahr ist, daß unsere Kinder auf uns sehn, die wir vor ihnen hergehn, dann müssen wir alte Rechte festhalten, alte Fahnen hoch in starker Faust tragen, jene Rechte und Fahnen, unter denen unsere Vorfahren und Väter vierhundert Jahre lang immer vorwärts geschritten sind, ein kraftvoll Geschlecht, ein aufwärts strebendes Volk. Sonst möchten einst unsere Kinder klagen und sagen: Unsere Väter wurden Weiber. Sie verkannten und verachteten und vergaßen, was die immer frische Quelle ihrer Volkskraft war und die Macht, die immer neu starke Persönlichkeiten zeugte. Nun werden wir um ihretwillen heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied.

Meine Christen . . . wir wollen uns heute als am Reformationsfest des gewaltigen Werkes freuen, das unter dem Beistand des heiligen Geistes Martin Luther an unsern Vätern und an uns — das hoffen und wünschen wir — an den fernern Geschlechtern in diesem Lande gethan hat.

Wir schreiben über den Weg, den unsere Predigt gehn soll, das Gebet eines frommen Mannes, das steht: Psalm 119, 133—134.

Wir freuen uns über Luthers Werk.

I. Unrecht herrschte über uns.

II. Gott hat uns erlöst von der Menschen Frevel.
III. Und hat unsern Gang gewiß gemacht in Gottes Wort.

I.

Es sind vierhundert Jahre her, da sind die Menschen, welche damals auf euren Wurten*) wohnten und diese Äcker pflügten, zwar auch schon Christen gewesen, denn das Christentum ist schon vor tausend Jahren in unsere Heimat gekommen. Aber das Christentum, das sie hatten, ist nicht ein biblisches gewesen; sondern das Gotteswort ist mit allerlei Menscheneinfällen und Zuthaten bemäntelt und behangen gewesen. Ich sage, es ist gewesen, als wenn ein feines, frisches Mädchen sich in bunten, unechten Flitterstaat kleidet. Ich will einiges zeigen, damit ihr mich wohl versteht.

In jener Zeit haben eure Väter am Sonntag Vormittag, so wie ihr thut, in diesem selben Raum im Gottesdienst gesessen; denn diese Kirche ist wohl schon sechshundert Jahre alt. Aber was haben sie gesehn? Prangende Gewänder, unverständlich Gethue am Altar. Was haben sie gehört? Lateinische Worte, die sie nicht verstanden, die selbst die Priester nicht verstanden, welche sehr ungelehrt und unwissend waren. Es kam weder dort vom Altar, noch hier von der Kanzel her das Wort Gottes in deutscher Sprache. Zu der Zeit war es nicht nur der allmächtige Gott, welcher zu den Menschen sagte: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten", sondern es waren sogenannte Heilige, das heißt gestorbene fromme Christen, die traten an Gottes Stelle und versprachen den armen Menschen und prahlten: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten." Also sind unsere Vorfahren, wie noch jetzt die Bauern in Süddeutschland thun, den Voßweg und den Gohweg entlang gegangen nnd haben zu den heiligen Nothelfern um Weizen und grünes Gras gebetet, haben auch

*) Künstliche Erdhügel, auf denen in der Marsch die Bauernhöfe stehn. Sie sind in alter Zeit aufgeworfen, ehe das Land durch Deiche gegen die Flut geschützt war.

in allerlei Lebenskümmernissen den Heiligen angerufen, von dem sie glaubten, daß er ihnen besonders hold sei, und haben, vorübergehend, an den Heiligenbildern gekniet, die hier und da an den Wegecken standen. Wenn sie aber von einer Gewissensnot sehr gequält worden sind, so sind sie nicht zu Gott gegangen, bittend: „Vergieb mir meine Schuld und gieb mir nun einen neuen, gewissen Geist," sondern sie haben sich mit ihrer Unruh in die oft nicht reinen Hände der Priester geben müssen. Die haben ihnen empfohlen, gute Werke zu thun, und haben sich Geld geben lassen und haben sich nicht darum gekümmert, dem unruhigen Herzen zu helfen. Da, im Herzen, saß die Sünde und die Not. Aber das hat weder Trost noch Wegweisung gefunden. Also hat es so gestanden, wie wenn unter einem verlotterten und verdorbenen Regiment ein Mann seine Sache zum Richter bringen will, kann aber nicht zu ihm kommen, sondern muß mit seinen Sekretären — das waren die Heiligen — und mit seinen Dienern — das waren die Priester — ein langes und breites reden und Geld geben und erlangt dann ungerechten Richtspruch. Wenn es aber einer im Lande wagte, den Heiligenkram und die Priesterherrschaft bei Seite zu stoßen und geradeswegs zur Bibel zu gehn, das heißt zu Gott und Jesus Christ, und also still lebte oder gar die Menschen lehrte: dann, wenn sie das erfuhren, verbrannten sie seinen Leib und verfluchten mit furchtbarem Fluchen seine Seele. Ihr kennt das Denkmal Heinrich von Zütpfens auf dem Kirchhof unserer Nachbarstadt.

Freilich, das sage ich nun ausdrücklich, daß die jetzige katholische Kirche manche Irrtümer bei Seite gestellt hat, einige freiwillig, andre ungern, und daß sie aus jenem tiefsten Stand, den sie vor vierhundert Jahren hatte, sich zu edlern Gedanken erhoben hat; aber ich sage erstens, daß unsere Väter damals unter jenem furchtbaren Frevel der Menschen standen, die ich kurz dargestellt habe. Und ich sage weiter, daß die katholische Kirche noch jetzt dieselben großen und schweren

Grundirrtümer hat, nämlich, daß sie neben die Bibel alte Geschichten und Kirchenlehren stellt und neben Gott viele Heilige und Priester und neben die persönliche Verantwortlichkeit die Zugehörigkeit zur seligmachenden Kirche. Und ich sage endlich, daß die katholische Kirche fortfährt, wie sie seit Jahrhunderten gethan hat, über uns zu sagen: „damnati sunt," das heißt: „sie sind verloren und verdammt;" wir aber sagen, was wir von Jesus gelernt haben: „Sie sind unsre Brüder."

II.

Wohlan, zu der Zeit, vor etwa vierhundert Jahren, als unsere Vorfahren unter so traurigem Druck standen und in so finstern Irrtümern lebten, da ging ein junger, deutscher Gelehrter, ein feiner, frommer und mutiger Mann, ein Mann von tiefem Geist und starkem Wort, durch die Bibliothek der Hochschule zu Erfurt. Da fand er ein Buch, groß und schwer — mit einer Kette, sagt man, war es an der Wand befestigt —; das war die Bibel in lateinischer Sprache. Damals sah Luther, obwohl schon ein gelehrter Mann, zum ersten Mal das Wort Gottes. Das Wort Gottes lag eben damals an der Kette. Aber er, der es fand, hat nicht aufgehört darin zu forschen mit staunenden Augen, mit heißem Herzen. Er hat oft davon gesprochen, wie ihm zu Mut gewesen, da er in die Bibel eindrang wie in ein ganz neues Land, wie in ein verwunschen Königsschloß. Wie da in der Bibel nichts von Heiligen stand, noch von Heiligenbildern, noch von Sündenerlaß durch Geld, noch vom Papst. Als er dann den Lehrstuhl an der Universität in Wittenberg bestieg, da hat er als der Erste den Studenten, die aus ganz Deutschland zu ihm kamen, den schlichten, klaren Sinn der heiligen Schrift ausgelegt. Und als er das Geschrei der Mönche hörte, die von Dorf zu Dorf zogen und riefen: „Gebt Geld für die Kirche, daß ihr selig werdet." da hob er seine starke Stimme und rief

dagegen: „Es steht geschrieben: Thut Buße! Thut Buße! Aufs Herz kommt es an! Gute Werke aus kalten Herzen verachtet Gott.“ Als dann die Gelehrten der Kirche, da sie unruhig wurden, mit Legenden, Kirchenbeschlüssen und Papstlehren gegen ihn vorgingen, da bewies er ihnen aus Gottes Wort, daß ihre Heiligen und ihre Teufel, ihre Päpste und Mönche, ihre Ablaßgelder und Meßgeräte, ihre Konzilien, ihre Seligmachungen und Verfluchungen menschlicher Eigenwille wären. Er erkannte, daß er im Wort Gottes stände, der Papst und seine Gelehrten aber daneben, — das hat ihm einen so frohen, starken Mut gegeben, daß der Angegriffene alsbald der furchtbare Angreifer wurde. Und als er endlich sah, wie sehr das Volk und selbst auch die Gelehrten der Zeit in religiösen Dingen in Unwissenheit und Irrtum staken, da hat er das Wort Gottes ins Deutsche übersetzt, nachdem er sich zu dieser Arbeit das Schwert selbst geschmiedet hatte, die deutsche Sprache, die wir jetzt noch reden.

Es ist ein harter Kampf gewesen und ihm ist trotz seines Mutes manchmal sehr bange geworden. Er hat mit flammendem Schwert und blitzenden Augen auf dem Wall gestanden; und wiederum hat er in seiner Wachtstube zu Wittenberg geknieet und heiß gebetet. Er hat in vielen Dingen dem großen Bismarck geglichen. Was Bismarck für die Deutschen in Staatssachen gewesen ist, das ist Luther in Religionssachen gewesen. Er hat dagestanden, wie dieser, als ein gewaltiger Herzog der Deutschen, auf dessen Wort das ganze Volk hörte. In acht Tagen flogen seine Sprüche und Bücher von Wittenberg bis an die Weichsel und an den Rhein, flogen weiter durch alle germanischen Völker und erschütterten und erweckten diese stolzeste und stärkste Menschenrasse, die es auf der Welt giebt: Hochauf horchten sie auf den Sang der Wittenberger Nachtigall. Unerträglich erschien ihnen die Finsternis, in der sie gelebt. Sie freuten sich, daß nun ihr Gang gewiß geworden war in Gottes Wort.

III.

Ja, nun ist unser Gang gewiß geworden in Gottes Wort. Das war das Dritte.

Liebe Christen! Es ist nun uns allen, die wir in diesem Lande wohnen, dieses in Fleisch und Blut übergegangen: daß die heilige Schrift die Quelle ist, rein und klar und frisch, aus der unser Glaube und unsere ganze Weltanschauung sprudelt, und daß es eine andere Quelle garnicht giebt. Ferner ist es bei uns allen ein Stück unseres Bewußtseins, daß ein jeder Mensch das Recht und die Pflicht hat, in der Bibel zu forschen, und daß ein Jeder für seinen eignen Glauben die Selbstverantwortung trage, wobei er gut thut, der Kirche als einer alten, ehrenwerten Mutter, die viel durchgemacht hat, zu gehorchen, doch nicht als ein unmündig Kind, sondern als ein Erwachsener. Endlich wissen wir, daß unsere Väter und jeder, der noch jetzt in der Bibel forscht, zu der Überzeugung kommt: derjenige Mensch gefällt Gott, der an Jesus Christus als an seinen lieben Heiland und Helfer glaubt, das heißt: ihm vertraut und sich seiner freut und von diesem Glauben als einer inwendigen, seelischen Gewalt zu allem Guten getrieben und hingerissen wird, nämlich zu einer lautern und furchtlosen Wahrhaftigkeit und zu einem reinen und hilfreichen Leben. — Damit habe ich in kurzem gesagt, was das Wesen eines evangelischen Christen ist. So sind unsere Ansichten von dieser wichtigsten Sache, die es für ernste Menschen giebt. So ist unser Glaube! Das ist unsere Weltanschauung. Das ist uns in Fleisch und Blut übergegangen. Und das verdanken wir Martin Luther. Seine That ist es gewesen: Er hat, nach Gottes Willen und von Gott geleitet, unsern Gang durchs Leben gewiß gemacht in Gottes Wort.

Denn wenn du nun über das höchste Ziel des Menschenlebens Gewißheit haben willst, schlag Gottes Wort auf und lies, was in deutscher Sprache deutlich geschrieben ist, geh in die Kirchen im evangelischen Land und hör, was aus dem

Gotteswort deutlich gepredigt wird: „du sollst Gott lieben, mit allen sittlichen Kräften, die in dir sind, und deinen Nächsten als dich selbst.“ Das ist das höchste sittliche Ziel! — Wenn du fürchten mußt, daß die kleinen und großen Sorgen des Lebens dich von höheren Wegen in dumpfe Tiefen ziehen wollen, in jene Tiefen, wo man durchs ganze Leben klagt und ruft: „Brot, Geld, Vergnügen!“ . . dann lies nach und hör zu, was dein Heiland für ein Leben führte, und wie er Gott vertraute, ein Sorgenloser, ein Treuer, ein Mutiger, ein Todesmutiger! — Wenn du in der Not der Sünde das hungrige und unruhige Gewissen, das immer schreit „ich muß mit Gott Frieden, Frieden machen,“ . . zur Ruhe bringen willst, sieh: Wenn wir unsere Sünde bekennen, so ist er treu, daß er uns die Sünde vergiebt und uns von unsern sittlichen Gebrechen heilt! Wenn du aber endlich wegen des ewigen Lebens in bitterer Sorge bist, stell' dich hin, wo unser Heiland goldene Verheißungen über uns ausgießt! Sagte er nicht, daß er für alle Menschen in den bittern Tod ginge, also auch für dich?

In solcher Weise werden wir vom Lebensantritt bis zum Lebensausgang erleuchtet von Gottes Wort. Wir werden nicht von Menschen geleitet, an der Leine wie unverständige Tiere, die nicht wissen, ob rechts oder links: noch von Eigenwillen um uns getrieben wie Reth im Graben, wenn Märzwind weht; sondern wir wandern so, wie geschrieben steht: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Weg. In diesem Licht ist unser Gang stark und grade, ist unser Gang gewiß.

O, wenn man das sagen könnte von allen evangelischen Leuten . . Dann, wenn unsere Kinder das sehen, daß wir so vor ihnen hergehn, so stark und mutig und treu und fromm, dann werden sie es von uns lernen, daß sie hinter uns hergehn, und werden Leute sein, die Gott fürchten und tief pflügen. Amen.

„Unsere große Hoffnung."

Totenfest. — 1. Brief an die Thess. 4, 13—18.

Liebe Christen. . . Die Blätter, welche im Sommer lustig grünten und sich vom leise singenden Sommerwinde wiegen ließen, sind rasch groß geworden, alt geworden, sterben gegangen. Zwar, wo ein Baum noch seine Blätter hat, da haben sie schöne Farben angenommen; aber wir wissen, das ist alles Schmuck für den Sarg. Das ist alles Totenparade.

Das Gras auf dem Felde und die junge Saat zieht sich bange zurück. In den Bäumen fällt der Saft nach unten, daß ihn der Frost nicht treffe. Es ist alles im Sterben, das meiste schon tot. Von Nordost kommt schon der Winter, der alte Mann. Er beugt sich über all das Sterben und legt ihm das weiße Laken übers stille Gesicht. Nun ist alles tot, alles aus.

Nein . . inwendig in den Stämmen der Bäume schläft leises Leben. In den feinen Wurzeln des Grashalms und des Weizens dehnt es sich warm und weich. Das Samenkorn von allerlei Kraut und Unkraut lacht leise. So sehr auch der kalte Nordost das kleine Leben frieren und zittern macht; es liegt unter dem weißen Schnee tausendfache, fröhliche Hoffnung.

Die Natur geht zu Grabe. Wer feine Ohren und Augen hat, den macht die sterbende Natur ernst. Wenn der nachdenkliche Mensch die Blätter fallen sieht, und wenn er die Stoppeln sieht und die frisch gepflügte Erde, so sagt er sich: „Nach Frühling und Sommer, der an Sonne reich war oder arm, nach dem Herbst, der an Ernte reich war oder arm, kommt auch für mich der stille Winter. Und über manchen meiner Brüder kamen die Hagelschloßen, als es noch mitten im Sommer war. Und bald ist dies ganze Geschlecht, das nun in Ähren steht, das an den Schläfen schon weiß wird,

Stoppelfeld geworden, und das Land wird gepflügt, daß das Tote unter die Erde komme, und ein neu Geschlecht aufblühe im Land. Dann sind wir dahin. Alles ist tot. Alles ist aus."

Nein . . . inwendig im Herzen, in Aller Herzen bangt und klopft und lacht: lebendige Hoffnung.

Freilich: aus der Natur können wir uns diese Hoffnung nicht holen. Wer die Auferstehung beweisen will mit dem Aufstehn des Weizenkorns, das im Winter still und wie tot war, der redet oberflächlich. Die Natur pflanzt nur die Geschlechter fort, auch unser Geschlecht; aber die einzelnen Wesen läßt sie untergehn. Sie läßt auch uns untergehn, soweit wir der Natur angehören. Aber wir sind doch nicht allein Natur? Willst du behaupten, daß Jesus allein Natur war? oder Paulus, oder Luther, oder Bismarck? Lebte nicht in ihnen wie auch in uns etwas, das anderer Art ist als unser Arm und die Haare auf unserm Haupt? Weißt du nicht, daß man nur im Märchen den Tieren Vernunft, Glauben, Liebe und Hoffnung giebt? Wir aber tragen diese wunderbaren und märchenhaften Dinge in Wirklichkeit bei uns, wie Gaben aus eines großen Königs Schatz. Etwas von uns ist hier fremd, voll Unruh und Heimweh. Etwas von uns muß wohl noch wandern, weit weg, in ein andres Land.

Es ist ein schwierig Thema. Wir wollen zum Wort Gottes gehn. Es möge uns leuchten am dunkeln Tag, am Totensonntag.

1. Thess. 4, 13—18.

Ich will reden über „unsere große Hoffnung."

I. was das für eine Hoffnung ist,

II. woher wir sie haben.

I.

Als ich vor einigen Tagen in Hamburg war, da trat ich an einen großen Buchladen heran, um zu sehn, was es an

Büchern neues gäbe. Und sieh . . da fand sich, daß von einigen zwanzig ausliegenden, neu erschienenen Büchern fünf oder sechs sich mit den Rätseln des Todes befaßten. Ich weiß nicht genau mehr die Titel; aber es war da eins, das über den Akt des Sterbens selber berichtete, ein andres, das die Beweise für und gegen ein ewiges Leben gesammelt hatte; das dritte brachte sehr genaue Nachrichten aus der seligen Ewigkeit. Ähnlich die Andern. Ich habe auch von den Leuten, die diesen Gegenstand studieren, erfahren, daß jährlich zahlreiche Bücher und Artikel über Tod und Leben nach dem Tod erscheinen. Erscheinen aber diese Bücher in großer Zahl, so erkennt man daraus, wie groß in der Welt das Interesse an diesem Gegenstand ist; denn diese Bücher haben nicht allein ihre Verfasser gefunden, sondern auch ihre Leser. Das ist das Interesse: Wir Menschen haben Angst vor dem Tod. Und wir haben das deutliche Gefühl: „Der Schöpfer hat uns da ein Rätsel vor die Füße gelegt und hebt den Finger, wer kann es raten?" Und es steckt tief in uns das Bewußtsein von einem Leben nach dem Tod, von großen Wundern, die wir noch sehn sollen. Und wer daran denkt, dem klopft das Herz.

Der Christ Paulus, Teppichweber aus Tarsus, hat auch, wie alle andern Menschen, über diese Dinge einen Glauben. Da diese Dinge nämlich jenseits unsres Wissens liegen, kann man ihnen nur mit *Glauben* beikommen. Da aber diese Dinge ferner von Natur für alle Menschen auf der Welt von heißem Interesse sind, *muß* man ihnen mit Glauben beikommen. Es giebt keinen Menschen, der über diese dunklen Dinge ein *Wissen* hat, und es giebt keinen Menschen — er habe denn nicht seinen Verstand — der über diese Dinge nicht seinen *Glauben* hat. Wenn der Landmann oder der Arbeiter in dieser Gemeinde in seiner Zeitung oder in einer Volksversammlung erfährt, daß es keinen Gott giebt, und daß mit dem Tode alles aus ist, und er sich diese Kunde zu eigen

macht, so ist er dennoch nicht ein glaubensloser Mensch. Er hat fürwahr einen Glauben, nämlich diesen: „Ich sehe zwar, daß, um den Klee zu schaffen und den Käfer, Same und Sonne nötig ist; aber von der großen Welt glaube ich, daß sie ohne eines Schöpfers Hand, ohne Same und Sonne von selbst entstanden ist". Er hat fürwahr einen Glauben, nämlich diesen: „Ich sehe zwar, daß in der ganzen Schöpfung nichts, garnichts vergeht; es verändert nur alles die Form seiner Erscheinung; es wird alles verwandelt; aber von der Seele glaube ich, daß sie zu „Nichts" wird." Also hat der sogenannte glaubenslose Mensch allerdings einen Glauben, ebenso gut als du und ich; nur ist dieser sein Glaube derart, daß er seinen Besitzer hart oder stumpfsinnig oder bitter macht, darum, weil dieser Glaube ohne Liebe empfangen, ohne Leid geboren und ohne Zucht und Ernst aufgewachsen ist. . . . Glaubenslose Menschen giebt es in der ganzen Welt nicht. Wir Menschen haben ein Bedürfnis zu glauben von Natur, wie das Bedürfnis zu essen, zu atmen und zu schlafen.

Also hat auch Paulus einen Glauben.

Und kommt her, alle Menschen! Ob nicht dieser Glaube, den der Teppichmacher Paulus über jene dunklen Dinge hat, voller Wunder ist und herzerhebend! Hebt die Köpfe, ihr Menschen, Paulus von Tarsus ist nicht allein ein feiner kluger Mann, einer der tiefsten Menschengeister, sondern er ist auch ein Charakter von mächtiger sittlicher Kraft und hat ein Herz voll heißer, flammender Menschenliebe: Hört, was dieser Paulus über diese Dinge für einen Glauben hat. Hört zu, Menschen: wer wollte nichts Nahrhaftes essen, gute Luft atmen, sanft schlafen, Starkes, Mutiges glauben? Da geglaubt werden muß, laßt uns von Gott und Tod Großes und Starkes glauben. Was glaubt Paulus? Dies ist sein Glaube: „Alle Menschen, welche Jesum Christ und seine Sache mit der That lieb gehabt haben, sowohl, die da schon schlafen, als die noch wandern, wird er wecken die Einen, wandeln die Andern und sie Alle

führen in sein Reich. „Also", sagt er, „werden wir bei dem Herrn sein alle Zeit."

„Bei dem Herrn." Meine Christen . . für uns Erdenwandrer, die wir immer in der Totenallee gehn; die wir grade vor uns unser Grab liegen sehn, und für die unter uns, welche eins von ihren Angehörigen in jenem unbekannten Lande wissen, und für die, welche etwa in dieser Stunde ringsum in der Welt — es sind viele Tausende — auf dem letzten Lager liegen: für uns alle giebt es kein Wort, das uns fröhlicher machen könnte, als diese Aussicht, die Paulus wie eine hohe, lichterfüllte Thür vor uns öffnet: „Wir werden bei dem Herrn sein allezeit".

Bei dem Herrn. Bei dem mit den segnenden, helfenden Händen, bei dem mit dem reinen und starken Herzen, bei dem mit dem zuversichtlichen Glauben und der strahlenden, ewigen Hoffnung. Bei dem, der so mächtig trösten, so stark helfen, so von den Knieen aufheben konnte. Bei dem, den du lieb hast. Denn wenn du ein ernster Mensch bist, dessen Herz ohne Winkelzüge auf das Gute gerichtet ist, dann mußt du ihn lieb haben. Bei dem sollen wir sein, wenn wir von hier weggegangen sind. Denke dir irgend eine Stelle auf der ganzen Erde, die du lieb hast, eine sonnige Stelle im Walde oder eine freundliche Stube in traulichem Lampenschein. Denke dir irgend einen Menschen, noch so gut, noch so lieb. Denke dir das höchste Gefühl des Friedens oder, wenn dir das Wort lieber ist, der Sicherheit oder des stillen, fröhlichen Glückes. Denke an deine Mutter, wie sie dich umfaßte, als du noch sehr klein warst: da wußtest du nichts von Gefahr, noch Kälte, noch Lebensbitterkeit. Das alles ist gering gegen dies, was hier steht: „Wir werden bei dem Herrn sein alle Zeit."

Wir haben hier oft die Erkenntnis, an der Sünde nicht vorbeigegangen zu sein, oft das drückende Bewußtsein, das, was klare Pflicht war, versäumt zu haben, oft die Furcht, kommende unglückliche Tage redlich verdient zu haben. Aber wenn das

wahr ist, was hier steht . . in seine Nähe wird ein Gedanke der Sünde sich nicht wagen! Wir werden nie fürchten, wir könnten wieder irren, wieder fallen, wieder weinen. Er wird uns mit starker Hand auf hoher Straße führen, und wir werden nicht stürzen, noch müde werden. Von Höhe zu Höhe wird er uns bringen. Dann werden wir Augen haben, die in die helle Sonne sehn können, und Hände, die ihre Strahlen fassen und halten können.

Überschwengliche Leute haben mit brennender Phantasie die Stunde ausgemalt, in der unsere große Hoffnung zur Wirklichkeit wird. Paulus nicht so. Der Herr ist ihm zu groß, und die Stunde ist ihm zu gewaltig. Es wird ein hell tönender Klang vom Himmel her kommen nnd wird zum letzten Appell rufen Tote und Lebende. Da werden sie in Gräbern aus dem Schlaf aufwachen, und die Andern werden den Hammer hinlegen und den Spaten und die Kelle und die Feder weglegen, und die jungen Mütter, die kleine Kinder im Arm haben, werden aus den Gräbern und aus den Kinderstuben kommen, und die Kinder, die hier draußen, von ihren Müttern vergessen, unterm grünen Gras liegen, werden noch einmal wieder rasche Füße haben, und sie werden Alle stehn und auf ihn sehn, wie man in jungen Tagen auf eine große Freude sieht, und werden sagen: „Hier sind wir, Herr! Wir warteten auf dich, unser Heil.“ Dann wird er sie wegführen an den Ort, wo er sein Reich hat. Und dort werden wir dann bei ihm sein alle Zeit. Dies wird denen widerfahren, die ihn lieb gehabt haben und diese Liebe in ihrem Leben deutlich bewiesen haben. Und dies ist nun unsere große Hoffnung.

II.

Wir müssen nun zum zweiten zusehn, woher wir diese Hoffnung haben

Denn die Menschen fragen uns: „Woher habt Ihr diese

Hoffnung? Sie ist sehr wunderlich und hoch. Sie ist uns zu wunderlich und zu hoch." Und die Natur sieht uns mit großen Augen an und fragt auch: „Was redet ihr von einer ewigen Hoffnung? Aufblühn und Vergehn ist das große Gesetz der Natur. Seht ihr nicht die Gräberreihen?"

In der That: Man hat mancherlei gehofft, und es ist nicht in Erfüllung gegangen. Mit keiner Sache muß man vorsichtiger sein als mit einer Hoffnung. Es giebt kein zerbrechlicher Ding auf der Welt als eine Menschenhoffnung. Darum ist es im Allgemeinen nicht richtig, soviel in die Weite zu sehn, damit wir nicht über die nächsten Aufgaben als über die Steine stolpern, die der allmächtige Gott vor unsern Füßen auf unserm Weg mit deutlicher Absicht hat liegen lassen.

Aber dennoch sage ich: Das Hoffen ist gut und nötig. Es hat manchem Kind durch Regentage geholfen, manchem Mann beim Steinetragen und -schlagen, mancher Mutter beim Warten auf das Glück ihrer Kinder. Ach, wo blieben wir wohl, wenn die Hoffnung nicht wäre. Sie geht mit strahlenden Augen vor uns her und wendet sich zu uns um: „Komm . ." sagt sie, „ich sehe schon dein Glück: es ist nicht mehr weit." Die Hoffnung ist es, die uns Menschen beim Wandern nicht müde noch mutlos werden läßt, die uns starke Füße und helle Augen macht. Nun, wenn dem so ist, dann sollen die Menschen speziell gegen unsere Hoffnung, gegen die Jenseitshoffnung, nicht allzuviel sagen. Wollen sie, daß die Menschheit vorwärts kommt, höher steigt, mutiger wird? Wohlan: es giebt keinen größeren Fortschritt, kein höheres Avancement, als dieses, das in unserer Hoffnung auf ein ewig Heil beschlossen ist. Mögen die andern Menschen stolz sein: wir sind stolzer. Mögen die andern mutig sein: wir sind mutiger. Wir sind die Fortschrittsleute. Wir gehn an der Spitze. Wer nachdenkt, muß schon aus dieser kurzen Überlegung Respekt vor unserm Glauben, vor unserer Hoffnung haben.

Und nun der Grund unsrer Hoffnung? Der Grund unsrer Hoffnung ist „unser Glaube," sagt Paulus, unser Glaube an Jesus Christ." „Ach," sagt die Welt, „das ist ein schwacher, wankender Grund. Was ihr darauf baut, das werden Luftschlösser." So sage ich: Hört zu . . . Dies Buch, das hier vor mir liegt, ist mir Gottes Wort. Denn ich kenne kein Buch, das tiefer und weiter schaute, weiser redete, idealer dächte. Ich kenne kein Buch, das die Menschen so kennt, wie dieses. Ich kenne kein Buch, das berühmter, und keins, das ernster wäre. Ich kenne kein Buch, das dem Weisen so klar die Wahrheit sagte, wie auch den Einfältigen, dem Kinde, wie dem müden Greis. Ich kenne kein Buch, das eine so klare, einfache, sittlich hohe, stolze Weltanschauung vertritt, noch eins, das mit solcher Würde und solchem erschütternden Ernst behauptet, Gottes Willen zu verkünden. Ich kenne keine Person, die mir annähernd so hoch stünde, als die mitten in diesem Buch stehende Erscheinung Jesu Christi; und ich kenne keine Geschichte, so seelenvoll, so herzergreifend, so köstlich und so todtraurig, als die Geschichte von Jesu von Nazareth Geburt, Leben, Arbeit, Lehre, Leiden und Sterben. Und dieser Jesus, dessen Gestalt so hehr und rein durch die Blätter der Bibel geht, der Mann — da kann ich nichts dafür — das ist nicht meine Kunst gewesen oder mein Verdienst — der hat es mir angethan mit seinem heißen himmlischen Wort, mit seinen reinen, sittlichen Lehren, mit seinem Helfersinn, mit seinem Heldenmut im Leiden. Ich habe mich umgesehn in der ganzen Welt und ihrer Geschichte: sie reichen alle nicht zu seiner Größe. Ich habe alle wahrhaft großen Menschen der Weltgeschichte an meinem Auge vorüber gehen lassen: hatte irgend einer etwas Großes und Edles vollbracht, so war er bei dir in die Schule gegangen, Herr Jesus Christ. Ich habe ernstlich meine Seele gefragt, das Tiefste und Beste in meiner Seele, was sie für das Herrlichste halte in der ganzen Welt, da sagte sie: dir zu dienen, Herr Jesus Christ. Ich habe

meine Augen in die Zukunft sehn lassen — ich sehe nicht viel, aber das sehe ich: es kann keiner kommen, so groß, so hold, so mutig, wie du . . du selber kämst denn wieder nach deiner Verheißung.

Was kann der Andersgläubige dagegen sagen? Euer Christus ist klein? Nein, sie haben alle Respekt vor ihm. Sie haben mehr Respekt vor ihm als vor Gott. Von Gotteslästerung hört man zuweilen, aus unflätiger und dummer Menschen Munde; aber von einer Christuslästerung weiß ich nicht. Es scheint, daß die Menschenzunge sich weigert, den zu lästern, der am Kreuz die Arme ausgebreitet hielt den ganzen Tag, indem er sagte: er thäte es uns zu Liebe. Oder sollen sie sagen: Wir können ohne ihn fertig werden? Nun: Wenn ich an all die Unruh denke, in der die Menschen sich umtreiben, an die Leidenschaften und die Launen, welche Leben und Familie verwüsten, an den Geiz und die Habsucht des Reichen, der soviel Elend im Volk mit kalten Augen ansieht, an so viele Verbrechen und an so viele Verbitterung und an soviel hoffnungsloses Sterben: Es scheint, wir können nicht ohne ihn fertig werden. Oder wollen sie sagen: er ist uns so fern, und es ist soviel Ungewisses in seiner Geschichte; so sage ich: Seine Erscheinung steht deutlich vor den Augen Aller, die ihn lieb haben wollen.

So ist Jesus Christus unser Glaube.

Und nun! Dieser Jesus starb und wurde begraben wie alle Menschen. Aber das Grab konnte ihn nicht halten. Es konnte nicht. Es ist undenkbar und widersinnig. Er war dazu zu rein und zu sehr rein himmlischer Natur. Er hatte ein so köstliches Vertrauen zu Gott und seiner Sache. Er mußte mit Gottes Hülfe oder ohne sie heraus aus dem Tod. Gott half ihm. Er nahm ihn auf, wo er in seliger Ewigkeit wohnt. Wir aber trauen mit guter Zuversicht den Verheißungen, die er uns gegeben hat: daß wir nach vollendetem Lauf, gleich ihm, Gottes Haus beerben sollen, wenn wir ihm und seiner

Sache, welche die große Menschheitssache ist, treu gewesen sind. Das ist der Grund unserer großen Hoffnung.

Die Blätter sind beim Welken und Fallen. Die Menschen gehn ins Grab. Die Blätter mögen trauern; und die Menschen, die nicht an Christus glauben, mögen weinen, wenn sie welken. Denen aber, die den Heiland lieb haben, sagt der Apostel: „daß ihr nicht trauert wie die Andern, die keine Hoffnung haben!" So trösten wir uns denn mit diesen Worten. Wir werden bei dem Herrn sein allezeit. Und dies Wort legen wir nun als einen Kranz, wertvoller als Lorbeer und Palmen, auf die Gräber unserer Toten. Amen.

Verzeichnis der im ersten Bande behandelten Stellen.

Psalm 31, 15—16a 27
118, 28—29 163
119, 133—134 172
Matth. 5, 17—26 117
7, 7—11 81
13, 45—46 134
22, 1—14 153
27, 15—31 51
Mark. 15, 21—47 61
Lukas 2, 1—20 15
4, 14—30 36
7, 36—50 143
15, 11—32 108
24, 13—35 70
Apg. 2, 1—14a und 37—41 89
Röm. 6, 19—23 125
15, 4—13 5
1. Kor. 9, 24—27 43
Eph. 2, 19—22 98
1. Theſſ. 4, 13—18 180

Dorfpredigten

von

Gustav Frenssen
Dr. theol.

Zweiter Band
9. Auflage
(20.–22. Tausend).

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1908.

Inhalt des zweiten Bandes.

			Seite
1.	*1.* Advent	„Der Sturm aufs Himmelreich" . . .	5
2.	*3.* Advent	„Vom Glück"	12
3.	Weihnachtsabend	„Es wurde ein Kind geboren"	21
4.	*1.* nach Epiphanias	„Christen in der Mühe"	25
5.	Sexagesimä	„Vom rechten Stolz"	33
6.	Estomihi	„Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden"	42
7.	Reminiscere	„Petrus"	51
8.	Oculi	„Von der Wahrheit und wie es ihr in der Welt ergangen ist	63
9.	Palmarum	„Der Palmenzug"	72
10.	Gründonnerstag	„Was fangen wir an?"	82
11.	Ostern	„Osterfreude"	88
12.	Himmelfahrt	„Wir werden auch Himmelfahrt halten"	98
13.	Exaudi	„Des Heilands Eidgenossen"	106
14.	Pfingsten	„Was ist die Bedeutung des Festes?" .	114
15.	*2.* n. Trinitatis	„Die Stadt am Strand hat Gott gesehn"	124
16.	*4.* „ „	„Urteilen und Richten"	131
17.	*5.* „ „	„Die Mission"	139
18.	*10.* „ „	„Durst"	148
19	*18.* „ „	„Du bist nicht fern vom Reiche Gottes"	156
20.	*21.* „ „	„Von der Herrlichkeit des Dienens" . .	165
21.	Bußtag	„Gott und Mensch"	175

Verzeichnis der im zweiten Bande behandelten Stellen.

		Seite
Evang. n. Matth.	7, 16—23	175
	11, 1—15	5
	21, 1—11	72
	28	88
Evang. n. Mark.	2, 13—17	124
	10, 35—45	165
	12, 28—34	156
	14, 66—72	51
Evang. n. Luk.	6, 36—42	131
	19, 1—10	148
Evang. n. Johs.	3, 1—21	12
	15, 9—12	82
	15, 26—16, 4	106
	18, 36—38	63
Apostelgesch.	1, 1—11	98
	2, 1—13	114
1. Kor.	12, 31—13, 13	42
2. Kor.	11, 21—12, 10	33
Philipperbr.	1, 12—21	25
1. Timoth.	2, 4	139

Der Sturm aufs Himmelreich.

1. Advent. — Ev. nach Matth. 11, 1—15.

Liebe Christen . . . Wir denken in diesen Wochen vor Weihnachten an die Zeit, da die Welt noch auf die Erlösung wartete. Wir denken auch an die Heiden, die den Herrn noch nicht kennen, und an die Vielen in der Christenheit, die das Evangelium nicht lieb haben und darum ruhelos durchs Leben gehen, als suchten sie etwas, als warteten sie auf etwas. Wir denken auch an uns selbst, daß wir das Evangelium noch nicht ganz erfaßt haben. Kurz, wir denken an alles Warten in der Welt. Mensch sein heißt: suchen und warten. Es mag nach dem Bericht der Bibel und anderer Bücher eine Zeit gegeben haben, da die Menschheit alles hatte, was sie begehrte, und im sogenannten Paradiese froh der Gegenwart lebte. Aber das ist lange her, und die Berichte sind dunkel. Jetzt schon lange, so lange Menschen von Menschen wissen, heißt Mensch sein: suchen und warten. Mensch sein heißt: warten und man weiß nicht worauf, suchen und man weiß nicht was. Mensch sein heißt: anders sein wollen, als man ist, und es nicht können. Mensch sein heißt: ins Grab gehn müssen und nicht wissen warum. Mensch sein heißt, wie ein Großer gesagt hat: mühselig und beladen sein.

Da — das ist nun auch schon lange her — traten einst zwei Männer auf. Kurz nacheinander traten sie auf den Plan. Es leuchten ihre Geister und ihre Thaten wie zwei große, heilige Flammen zu uns herüber. Der erste rief: „Kommt, wir wollen nicht mehr im Elend und Warten sein. Kommt, wir wollen das Himmelreich stürmen.“ Und er

stürmte; und er ging voran; und er konnte es nicht ausführen und starb. Da trat — gleich nach ihm — der andere auf und rief: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch lösen und erquicken. Hier bei mir, in meiner Brust, da ist und wohnt das Himmelreich, das Menschenglück."

Von diesen Beiden will ich nun reden nach der Stelle, welche im Evangelium nach Matthäus steht: 11, 1—15.

Hier mitten in dem Stück, das ich vorgelesen habe, ist der Satz eingeschoben: Von den Tagen Johannes des Täufers bis jetzt wird das Reich der Himmel gestürmt und die Stürmer reißen es an sich ... ich sage von diesem Sturm aufs Himmelreich:

I. Nur Tapfere sind dabei; II. Johannes ging an der Spitze und fiel beim Sturm; III. Jesus nahm es ein; IV. Nun ist das Reich Gottes unser worden.

I.

Ich sage zuerst: Ich halte diese Predigt nicht zu Leuten, welche sagen: „Es gehe, wie es gehen will: an seiner Natur und an seinem Schicksal kann der Mensch nichts ändern." Ich rede nicht zu denen, welche sagen: „Es gehe, wie es gehen will: Wir sind gut oder böse, wie es sich paßt, und wir lachen oder jammern, wie die Zeiten fallen." Zu solchen Leuten rede ich nicht. Ich kann nicht zu ihnen reden; denn ich rede eine Sprache, die sie nicht verstehen. Sondern ich rede zu Leuten, welche es für richtig halten, an ihrer Seele zu arbeiten, und welche meinen, daß es gut ist, wenn an ihr gearbeitet wird, und welche glauben, daß diese Arbeit sich lohnt. Ich rede zu Leuten, welche sagen: „Wir sind immer noch nicht, wie wir sein möchten. Darum rede, was du uns zu sagen hast. Wir wollen dann zusehen, ob wir es brauchen können."

Ich rede zu Leuten, die jenen Alten ähnlich sind, die in grauen Zeiten in diesem Lande gewohnt haben. Es wird uns erzählt, daß es ihnen hier nicht mehr behagte: Sie wurden bedrängt oder sie wurden allzu zahlreich. Man weiß es nicht

genau. Genug: als sie hier nun so in kleinen, bedrückten Verhältnissen lebten, da gaben sie sich nicht damit zufrieden. Sie sagten nicht: „Das Leben ist nun einmal Mühe, und es ist nichts daraus zu holen", sondern sie legten die Hand über die Augen und sahen über die Grenzen des Landes und forschten. Und eines Tages flogen sie auf wie Staare, wenn die Reisezeit kommt, und zogen in ein anderes Land und wurden dort ein mächtiges und starkes Volk.

Ich rede zu Leuten, die jenen Alten ähnlich sind, welche einst in dieser unsrer Heimat in große Wassersnot kamen: Das Meer stürmte gegen sie an, Well' auf Welle, Flut auf Flut, und riß ihre Dämme, Äcker und Dörfer weg. Da sagten sie nicht: „Laß das Meer bekommen, was es haben will; es ist doch alles Jammer und Elend." Sondern sie holten ihre Karren. Und Landleute und Prediger und Lehrer und Frauen und Kinder standen mit dem Spaten daneben und arbeiteten, bis das Meer zurückgedrängt und das Land wieder gewonnen war, in dem wir jetzt in Frieden wohnen.

Zu solchen Leuten rede ich: Zu mutigen, zu stolzen, zu solchen, die ihrem Leben gut Ziel geben wollen, die Lust haben zu hohen Dingen. Zu solchen Leuten rede ich nun weiter — die werden gerne zuhören — vom Sturm aufs Himmelreich.

II.

Johannes ging an der Spitze und fiel beim Sturm. Das war das Zweite.

Johannes . . . der hat das Größte, das es auf der ganzen Welt giebt, unternommen: Er hat versucht, für die Menschen das Glück zu erobern, oder — wie hier steht — das Himmelreich zu stürmen. Sicher ist das die allergrößte Menschenthat. Und darum, weil er dies Größte unternahm, nennt der Herr ihn hier an dieser Stelle den Größten von allen, die vom Weibe geboren sind, den Größten von allen Menschen.

Als dieser Mann nämlich sah, daß alle Leute, die um ihn

wohnten, thaten, was sie wollten: betrogen, die Ehe brachen, haßten, töteten, jeder nach seiner Laune, da dachte er daran, daß Gott, der heilige Herr der Menschen, dies alles gerade so deutlich sähe, wie er es sah. Gott, dachte er, sieht dies verruchte, wilde Treiben. Er sieht mit seinen ernsten Augen vom Himmel herab in dieses Tollhaus, in diese Mördergrube. Da wurde der feine, starke Mann von einer großen Angst ergriffen: dies furchtbare, dies wahnsinnige Treiben — als ob kein Gott im Himmel ist — das kann dieser Gott nicht lange mehr ruhig ansehen. Denn er will, daß der Mensch ernst und heilig lebe, und hat ihm dazu auch die Kraft gegeben. Er wird ein Ende machen! Horch, Donner höre ich schon grollen! Wolken steigen schon auf! Schrecklicher Gerichtstag ist nahe! Alle, die sündigen, werden untergehen; aber die zur Heiligkeit sich wenden, die werden gerettet werden. Da — von Angst und Jammer um die Menschen ergriffen — trat er auf und rief und drohte: „Kehrt um! Seht ihr es nicht kommen? Kehrt um! Nahe ist der Gerichtstag! Reinigt euch. Heiligt euch. Dann werdet ihr Bürger werden im heiligen Gottesreich."

So stand er da. Einen Größeren gab es nie als diesen Mann. Niemals hat einer größeres Vertrauen zu sich selbst gehabt: er, mit seinem Wort und seinen Händen, über die das Taufwasser rann, wollte er die Menschheit vom Bösen zum Guten bringen. Niemals hat einer größeres Vertrauen zur Menschheit gehabt: Durch sich selbst, aus eigener Kraft und Vernunft, durch einen starken, männlichen Entschluß sollte sie sich vom Bösen zum Guten wenden. Niemals hat einer dem Menschen und dem Guten, das im Menschen ist, mehr Kraft zugetraut, als dieser Johannes. Darum ist er — wie der Heiland hier sagt — der Größte von allen Menschen. Denn das Vertrauen und der Mut und der starke Wille: die machen eines Menschen Größe aus.

Er wurde gefangen genommen; aber er verlor seinen hohen Mut nicht. Denn er wußte: es ist jetzt ein Stärkerer als du am Werk: Jesus von Nazareth arbeitet am Volk. Der

wird das ganze Volk gerecht, heilig und rein vor Gott hinstellen . . . Aber da kamen Männer in seine dunklen Festungsmauern, in denen er gefangen war, die sagten zu ihm: „Der Prophet von Nazareth, der redet anders, als du geredet hast. Er redet nicht wie du von Fasten, Almosen geben, sich reinigen. Darum glauben wir: er ist nicht der, der die Menschen zur Heiligung und zum Glücke führt, darauf wir warten. Wir fürchten, du hast dich in ihm getäuscht."

Da kam, zum zweiten Mal in seinem Leben, über diesen Johannes die Stunde furchtbarster Not. Johannes ist von allen Märtyrern der Menschheit der, welcher am meisten gelitten hat, der Bejammernswerteste. In seiner Angst sandte er einige seiner Anhänger zu Jesus, um eine Antwort auf die Frage zu holen, welche für ihn Freude oder Verzweiflung bedeutete. So sollten sie fragen: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen Andern warten?" . . . Und ich fürchte, als die Boten wiederkamen und Jesu Antwort brachten, da hat er zu Jesus und seiner Arbeit doch kein Zutrauen gewonnen. Er hat Jesus Christ nicht begreifen können. Ich fürchte, er ist in Zweifel und Not gestorben . . . um eines betrunkenen Königs willen, um eines tanzenden Weibes willen. Er hat das Himmelreich stürmen wollen, der stolze, starke Mann; aber er machte es verkehrt. Er hatte sich und den Menschen zuviel zugetraut. Unterwegs fiel er, verzweifelnd, mit dem Schrei der Not, wie einst Roland fiel.

III.

Jesus hat das Himmelreich eingenommen . . . das war das Dritte.

Das war ein ander Stürmen. Jesus ist im schwersten Menschenkampf Sieger gewesen. Ja, ich sage wohl richtig: daß er einen leichten und fröhlichen Sieg gewonnen hat, wie er an einer Stelle sagt: „Es war ein König, der seinem Sohn Hochzeit machte", und an anderer Stelle sagt er: „Jetzt ist die

angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils." Und an anderer Stelle: „Ich verkündige das Evangelium, das heißt auf deutsch: die Frohbotschaft." . . . Und nun will ich gleich sagen, wie es kam, daß ihm der Sieg gelang: Er vertraute Gott. Das war es. Er stellte sich dicht an die Seite und an die Hand Gottes und sagte: „Du mußt die Liebe sein, sonst kann ich die Welt nicht verstehn. Und du bist die Liebe. Du willst mir helfen. Du hilfst mir schon. Segne mich: Ich bin dein Kind. Ich will keine Sünde thun. So erwarte ich von dir nichts als lauter Liebe . . ." da . . . da er sich so in Gottes Liebe fest verankert fühlte, mit seinem ganzen Sein, mit Seele und Leib, mit Leben und Sterben, Fühlen und Wollen: da fühlte er die Kraft des Heilands in sich und ging zu seinen Brüdern und sagte das Wort: „Kommt her zu mir . . . Ich bin gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist."

In Gottes Gnade und Segensfülle ging er durch das Land. Wo Krankheit oder Not war, da half er. Wo einem Menschen, in Banden des Bösen, das Böse leid war: dem sprach er Vergebung und Vergessenheit seiner Sünden zu. Krankheit, Elend, Sünde, alles Übel in der Welt, alle Not der Menschheit war ihm ein Greuel. „Erlöse uns von dem Übel", ließ er seine Jünger beten. Er selbst schaffte Übel weg, so viel er konnte, so lange die Menschen ihm das Leben ließen. Gesundheit, Heil, Segen stellte er dar. Dazu verkündete er die frohe Botschaft: „Gott ist euer Vater. Er hat euch lieb; es jammert ihn euer Elend; er hilft euch gern. Glaubt es mir! Vertraut mir!" . . . Also that er, so lang er lebte, wie er hier selbst von sich sagt: „Blinde sehen wieder, und Lahme gehen, Aussätzige werden rein, und Taube hören, und Tote werden auferweckt. Alles Übel wird von mir vernichtet." Und also wurde durch ihn, mit Worten und Thaten, den armen Menschen die frohe Botschaft gebracht, daß Gott die Liebe ist. Und dazu sich halten: darin liegt die Erlösung. Darin liegt das Reich Gottes oder „das Himmelreich."

IV.

Nun ist das Reich Gottes unser. Das war das Vierte. Denn . . . wenn ein Mensch nun diese Botschaft annimmt, sich ihrer von ganzem Herzen freuend, so ist derselbe Mensch wie aus dem Dunkel in helles Licht getreten. Aus einem Kind der Angst und Not, der harten Naturgewalten und des bitterbösen Schicksals ist er ein Kind Gottes geworden, der sein Vater ist. Er steht durch seinen Glauben, durch sein Vertrauen unter Gottes Schilddach und fürchtet sich nicht mehr. Er ruft: Du Böses in der Welt, Tod und Teufel, und wenn es sonst böse Gewalten giebt: Ich fürchte mich nicht. Hier in meiner Brust habe ich das Himmelreich. In Gott bin ich und bleibe ich, durch Jesus Christ. Nichts kann mich aus seinen Händen reißen." „Und wenn die Dächer von Worms mit Teufeln gedeckt sind", sagte Luther, „so will ich doch dahin." „Ist Gott für mich", sagt ein andrer Christ, „wer kann dann wider mich sein!"

Liebe Christen . . . Es ist von den Menschen alles versucht worden — darüber seid ihr sicher — um wenn es möglich wäre, glücklich zu werden. Man hat es mit allen Mitteln und auf allen Wegen versucht: durch schöne Künste und schwarze Künste, durch Geld und durch treue Arbeit, durch Tugend und durch Leidenschaften. Aber es ist auf keine Weise gelungen, das Glück zu finden. Der größte Künstler fand es nicht; und der größte Hexenmeister fand es auch nicht. Der Millionär klagte selbst, daß er es nicht gefunden hätte; und der fleißige, treue Arbeiter klagte auch. Die großen Gelehrten sagten, daß man das Glück nicht durch viel Nachdenken finden könnte; und der Leichtsinnige, der glaubte, er habe es gefunden, traf statt auf das Glück auf das Elend. Das Menschenglück ist durch alle Jahrhunderte der richtige „Stein der Weisen" gewesen: es war nirgends zu finden. Die Meisten leben nun schon so dahin, kümmern sich nicht mehr darum, quälen sich so durch, denken und sagen: „Die Sache ist

unverbesserlich. Mensch sein heißt: mühselig und beladen sein.' . . . Aber ich sage euch: Es giebt doch eine Lösung, eine Erquickung. Millionen Menschen haben das nun schon erfahren, in diesen letzten neunzehnhundert Jahren: Das ist diese Frohbotschaft, die Jesus Christ verkündet und dargestellt hat in seiner Persönlichkeit, in Leben, Lehre und Sterben.

Es steht jedem Menschen frei zu zweifeln. Jeder hat die Vollmacht über seine eigene Seele. Jeder kann auch heute noch sagen: „Bist du, Jesus Christ, der das Glück gebracht hat, oder sollen wir auf einen andern warten?" Die Juden warten noch heute und die Heiden warten auch. Und viele in der Christenheit warten. Warte du auch! Lege die Hand über die Augen und schau aus nach dem Glück. Ich sage aber noch einmal — das ist meine Meinung — das Erdreich ist abgesucht, ja die Sterne am Himmel sind gefragt, und die Eingeweide der Erde haben weissagen müssen, und man hat das Glück der Menschen doch nirgends gefunden, . . . als nur an dieser Stelle, wo dieser es fand, den wir darum unsern Heiland nennen: Da liegt das Menschenglück: dem Wort zu trauen: Gott ist die Liebe. Und ihn muß man wieder lieben mit dem ganzen Gemüt und mit seiner ganzen sittlichen Kraft. Das ist das Evangelium; das ist das Glück. Das zu gewinnen: das wünsche ich dir. Amen.

Vom Glück.

3. Advent. — Evang. nach Joh. 3, 1—21.

Was ist der Zweck des Christentums, dieser Kirche und des Predigers an dieser Stelle? . Einer sagte: Ich gehe in die Kirche, um Gott zu ehren. Das ist nicht falsch; das ist ein guter Zweck. Aber dies „Gott ehren" hat etwas Be-

denkliches. Wenn ich meine, ich ehre Gott und ehre Gott immer wieder, mit jedem Kirchgang, Jahr aus, Jahr ein: dann dauert es nicht lange, dann denke ich: Wie viel Ehre bekommt Gott von mir! Warte! Nun dauert es nicht mehr lange: nun kommt bald die Zeit, daß er mich wieder ehrt.

Was ist der Zweck des Christentums, dieser Kirche und des Predigens von dieser Stelle? Weißt du das nicht? Es ist doch so einfach. Erinnere dich: wie nannte Jesus das große Neue, das er in die Welt brachte, darunter er später das Siegel seines tapfern Todes setzte? Er nannte es: das Evangelium, die frohe Botschaft vom Reiche Gottes. Eine frohe Botschaft? Eine fröhliche, gute Nachricht? So ist es klar: der Zweck des Christentums, dieser Kirche und des Predigens an dieser Stelle kann und soll nichts anderes sein, als uns fröhliche Nachricht zu bringen und uns dadurch glücklich zu machen

Der Text, den ich verlese, redet, wie das ganze Evangelium, vom Menschenglück.

Evangelium nach Johannes 3, 1—21.

Vom Glück.

I. Das Glück liegt nicht im Wissen; II. Es kann überhaupt nicht gelehrt werden; III. Es muß von Gott gegeben werden.

I.

Liebe Christen . . . ihr alle habt viel Respekt vor aller Wissenschaft. Und das ist recht von euch. Ist es nicht etwas Großes, — um einiges zu nennen — daß man mit Hilfe des Fernrohrs erfahren kann, aus welchem Stein und Metall der Stern besteht, der Millionen Meilen fern von uns im Raume schwebt? Ist es nicht etwas Wunderbares, daß man nun in wenig Tagen den unendlich weiten Ocean durchfährt und eiserne Bögen über die breitesten Ströme spannt? Ist es nicht wert unseres Staunens, daß man die Geschichte und die Sprachen uralter Zeiten aus Gräbern und von Steinen liest,

und daß man ein so gewaltig großes Land, wie das deutsche Reich, unter einem Kaiser, Recht und Gesetz vereinigt hat?

Besonders wir Christen freuen uns über den Geist, den Gott uns Menschen gegeben hat, und daß er das Nachdenken desselben zu aller Zeit, besonders auch in dem vergangenen Jahrhundert, so treulich gesegnet hat. Wir freuen uns darüber; denn es ist ohne weiteres klar: es kann nichts gefunden oder aufgedeckt werden, das dem Gott, den wir verehren, irgendwie zur Unehre gereicht. Es sind ja seine Geheimnisse, es sind ja seine verborgenen Schätze, die er uns, damit wir nicht mutlos werden, aus lauter Güte finden läßt. Es ist nicht so, als wenn man durch einen Hof geht, der sonst gut verwaltet wird; aber in irgend einer Ecke findet man doch Unordnung und Unrat. Gottes Hof ist lauter Ordnung; und was man auf ihm entdecken wird: wird nichts als lauter Ordnung und lauter Wunder sein.

Es war noch in der Heidenzeit. Da machte einer, der viel über Zahlen und Messungen nachsann, eine gute und große Entdeckung. Es war da ein Gesetz, das hatte Gott in die Zahlen gelegt: das Gesetz fand er. Gott ließ es ihn finden. Und er, wissend, daß es Gottes Gabe war, lobte in seiner heidnischen Weise Gott, indem er zu einem gewaltigen Dankopfer hundert Ochsen schlachten ließ. Nun also freuen auch wir uns, zusammen mit den Leuten der Wissenschaft, wenn sie im Kampf mit der Natur Sieg und Neuland gewinnen. Wir freuen uns und danken Gott. Es giebt so beschränkte Menschen, welche fürchten und zittern, daß der Glaube, an den sie sich klammern, durch eine große Entdeckung seine letzte Stütze verlieren könnte. Wir . . wir zittern nicht, wir freuen uns. Wir bitten alle Gelehrten im Vaterland, wacker nachzudenken, Großes zu erfinden, Wunder über Wunder zu entdecken, Strahlen über Strahlen von Gottes Licht. Wir freuen uns schon im Voraus. Wir hoffen, noch Großes zu erleben. Und wenn wir es erleben, werden wir Gott mit diesem Psalmen-

wort aus fröhlichem Herzen danken: „Wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter." Der das gesagt hat, der hat auch nicht gezittert. Der hat sich gefreut wie wir.

Ich sagte vorhin: Ihr habt viel Respekt vor aller Wissenschaft, und ich lobte diesen Respekt. Nun sage ich aber weiter: Ihr habt leicht zu viel Respekt vor der Wissenschaft. Das ist bedenklich. Ihr meint nämlich leicht, daß die Wissenschaft alles vermöge, sie könne die Menschen nicht allein klug und reich, sondern auch glücklich und weise machen.

Dagegen gehe ich an. Und alle ernsten Gelehrten geben mir recht. Freilich: die Wissenschaft macht klug, klärt und ergötzt den Geist, führt die Menschheit vorwärts, füllt auch einen Teil der Seele aus. Aber niemals die ganze Seele. Sie macht nicht glücklich, und sie macht nicht weise. Das haben erfahren und erzählen uns alle großen Dichter und Denker. Die allerwichtigsten Fragen beantwortet die Wissenschaft nicht. Darüber muß sie immer sagen: ignoro, ignorabo, d. h. zu deutsch: ich weiß es nicht, ich werd' es auch nicht wissen.

Da war einmal, zu des Heilands Zeiten, ein Gelehrter. Er hatte gelernt, was man damals im Lande lernen konnte; und er hatte erfahren, was man so erfährt, wenn man klug aufmerkt und fünfzig Jahr alt geworden ist. Er war ein „Lehrer in Israel", wie hier steht. Er gehörte zu den Leuten, die das Volk „Rabbi" nannte, das ist so viel als Doktor oder Professor. Er trug in den Augen des Volks die Krone der Wissenschaft und der Weisheit.

Dieser Gelehrte war nun eines Tages am Ende seiner Wissenschaft, seiner Erkenntnis, angekommen, gerade so wie es den Gelehrten jetzt auch noch geht. Eins konnte er mit seinem Nachdenken nicht ergrübeln; eins wußte er nicht. Er wußte nicht: wo das Glück wäre, oder ich kann auch sagen, er wußte nicht: welches Leben das richtige wäre. Das wußte er nicht.

Da, in einer Nacht, es war ein saurer Gang, machte sich

der Mann durch die dunklen Straßen auf, in das Haus, wo Jesus Christ seine Herberge hatte. Jesus Christ war nämlich König auf diesem Gebiet, auf dem Gebiet des Glücks und des Lebens. Und wenn du nun gerade des Wegs gekommen wärst und wärst stehn geblieben und hättest gedacht: Was will der Professor bei dem Zimmermann? Dann hättest du erst die Frage des Nikodemus gehört, die Frage nach dem Glück, nach dem richtigen Leben. Und dann hättest du, wie Flamme auffahrend, die bittere Antwort gehört, die der Herr dem Frager gab: „Du? . . . Du . . bist ein Lehrer in Israel und weißt das Beste nicht?"

Dies Wort Jesu Christ ist manchem Klugen und Gelehrten im Vaterlande gesagt . . . Was wissen sie alles! Wie stolz sind sie! Und haben doch keine Ursach. Denn es sind wenige unter ihnen, die ihre Wissenschaft klar und deutlich erfaßt haben. Die Meisten haben sich allerhand Wissenswertes angeeignet, das sie nun an den Mann bringen und daraus ihren Lebensunterhalt haben. Sie sind in der Menschen Haushalt nicht mehr wert, als ihr, die ihr am Pflug und an der Werkbank und in der Küche treu eure Pflicht thut; ihr habt keine Ursach, hoch zu ihnen hinauf zu sehen . . . Dazu aber kommt als Hauptsache dies: ich sage euch, die meisten sind wie Nikodemus: wissen allerlei; aber das Beste wissen sie nicht. Sie wissen nicht, wo das Glück liegt und wie das Leben richtig ist. Ihr Herz ist vertrocknet; ihr Gefühl kalt; ihr Sinn verdrießlich; ihre Gedanken enge. Ich sage euch: Viele müssen sich diesen Hohn vom Herrn gefallen lassen: Du? . . Du bist ein Meister im Land, und die Leute nehmen vor dir die Mütze ab und nennen dich einen Herrn und einen Gelehrten und Studierten, und du weißt das nicht? . . . Nein! . . . da haben wir doch andere Leute in dieser Gemeinde, schlicht und ganz ungelehrt sind sie und stehn doch höher: denn sie wissen, wie man das arme, kurze Leben mit Glück und Freude füllt.

II.

Nein: das Glück liegt nicht im Wissen. Es kann überhaupt nicht gelehrt werden. Das war das Zweite.

Nikodemus wollte erfahren, wo das Lebensglück wäre. Er sagte zu Jesus: „Wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen." „Lehrer von Gott!" wollte er sagen, „lehre mich das Menschenglück!" Aber er kommt nicht so weit. Der Herr winkt ab und schneidet ihm die Rede mitten durch. Wir merken des Herrn Meinung: Menschenglück kann nicht gelehrt und gelernt werden.

Freilich, wahr ist das: Jesus ist ein Lehrer von Gott gekommen. Er war von Stunde an, da er auftrat, der Erzieher der Menschheit und ist es bis heute geblieben; und es ist nicht auszudenken, daß er von den unzufriedenen Menschen jemals abgesetzt wird. Damals, am See Genezareth, waren es fünfhundert, die ihm zuhörten; jetzt, nach so viel Jahren, nennen sich fünfhundert Millionen Menschen Christen und stehn, — sie mögen es wissen oder nicht — in der Schule Jesu Christ. Einige Völker sind in seinen Unterricht ein wenig eingedrungen. Die evangelischen Völker dürfen das von sich rühmen. Da liegt unser größter Ruhm. Andere haben eben erst angefangen, seine Lehren zu verstehn. Japan — noch heidnisch — geht schon in seinen Unterricht: durch Verwaltung und Gerichtsbarkeit des Landes weht christlicher Geist, und auf seinen Schlachtfeldern steht das barmherzige rote Kreuz von Golgatha. Alle diese Völker haben ein wenig von dem Gewissen bekommen, das er hatte, und ihre Fürsten ein wenig von der Verantwortung, die er gelehrt hat. Sie haben ein wenig von der Liebe angenommen, die in ihm glühte, und sie haben ein wenig von der Hoffnung abbekommen, die seine Seele so stolz und froh machte. Jeder unter diesen ungezählten Menschen hat irgendwie ein wenig Gutes von ihm gelernt.

Aber — und nun kommt das Wichtige — obwohl das

so ist, daß ungezählte Menschenscharen von Geschlecht zu Geschlecht in seine Schule gingen: sind die Menschen nun glücklich geworden? Freilich: die Sitten wurden besser. Verantwortung, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Pflicht und Treue wurden große Mächte. Das hat dein treues Lehren gethan und dein harter großer Jammer am Kreuz. Aber bei all deinem Unterricht, wo sind die glücklichen Menschen? Wo ist das Paradies? Wo ist die Erlösung? Wir sind so lange schon Christen! Und all die Kirchen. Und all das Predigen auf den vielen Kanzeln! Kommt doch alle her, die ihr euch Christen nennt, und meldet euch und sagt: „Wir sind glücklich." Denn nichts Geringeres hat Jesus bringen wollen, als mit froher Botschaft das Menschenglück. Ach nein . . . sieh all die Menschen! Sie leben ohne Liebe, und sie sterben ohne Hoffnung. All die Jugend ohne Reinheit, all das Alter ohne Wahrheit! Mensch ist Mensch geblieben Mensch ist geblieben, was er war: Unruh und Bitterkeit, Trägheit und Unwahrheit, Härte und Unrecht, Leidenschaft und Laune.

III.

Nein: das Glück läßt sich nicht lehren. Nicht einmal „der Lehrer von Gott gekommen" kann das. Es muß von Gott gegeben werden. Das war das Dritte.

Nun kommen viele und sagen: „Soweit sind wir mit dir gegangen, aber nun können wir nicht weiter mit dir gehen. Bis hierher hast du ganz recht: im Wissen liegt das Glück nicht; auch im christlichen Wissen liegt es nicht. Es ist eben in der Welt überhaupt nicht vorhanden." Ich aber sage: „Doch . . doch, es ist vorhanden. Jemand hat es. Der muß es uns geben. Und hier komme ich auf den Kern des Christentums, den so viele nicht kennen. Reden vom Christentum, meinen, es ist eine Reihe von Lehren, wissen nicht, was es ist; haben nicht aufmerksam, mit feinem, stillen Nachdenken, in den Evangelien gelesen.

Jesus sagt hier: das Wissen und das Lernen thut es nicht; da gewinnt man nicht das Glück. Sondern: „Der Mensch muß von oben her geboren werden. Dann kann er in das Reich Gottes kommen, d. h. in das Reich reiner, glücklicher Menschen." Und hier, weiter unten, sagt er: „Jeder, der an mich glaubt, der hat ewiges Leben." Ewiges Leben aber haben, das heißt: Anteil an dem heiligen und kraftvollen Leben Gottes haben. Es heißt: ein Leben ohne Sünde und Sorge haben. Nun, das heißt doch wohl: im Glücke sitzen . . . Wie ist das nun zu verstehen? Von oben geboren werden? An Jesus Christ glauben? Das soll den Menschen glücklich machen? Das scheint auch eine unklare Sache zu sein.

Und ist doch so einfach. Ist ein „Kinderspiel." Wie der Herr einmal mit Dank gegen Gott gesagt hat: „Den Kindern und den Unmündigen hast du es offenbar gemacht." Seht, liebe Christen . . . Warum legte der Zöllner Levi das Geld auf den Tisch, nahm seinen Mantel und wurde ein Glücklicher? Warum ließ Magdalena von der Sünde — sie saß wahrhaftig tief genug darin — und wurde rein und wurde glücklich? Warum verloren Petrus und Johannes dies alleinige Interesse für gute Netze und haltbare Böte und sorgten so wacker für ihre Seelen und wurden glückliche Leute? Der Herr hat sie einmal gefragt, ob sie ihn verlassen wollten: „Herr," sagten sie erstaunt, „wohin sollen wir gehn!" Warum wollte sogar der Verbrecher, der neben ihm am Kreuze hing, der bisher über alles Gute und Große gelacht hatte, nicht dulden, daß der andere den Herrn verspottete: „Dieser hat nichts Unrechtes gethan", sagte er. „Herr", sagte er, „denke an mich, wenn du in dein Reich kommst, d. h. in dein Glück" . . Warum, meine Zuhörer, änderten sich also vor Jesus die Seelen der Menschen? Weil er es so wollte? War's ein Wunder? Ach nein. Oder war es ihm, dem großen Lehrer gelungen, sie zu überzeugen? Ach, was ist alles gelehrt worden! . . . Nein, sondern: Weil sie von

ihm ergriffen waren, dadurch wurden sie anders. Weil sie ihn, den Helden, den Treuen, Reinen und Wahren, so über die Maßen lieb gewannen und durch ihn das fröhlichste Zutrauen zu Gott bekamen. Da gewannen sie die Kraft, alle Stricke zu zerreißen, die sie an die kümmerlichen irdischen Dinge banden. Mit Jubel gingen sie auf seine Seite. „Wir lieben dich, du, des großen und guten Gottes Offenbarer. Wir stehen bei dir, wir trauen dir und freuen uns deiner; wir geloben uns dir und deinem Gott." Und da, als sie sich auf seine Seite stellten, das ist auf die Seite Gottes — denn er ist Gott, in Menschengestalt uns nah getreten. O, über Gottes süße Liebe! — da fühlten sie: nun sind wir Gottes Kinder, sicher vor aller Fährlichkeit. Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? Und trifft uns Not und Tod, und trifft es die innerste Seele: sie bleibt doch stark und froh in Gott. Ewiges Leben, d. h. volles wahres Leben, Leben von oben her fühlen wir in uns. Wir sind glückliche Menschen!" . . . Dies, meine Christen — und nichts andres — ist die Erlösung, die einem Menschen widerfährt. Dies ist das Menschenglück, das einzige, das bis jetzt in der Welt zu finden gewesen ist, soviel ich sehe.

Ich will die Probe machen . . Man denke über die Menschennatur nach, mit vorsichtiger Sorgfalt und gründlichem Ernst. Jeder nehme als Exempel sich selbst, sein eigen Wesen. Dann wird man entdecken, daß unsre Natur nach dem Guten hinüberneigt und nicht auf das Böse zu. Das Beste und Tiefste, das in uns ist, ich will es nennen die Seele unsrer Seele: die haßt das Böse und will bittergern auf das Gute losgehn. Sie fühlt deutlich: da liegt ihre Heimat, ihr Friede. Da liegt unser Glück.

Ich will die Probe machen . . Wann warst du, seit du erwachsen bist und weißt, was gut und böse ist, dem Glück am nächsten? Ich will's dir sagen: So oft du Gutes thatest, so oft warst du dem Glück nahe. „Selig sind", sagt der

Herr, d. h. glücklich sind: die Barmherzigen und die Reinen und die Sanftmütigen, und die nach Gott und dem Guten hungern und dürsten . . Nun: Gutes zu thun, mag man wohl nirgends mehr Kraft gewinnen als an Gottes Seite. Da also liegt unser Glück.

Ich will die Probe machen . . Wann waren wir wohl in unserm ganzen Leben dem Glück am nächsten? Ich denke: das war damals, als wir Kinder unter Mutters Auge waren. Schuld kannten wir nicht. Sorge auch nicht. Not und Tod schienen uns ungefährliche Dinge: Mutter war ja gut, und Mutter war stark und schützte uns. Nun, größer noch und echter mag wohl das Glück sein: sich wiederum, obwohl erwachsen, mit Kindesvertrauen unter dem Schutz und Schirm des Höchsten zu wissen. Da also liegt unser Glück.

Kommt her zu mir! sagt unser Herr. Ja: das ist das ganze Evangelium. Gott trauen und auf ihn bauen: Das ist unsre Erlösung. Das ist unser Glück. Amen.

Es wurde ein Kind geboren.

Weihnachtsabendansprache.

Nun seid ihr aus euren Häusern hierher gekommen, aus hohen und niedrigen Stuben, leichte Menschen und beladene Menschen. Es dunkelte schon rings herum, aus den Gräben stieg der Nebel, Rabe flog zur Nachtherberge, Wind wehte und kam singend quer übers Feld. Ihr richtetet zu ungewohnter Stunde eure Augen auf dies Haus; Lichter blitzten aus seinen hohen Fenstern. Der Altar glänzt und funkelt wie eine Königin auf ihrem Thron; zwei Herolde stehen vor den Stufen: blitzende Tannenbäume. Nun seid ihr mitten im lieben Weihnachtsfest.

Was wohl durch eure Seelen ging, als ihr unterwegs

waret? Es ist wieder Weihnacht, dachtet ihr. Und die Gedanken gingen zurück: da und da habe ich einmal Weihnacht gefeiert. Ihr suchtet in der Erinnerung: welche Weihnacht in eurem Leben die hellsten Lichter hatte, und welche das war, da wenig Sterne am Himmel standen. Ihr dachtet an die, die nun nicht mehr Weihnacht feiern. Ihr Alten dachtet, wie man in eurer Jugend so wenig Umstände machte: keine Geschenke, keine Tannenbäume; nur Kirchgang über weißen Schnee. Es waren alles stille und weiche Gedanken. Es ist schön, an Weihnacht denken, Weihnacht feiern.

Weihnacht ist das schönste Fest, weil es das menschlichste Fest ist. Es ist so schön, daß wir wohl ein Recht hätten, unsere Lebenstage nicht nach Jahren zu zählen, sondern nach Weihnachtsfesten, die wir erlebten. Weihnacht schmeichelt sich in jede Seele ein. So lieb klingt schon das Wort: Weihnacht. Die Kinder sind alle begeistert. Viele Traurige werden fröhlich; viele Harte werden weich. Das Volk in seiner Gesamtheit, über fünfzig Millionen Menschen, steht auf wie ein einziger Mann, dies Fest zu feiern. Das alles macht dieser eine sonderbare Gedanke: ein Kind kam vom Himmel, das wollte uns helfen.

Die Kinder fassen es leicht. Kinderherzen können weit fliegen. Uns Älteren wird das schwerer. Weil wir wegen gestern, heut und morgen in Gedanken und Sorge sind. Aber wenn wir daran denken, daß wir vor dem allmächtigen Gott doch wohl immer kleine Kinder bleiben, und würde unser Haar auch weiß vor Alter, und wenn wir bedenken, daß wir Manches thaten, was nicht recht war, und Viel unterließen, was wir eiligst hätten thun sollen, in dieser Erinnerung liegt Not und Unruhe. Und wenn wir bedenken, daß die Stunde rasch näher kommt, wo es heißt: Rüste dich, Seele, nun wirst du in ein ander Land geführt. Wenn wir das alles bedenken, dann faßt jeden das Wort ans Herz: Es wurde ein Kind geboren, das wollte uns helfen.

Wir müssen durch unser ganzes Leben versuchen, dem lieben Gott nahe zu kommen. Aber die Thore des Himmels stehen nie offener als am Weihnachtsabend. Das Herz will gut sein: hüte dich, daß du es hinderst. Das Herz will weich sein: hüte dich, daß du es hart machst. Das Herz sehnt sich nach Allem, was gut und lieb und fromm ist; es will zu Gott; es bittet dich: „Führ' mich zu Gott!" Hüte dich, daß du es betrügst und in die Irre führst! So ist dein Herz an diesem Abend. Auf der andern Seite aber ist dies Evangelium, diese wunderbare, barmherzige, heitere, unendlich traute Weihnachtsbotschaft. Es kam ein Kind vom Himmel, das wollte uns helfen.

Es ist ein Wunder mit dem Kinde, das ist wahr. Es geschah nie etwas Wunderbareres. Dieser Sang auf dem Felde, diese Engelerscheinung, diese hohen, schönen Worte. Dazu diese rührend einfache Geschichte: das Kind, nicht in einer Wiege oder einem Bett oder Korb, sondern in einer Krippe. Aber wenn du sagst: „Das klingt so unglaublich, wie ein Märchen ist das. Und ohne Märchen verlief mir zwischen Spaten und Pflug mein Leben; ich weiß nicht, wieviel wahr daran ist" — dann sieh ihn als einen Mann durch das Land gehn: ganz rein, immer helfend, die Menschheit aus dem Schmutz und aus der Not aufrichtend, alle Herzen treffend mit flammendem Wort, davon noch keins zur Asche geworden, soviel auch böse Menschen gethan haben, es auszulöschen; sieh ihn zuletzt für seine große Sache sterben, nämlich für die Errettung der Menschen aus Sünde und Sorge. Das alles ist thatsächlich geschehn. Das bezeugen Steine, Bücher und Menschenherzen. Wer dagegen streitet, der ist nicht ein Ungläubiger, sondern ein Unverständiger. Wenn du dies alles durch deine Seele gehen läßt, sieh, dann steht sie dem Gedanken offen: Es wurde ein Kind geboren, das wollte uns helfen.

Wir hörten im Laufe der eilenden Jahre so manche

Nachricht. Wir erfuhren, was uns fern und was uns nahe war. Selten, vielleicht einmal in jedem Jahre, kam wohl eine Nachricht zu uns, die unsre Seele erreichte: ein Glück oder Unglück aus dem Nachbarhause oder aus der großen Welt. Hier, sage ich, ist eine Nachricht, die mußt du recht verstehn: dann dringt sie mitten in deine Seele. Es ist etwas, das zu Herzen geht. Ein Kind! Was soll ein Kind uns helfen? Kann sich selbst nicht helfen. Warum kommt die Nachricht nicht erst dann, wenn er erwachsen ist, wenn es heißt: er zog von Nazareth herab und kam an den See und lehrte und machte gesund und gründete ein Reich von reinen, frommen Menschen und nannte es Reich Gottes oder Himmelreich? Ich glaube, ich weiß, wozu uns diese wunderbare Geschichte erzählt wird und wozu sie sich bis heute erhalten hat und Millionen Menschen, ach allen Menschen, erzählt ist und erzählt werden soll. Das ist es: es greift ans Herz und macht uns weich: Es wurde ein kleines Kind geboren, das wollte uns helfen.

Oder willst du sagen: Ich brauche keine Hilfe? Habt ihr, Kinder, nicht schon erfahren, was Sünde ist? Müssen nicht unsre Mädchen und jungen Leute wacker gegen die Sünde streiten? Wie kann man sagen: Wir brauchen keine Hilfe? Sind da nicht Frauen in der Gemeinde, die fast gar keine Seele mehr haben, die ist in Arbeit und Sorge untergegangen? Sind da nicht Männer unter uns, die nichts andres kennen, sinnen, denken, als ihren Spaten oder ihre Launen oder ihr Geld? Wir sollten keine Hilfe brauchen, die wir zwischen Wiege und Bahre unterwegs sind? Fehlt uns nicht bald der Wein und bald der Becher, bald das Wollen und bald das Vollbringen, bald der Spaten und bald die Kraft? Es giebt keinen unter uns, der nicht aufhorchen sollte, nicht hoch aufatmen und von Herzen froh sein sollte wegen dieser Botschaft, die dieser Abend bringt: Es wurde ein Kind geboren, das wollte uns helfen.

Und nun lege ich dir das in die Hände, daß du dir helfen lassest. Daß du zu Gott gehst und holst dir Vergebung wegen dessen, was in der Vergangenheit gefehlt ist, frohen Mut aber, ein frommer, ernster Christ zu sein, dessen Christentum nicht allein in Kirchgang besteht, nein, vielmehr noch in Beten und Abendmahlsgang, nein, vielmehr noch in einem Leben: hilfreich, mutig, treu, voll Glauben, Liebe und Hoffnung. Es helfe auch dir, mein Bruder, meine Schwester, das Kind, das geboren wurde, uns allen zu helfen. Amen.

Christen in der Mühe.

1. Sonntag nach Epiphanias. — Brief an die Philipper 1, 12—21.

Liebe Christen . . . Wir hier am Strand der Nordsee haben im ganzen Lande den Ruf, daß wir nüchterne, ruhig überlegende Leute sind. Man sagt von uns, daß wir scharfe Augen haben, grübelnd überdenken, sicher durchführen. Man sagt, daß wir eine besondere Vorliebe für alles das haben, was brauchbar, solide und handfest ist.

Wenn das wahr ist, dann wundert mich, daß man sich in unserer Gegend nicht mit größerem Ernst für das Christentum entscheidet; denn hier ist etwas sehr Handfestes und Brauchbares geboten. Es giebt für unser Reisen hier nichts Handfesteres als den Stab des Gotteswort, und es giebt für unser Wohnen hier nichts Solideres, als das Haus auf Fels gebaut: Das ist das Evangelium von Jesus Christ.

Dazu kommt, daß unser Herr in der äußeren Form seiner Verkündigung unserer praktischen Natur in einer Weise entgegen kommt, daß man denken könnte, er habe den Versuch gemacht, besonders die einfachen und schlichten Leute zu gewinnen, welche an der Nordsee wohnen. Er schwärmt nicht,

noch himmelt er, noch umschreibt er. Ist die Rede seiner Gegner spitz, so ist seine Antwort hart und blank wie Stahl. Sind seine Gegner vornehme Leute, die über dem Volk stehn wollen, ohne für das Volk zu arbeiten, so ist er der wackere Streiter für alles, was gering und einfach ist. Reden seine Gegner von dem finstern Gott, der immer sagt: „Wehe, wehe!“ und uns mit seinen harten Gesetzen Sonne und Sonntag vergällt, so bringt er das Evangelium von den Kindern des Vaters im Himmel. Seine Worte sind nicht wie blasse Wolken, wenn Wetter nicht weiß, obs regnen will oder nicht; seine Worte sind „klar Wetter“, Sonnenschein oder Sturm, ja oder nein. Er redet einfach, wie unsereins: Er redet von säen und fischen, von pflügen und ernten, von einem verschuldeten Landmann, der kurz vor dem Zinstag, beim Pflügen, einen großen Schatz in der Furche fand, und von jenem andern Landmann, der ein hartes Gericht mit dem Großknecht hielt, der ihn betrogen hatte, und von dem andern Landmann, der sich bitter grämte, weil sein jüngstes Kind in der weiten Welt verloren ging . . . . Was der Herr dir ans Herz legen will, nämlich, daß du ein Kind Gottes werdest, das bietet er dir in solch starker Weise und in solchen einfachen, lebensvollen Bildern an.

Paulus ist in seines Herrn Spuren getreten — auch er ein Mann, mitten in der Welt, ein einfacher Mann, der Welt gewachsen und jeder Lebensnot. Sieh auf diesen Paulus, wie er in den Worten, die ich jetzt verlesen will, vor dich hintritt, ob sein Christentum dir, dem Dorfbewohner an der Nordsee, gefallen mag.

Text: Brief an die Philipper 1, 12—21.

Ich sage: Christen in der Mühe. I. Klagen sie? — II. Verzagen sie?

I.

Paulus war klug und gewandt und wußte in der Welt Bescheid. Er war ein Heiliger; aber kein wunderlicher

Heiliger. Er war ein Gelehrter; aber kein Stubengelehrter. Er hatte, um vor allerlei Ungerechtigkeit und persönlicher Feindschaft einen starken Schutz zu haben, sich in kluger Weise das römische Bürgerrecht erworben; und als er dennoch wegen seiner religiösen Überzeugung angeklagt wurde, appellierte er an die oberste Instanz, an den Kaiser. Also wurde er nun nach Rom gebracht und gefangen gehalten, ein Märtyrer wegen seiner Ansicht über Gott und Welt, wie das auch jetzt noch viele Menschen sind. Als ein Mann, der das Bürgerrecht hatte und nichts Ehrenrühriges verbrochen, wurde er in leichter Gefangenschaft gehalten, nämlich in Festungshaft. In der Kaserne der kaiserlichen Leibwache wohnte er. Aus dieser Gefangenschaft heraus schreibt er an seine Freunde in Philippi.

Es ist schade, daß es weder Sitte ist, noch euch angenehm wäre, daß ich den ganzen Brief euch vorlese, obwohl dieser Brief, schlicht, treuherzig, tief und ergreifend, geeignet ist, euch in eurem Christentum zu stärken, und euch zwingt, vor diesem Mann Achtung und Liebe zu haben, der so viel Verstand, Mut, Herz und Hoffnung hat.

Denkt euch den Mann in dieser Lage. Man erwartet, daß er von seiner Gefangenschaft erzählt, von der Wohnung, der Behandlung und den Mitgefangenen. Aber er sieht die Sache anders an. Er redet garnicht von seiner Person, noch von der Ungerechtigkeit, die man ihm anthat; sondern er redet von seiner Lebensaufgabe, von seinen Pflichten. Er sagt: „Meine Gefangenschaft ist zum Gewinn des Evangeliums ausgefallen". Er sagt: „Meine Ketten wirken und werben für Christus". Er rühmt: „In der ganzen Kaserne redet man von meinem Evangelium". „Meine Freunde", sagt er, „wagen es, ohne Scheu vom Wort Gottes zu reden". — Es ist klar: es ist Kraft in diesem Paulus. Er ist ein Mann, vor dem man Achtung bekommt. Er ist einer, der weiß, was er will. In unserer Zeit, ein Mann in solcher Lage, ohne das

gute Gewissen des Paulus zu haben, würde wohl Himmel und Erde anklagen; er würde sich hinsetzen und seine Feder tief in die schwärzeste Tinte tauchen und lange Artikel in die Zeitungen bringen. Dieser Paulus aber redet von seinen Pflichten.

Es wird sonst von der Kraft des Glaubens an Jesus Christus viel geredet; hier kann man diese Kraft mit den Augen sehen, mit der Hand anfassen wie die starken Muskeln eines Mannesarms. Paulus, ein Märtyrer seiner religiösen Überzeugung, der beste und feinste Mann in der ganzen Stadt, im ungerechten Gefängnis, im härtesten Unglück, nämlich verhindert, das zu thun, was ihm das Liebste in der Welt ist: das Evangelium von Jesus zu verkündigen frei wie der Sperling, der sich Baum und Hausdach wählt, dazu den Tod vor Augen: verliert er den Mut doch nicht, sondern schreibt aus dem Gefängnis wie ein tapferer Verwundeter, der, in die Kniee gesunken, noch sein Gewehr an die Wange legt: „Ich liege hier", sagt er, „zur Verteidigung des Evangeliums", und hebt die Schultern und meint trotzig: „Was thut's? Christus wird immer weiter bekannt gemacht!"

Meine Christen! Ich glaube, man wirft dem Christentum in unsern Tagen besonders das eine vor, daß es die Menschen weichlich mache und gegenüber den praktischen Forderungen des Lebens schwach. Viele denken, das Christentum sei etwas für die Kinder, wenn sie noch in die Schule gehn, und für Männer, wenn sie alt werden, und für Frauen, wenn sie von den Gräbern kommen: an dieser Stelle, in diesem Brief an die Philipper, und an vielen andern Stellen steht der Beweis, daß diese Anklage verdreht und erlogen ist. War der Heiland weichlich? Er, der diese wunderbaren, fast übermenschlichen Gedanken vom Reiche Gottes als Erster und Alleiniger in die damals so verdorbene Welt geworfen und sie mit Wort, Leben und Leib verteidigt hat? Ist Paulus

weichlich? Jeder, der sehen will, kann hier sehen, wie sehr er ein Mann war.

Es ist leicht, das Evangelium von dem Reich mit irgend einer kurzen Anklage von sich zu weisen. Es ist aber schwer, ohne dies Evangelium von dem Reich, so gewissermaßen auf eigene Faust, auf anständige Weise durchs Leben zu kommen. In der Jugend ist der Weg gefährlich, im Alter schwierig und im Nebel, in der Jugend zu breit, in der Mitte zu heiß, im Alter zu schmal. Das Leben ist kein grüner Grasweg durch die Marsch, wenns Sommer ist und die Sonne scheint. Man muß sich Mut machen und einen muntern Sinn verschaffen. Man ist zuweilen wie in einer Schlacht, zuweilen verwundet, zuweilen dem Tode nah, viel in Not und Sorge. Wer giebt Mut, daß wir, außer Gott, in der Welt sonst nichts fürchten und wahrhaftig aus dem Leben alles Gute herausschlagen, was darin liegt, und am Ende auch mit Ehren ins Grab gehen? Kurz: wer zeigt dir, wie du die ernsten Aufgaben deines Lebens, die Gott dir, seinem Schulkind, aufgegeben hat, lösen kannst?

Ich zeige auf den Heiland hin, auf jede Seite seines Lebens; ich zeige auf diesen Gefangenen, den nichts anderes, als allein sein Christenglaube, so stark und mannhaft gemacht hat, so sehr dem härtesten Schicksal gewachsen. Macht Ernst mit dem Christentum, sagt und thut danach: „Unser Herr bist du, Herr Jesu Christ.“ Dann wird die Jugend wissen, wie sie mit ihrer Jugendkraft haushalten soll, Mann und Frau, wo ihre Aufgaben liegen. Wer ein rechter Mann und eine rechte Frau werden will, der werde ein Freiwilliger Jesu Christi nach Pauli Weise. Dann wird viel Geklage auf den Straßen, viel Geknurr in den Häusern aufhören, viel Trägheit in dem Beruf und viele Kurzsichtigkeit in den Geschäften. Jeder würde nun deutlich sehen, wo er die Hand anzulegen hat. Es würde euch ein heller Schein aufgehen, wie wenn der Heiland selbst mit einem klaren Licht in die dunkle Stube

käme, in der ihr schon lange trübselig hauset. Ihr würdet sagen: „Im Namen Gottes!“ um für euch und die Euren alles zum guten Ende zu führen.

Christen in der Mühe . . klagen sie? Nein: sie haben Vertrauen, sie haben Mut. Sie gehn im Licht.

II.

Verzagen sie? das war das Zweite.

Paulus hat mehr Ungemach gehabt, als unsereins. Er hat nicht mit flinken Pferden auf glatter Straße fahren können; sondern er hat zu Fuß und schwer bepackt gegen den Westwind an gemußt. Er war ein Mann von eckigem Charakter und von ganz selbstständigem Nachdenken, dazu diese ungeheure Aufgabe, die er hatte, nämlich: den Mann, der zwischen den galiläischen Bergen gelehrt und gelebt hatte, in die weite Welt zu bringen; die Roheit, den Nero, vom Thron der Welt zu stoßen und Raum für den Heiligen Gottes zu machen, der im Fischerrock kam. Das alles hat ihm das Leben schwer gemacht. Dazu ist er nun ein Gefangener geworden. Man denkt: So! Das ist Mühe genug.

Aber es ist noch ein besonderes Leid: seine Umgebung, seine Freunde und Feinde.

Die einen freilich, die helfen ihm treu. Da sie sehen, daß er, ein Gefangener, dennoch für das Evangelium arbeitet, werden auch die Ängstlichen in der Stadt mutig und machen in dem Volksgewirr der großen Stadt Bahn für Jesus. Aber da sind andere, die haben den Herrn anders verstanden, oder sie haben ihn nicht ganz verstanden; sie sind voll von Bedenklichkeiten, halten am Buchstaben, haben den Geist nicht begriffen. Die Sonne von Galiläa schien auch ihnen; aber sie machte ihnen das Herz nicht warm oder nicht hell. Diese Leute gehen gegen Paulus an: „Er hat nicht die reine Lehre“, sagen sie. Sie schreien: „Er verführt die Leute mit seiner Irrlehre. Er muß zum Schweigen gebracht werden“ . . . . .

So sagten sie damals in Rom; und so heißt es auch heute noch in der Christenheit: „Der das gelehrt hat, der das Buch geschrieben hat, der hat nicht den rechten Glauben, noch die rechte Lehre. Er verwirrt die Gemüter, und es kann nicht länger geduldet werden." Was sagt Paulus, der größte Apostel, dazu? Was sagt dieser „Vater der Rechtgläubigkeit"? „Ach Gott", sagt er und zuckt die Schultern, „Ketzer oder rechtgläubig, für mich oder gegen mich, ob sie schelten, oder ob sie lieben, sonnig oder Regenwetter: Christus wird weit bekannt gemacht, Christus wird weit verbreitet!" „Christus!" rufen die Straßen von Rom. „Heiland!" ruft es an allen Enden. „Darüber freue ich mich. Mein bischen Sorge und Not? Christus wird gepriesen werden, sei es durch mein Leben, sei es durch meinen Tod. Was ist mein Leben? All mein Leben geht in Christus auf. Was ist mein Sterben? Mein Sterben ist Gewinn, ist Gehen zu meinem Heiland."

Meine Christen .... wir dürfen uns in einer Beziehung mit Paulus vergleichen, die wir sonst viel geringere Leute sind, in dem Punkt: Unser Leben ist wahrhaftig auch nicht ohne Mühe. Ich will nicht von besonderen Unglücksfällen reden, obwohl keiner unter uns ist, den nicht zwei- oder dreimal in seinem Leben ein Unfall traf, sei es Krankheit im Hause oder ein schwerer wirtschaftlicher Schade oder eine seelische Erschütterung. Sondern ich will nur von dem reden, was täglich auf uns lastet: Schwierigkeit im Beruf, Sorgen mit den Kindern, mit der Familie, oder solche Sorgen, welche die Zukunft betreffen, welche im Fall unsers frühen Todes für die Unsrigen entstehen würden. Dazu kommt, daß wir, wegen unserer Liebe zu Gott, das Leben ernst nehmen, durch ihn Augen bekommen haben, auch anderer Leute Not zu sehen, ja die Not des ganzen Volkes und der ganzen Welt. Fürwahr, wir haben immer ernste und schwere Zeit .... Nun aber kommt das Wichtige: Welchen Eindruck macht dies alles auf unsere Seele?

Meine Christen! Auf die meisten Menschen wirkt dies alles versauernd. Es verhärtet oder verroht sie. Der Leib wird früh alt, der Geist wird trübe und die Seele klein und dürr. Wahrhaftig! Wenn in der heiligen Schrift steht, daß „der Teufel von Anfang an ein Menschenmörder gewesen sei", so muß in allen diesen Kleinigkeiten des Lebens der Teufel leibhaftig stecken. Denn an ihnen sah ich schon viele Leute sich vergrämen, sah sie unbrauchbar und ungenießbar werden, verderben und sterben.

Nun! Nun sage ich kurz: bei Christen ist das nicht so. Christen lassen sich von des Lebens Not und Verdrießlichkeiten nicht unterkriegen. Sondern wie Paulus zucken sie die Schultern und sagen: „So oder so . . . sonnig oder Regenwetter . . . Wir hatten doch immer noch das tägliche Brot, und darüber freuen wir uns." Wie dieser gefangene Mann hier sagen sie: „So oder so, sonnig oder Regenwetter: das Leben ist Mühe und viel Arbeit, und die Welt ist kein Himmelreich. Aber was thuts? Und wenn die Welt voll Teufel wäre: wir fürchten uns nicht. Gott und seine Engel stehn wachend um uns, daß unsrer Seele kein Schade geschieht." . . . Mit Paulus sagen sie: „So oder so, sonnig oder Regenwetter: das Gute geht vorwärts in der Welt. In die kleinen Wohnungen der Arbeiter will die Sonne scheinen, und über dem Rest der Heiden blitzt auf wie durch die Nacht das Licht vom Herrn" . . . Mit Paulus sagen sie: „So oder so, sonnig oder Regenwetter. Es ist wohl alles voll Mühsal und Last; aber Er hat gesagt: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid." Wir sind gekommen, Herr Jesu Christ, du hast uns das Herz froh und stark gemacht" . . . Mit Paulus sagen sie: „So oder so; das Leben ist höchstens so lang wie ein Regentag. Nachher kommt der Tod, dann das Grab, dann der Herr. Dann hat all Fehd' ein Ende, für den, der sich tapfer wehrte vor allem Bösen."

Was sagtest du? Das Christentum sei feige, beschränkt,

mutlos oder menschenfeindlich? Meintest du das wirklich? Siehst du: die dir das sagten, die kannten es nicht. Die hatten nicht in den Evangelien gelesen. Die kannten keinen Christen, wie Paulus einer war, Paulus in Not und Kampf. Klagte er? Verzagte er? Das Gegenteil! Das Gegenteil! Er hatte Vertrauen; er hatte Mut. Er ging im Licht. Amen.

Vom rechten Stolz.

Sexagesimä — Zweiter Brief an die Korinther 11, 21—12, 10.

Liebe Christen . . . Stolz, das ist ein schönes Wort, ein feines Wort, ein adlig Wort. Stolz bist du, mein Christ, wenn du sagst: Bleib' mir vom Leibe, niedriger Sinn, gemeines Wort und ehrlose That. Stolz ist unser Heiland gewesen: darum haben sie ihn ans Kreuz geschlagen, weil er so hoch und stolz stand über allem Bösen. Stolz ist der liebe Gott, wenn er die winterschmutzige Erde mit stürmenden Frühlingswinden reinfegt und in warmen Frühlingsnächten grüne Teppiche webt, und webt viel bunte Muster hinein: Blüten und Blumen.

Das Volk hat Falschmünzerei getrieben. Was einst ein Goldstück war, ist nun ein schlechtes Pfennigstück geworden; was von Haus aus feine Eigenschaft war, bezeichnet jetzt eine niedrige Gesinnung. Ich frage heute den Arbeiter: „Ist der Stolz etwas Gutes?" „Nein," sagt er, „er ist etwas Schlechtes". Und wenn ich dann frage: „Wer ist ein stolzer Mann?" „Stolz," sagt er, „ist der Bauer, der mir die Tagzeit nicht bieten mag, und wenn ich in sein Haus komme, weder Hand noch Stuhl." „Stolz," sagt er, „ist die Bauernfrau, die neben mir wohnt und die Namen meiner Kinder nicht kennt. Stolz

ist der Reiche, der mich behandelt, als ob ich keine Seele hätte."

Ach, du armes, schönes Wort! Du Edelmünze . . wie haben sie dich in den Schmutz geworfen. Du hast Recht, Arbeitsmann, schlecht ist der und dumm, der also an dir handelt. Er ist ein Narr, und Gott spottet seiner. Und vom Christentum weiß seine Seele nichts. Aber du darfst ihn nicht stolz nennen. Ach, wäre er doch stolz! Wäre er doch von ganzem Herzen stolz! Dann würde er deine Kinder zu sich rufen und würde freundlich mit ihnen sein: „Kommt in mein Haus, kleine Nachbarskinder, und morgen in meinen Garten, ihr Schelme, und seht, ob die Äpfel schon reif sind." Ach wäre er doch stolz, wäre er doch sehr stolz, so würde er zu dir sagen: „Nachbar, nicht umsonst soll Gott unsere Häuser nebeneinander gestellt haben; treu wollen wir in Freud und Leid Schulter an Schulter stehn." Ja, das wollte ich: wir wären alle stolze, sehr stolze und adelige Leute.

Vom rechten Stolz handelt die heutige Epistel. Sie ist nicht leicht verständlich. Der, der dies schrieb, war erregt und sein Herz voll Angst; darum stolperten ihm die Worte. Das wollt ihr dem Schreiber, dem großen und treuen Volksmann, dem Apostel Paulus, zu gute halten.

Zweiter Brief an die Korinther 11, 21—12, 10.

Thema: Vom rechten Stolz.

Wir rühmen I. daß wir einen Heiland brauchen, II. daß wir einen Heiland haben.

I.

Es ist des Menschen Weise, von sich selbst groß zu denken. Josephs Traum wird immer wieder geträumt: „Hört, Liebe, wie mir doch geträumt hat: Wir banden Garben auf dem Felde, und meine Garbe richtete sich auf und stand, und eure Garben umher neigten sich vor meiner Garbe." Der Mensch liebt und pflegt allzusehr das Gefühl, daß er mit seinen

Wünschen im Mittelpunkt der Welt stände, und Menschen und Bäume um ihn her, und Tiere und Weizenhalme müßten sich nach seinem Willen richten. Er glaubt, der Herr der Dinge zu sein, die um ihn sind. Dies Gefühl hat er mit etlichen Tieren gemein, mit dem Löwen in der Wüste, der sich zum König ausrufen ließ, und mit der Raupe, welche meinte, sie wäre eine Königin, weil sie allein in einer Apfelblüte wohnte.

Der Mann aber, der dies Vorgelesene geschrieben hat, hat dies Gefühl in sich zurückgedrängt. Ja, er hat es garnicht mehr. An der Stelle, wo bei andern das Wort: ich, ich, steht, da steht bei ihm das Wort: Gottes Sache. An der Stelle, wo andere Menschen denken und sagen: „Wo liegt nun jetzt mein Vorteil?", da denkt und sagt er: „Wo liegt nun jetzt der Vorteil aller Menschen?" Wo die meisten andern Leute sagen: „Das Geld! Das Geld!", da sagt er: „Das Gute! Das Gute!" Es ist ein merkwürdiger Mann. Er ist nicht für sich begeistert wie die andern Menschen, sondern er ist für Gott begeistert. Er geht ganz auf für diese ebenso große wie gute Sache: Jesus auf alle Weise und mit heißer Arbeit in die Welt hineinzubringen, dies Licht von Gott. Über diese seine Begeisterung hat er sich selbst ganz vergessen.

Es ist ihm ein Greuel, daß er sich hier rühmen muß. Er muß es: er ist verleumdet worden, als wäre ein Makel an ihm. Viele Seelen schwanken: „Sollen wir diesem Paulus glauben oder sollen wir wieder Juden und Heiden werden?" Es ist ihm peinlich, was sage ich, es ist ihm ekelhaft. Ja, er braucht den stärksten Ausdruck, den es giebt: „Ich rede im Wahnwitz", sagt er. Saure Arbeit ist es; aber geprahlt muß werden. Hört zu: Paulus, der Apostel Jesu Christi, fängt an zu prahlen.

Er rühmt sich, daß er zu dem auserwählten Volk gehört und daß er für seinen Herrn wahrhaftig allerlei gethan hat. „Einmal", sagt er, „wollten sie mich steinigen; achtmal

haben sie mich geschlagen; dreimal habe ich Schiffbruch gelitten; vierundzwanzig Stunden haben die Wellen mit mir, dem Schiffbrüchigen, gespielt." Er hat böse Gefahren durchgemacht in den Städten und in einsamen Orten, zu Wasser und zu Lande; er hat bittern Hunger kennen gelernt und heißen Durst. Das alles hat er im Dienst des Herrn erduldet. Wehe den bösen, beschränkten Menschen, die den großen Paulus durch ihre Verläumdung gezwungen haben, daß er so vor uns steht, so prahlend. Aber hört gut zu, wo das Prahlen hinausläuft: „Ganz abgesehn", fährt er nun fort, „von dem, was sich sonst zuträgt, nämlich, daß ich täglich überlaufen werde und in Sorge bin um alle Gemeinden. Wo ist einer schwach, und ich wäre es nicht? Wo hat einer eine Sorge und mir würde nicht heiß und kalt? Wenn denn einmal geprahlt werden soll, so will ich mit meiner Schwachheit prahlen."

Worauf läuft sein Rühmen hinaus? „Ich rühme mich," sagt er, „meiner Angst um die Gemeinden, denen ich nicht helfen kann; ich rühme mich des Kummers, den ich um jede verlorene Seele habe; ich rühme mich des Brandes, der in mir brennt, und des Jammers, daß ich dies Feuer nicht in die ganze Welt werfen kann, daß alle Menschen davon hell, warm, freundlich und reinlich werden. Wenn ich Geplagter aber einmal dennoch meinen Kopf aufheben will, so ist gesorgt, daß er mir gleich wieder niedersinkt: „daß ich mich nicht überhebe," sagt er, „ist mir zu allem andern ein Pfahl ins Fleisch gegeben. Des Satans Engel," weint er auf, „schlägt mich mit Fäusten. Ich habe ein Leid," sagt er, „oder eine Sünde, die werde ich nicht los. Dreimal habe ich so heiß, wie ein Mensch beten kann, gebetet, daß es von mir wiche. Aber Gott hat zu mir gesagt: Meine Gnade ist dir genug. Die Kraft kommt zur Vollendung an der Schwachheit. Darum," sagt er, „will ich mich meiner Schwachheit rühmen."

Also: worauf läuft sein Rühmen hinaus? Mein Rühmen, sagt er, ist, daß ich schwach bin. Alle meine Gelehrsamkeit, meine

vornehmen Ahnen, mein Teppichweben und mein Predigen: alles ist Plunder. Mein Ruhm und mein Stolz ist dies, daß ich schwach bin, daß ich Sünde habe, daß ich den Pfahl im Fleisch habe, daß ich mühselig bin, daß ich Ursache habe, vom Morgen bis zum Abend mich anzuklagen: denn weil ich so bin, solch ein armer, unruhiger und haltloser Mensch, darum . . . sonst nicht . . . darum lief ich zu dir . . darum! Sonst wäre ich nicht gekommen! Ich danke dir, daß ich nicht stark bin . . Ich danke dir, daß ich schwach bin, daß ich Sünde gethan habe, und daß das Unrecht drohend vor mir steht. Meine Not, die ist meine Freude und mein Ruhm, denn sie brachte mich zu dir und machte mich fröhlich in deiner Nähe, du Fröhlichmacher! Weil ich schwach war, dadurch wurde ich stark."

Christ, wie oft hast du schon gewünscht, sehr fleißig zu sein und sehr tüchtig, dazu reinlich und sehr gesund und zu guterletzt auch noch reich genug, um vielen wohlthun zu können. Aber wenn du dies alles wärst . . . ich weiß nicht . . . soll ich dir zutrauen oder nicht, daß du dann ein frommer Mensch wärst, Gott liebtest und fürchtetest? Mir ist bange, du würdest schlecht werden, wie die meisten Reichen und Starken, und gedankenlos, würdest Gott vergessen und auf die Menschen herabsehen. Mir ist bange; es wäre nicht gut für deine Seele . . . Aber nun ist es ganz anders mit dir: Du hast allerlei Herzklopfen, bist richtig voll von Sorgen; du fürchtest die Saatzeit, ob du auch Korn hast, und Allerheiligen, ob du auch Zins hast. Du möchtest den Deinen Gutes thun, aber du hast kein Geld. Du möchtest den Deinen ein freundliches Gesicht machen, aber du bist in Unruh. Du möchtest immer das Gute thun, und du thust es nicht immer. Du möchtest die Zukunft auslachen und sagen: Ich fürchte nichts. Aber du starrst mit Herzklopfen vor dich in den Nebel. Arm bist du, bitterarm und immer in Not. Und das ist dein Glück. Rühme dich deiner Sünde und deiner Sorge: denn nun freust du dich, daß ein Heiland

geboren wurde in Bethlehem und auf Golgatha starb. Nun, da es dir so kümmerlich in der Welt geht, nun, da dein Lebensweg ganz und gar kein fröhlicher Schwalbenflug ist, eher schon das schwere Arbeiten eines Pferdes, Furche auf und Furche ab: nun kannst du ihn brauchen. Nun streckst du nach Einem, der stärker ist als Menschenschicksal und als Tod, die Hände aus und sagst: „ach, bleib mit deiner Gnade!" Freue dich, sage ich dir, daß du schwach bist, und allerlei Not rund um dich steht. Denn weil du schwach bist, bist du stark; weil du im Schatten stehst, wendest du dein Gesicht nach dem Licht. Weil du schlecht bist, sehnst du dich nach dem Guten.

Rühme dich, daß du einen Heiland brauchst.

II.

Und daß du einen Heiland hast. Das war das Zweite.

Paulus fängt noch einmal an zu prahlen, von Offenbarungen, die er selbst erlebt hat.

Ein heißer, stürmischer Mensch, wie er war, war auch in Sturm und Wetter der Glaube über ihn gekommen. Er hatte sich in Haß und Beschränktheit hinein gearbeitet, ja hinein gequält. Er biß die Zähne zusammen: „Ich will die Sonne nicht sehen und ich will nicht fröhlich und lieb werden. Ich will es nicht!" Aber plötzlich, während er so mit gefurchter Stirn und finsteren Augen, so ganz verbittert und versauert, auf dem Weg nach Damaskus einen Fuß vor den andern setzte, da hob er von ungefähr seine Augen, und was er da auf dem Weg vor sich, mit den Füßen im Staub, stehen sah . . das machte, daß er zusammenbrach und sich Gott hingab und auszog, fröhlich für alles Gute zu kämpfen bis in den Tod. So geht es wohl den kleinen Knaben in unsern Häusern. Der machte dir ein finster Gesicht, Mutter, und trotzte den ganzen Tag mit dir; du aber sagtest kein Wort. Aber wenn er an dir vorüber ging, sahst du ihn an. Und er konnte es nicht lassen, einen raschen Blick in deine Augen zu werfen. Und

plötzlich, als es dämmerte, und du ihn wieder ansahst, da er in der Stube an dir vorüberging, da lag er plötzlich in deinen Armen. Und nun trotzt er nicht wieder. Es ist ihm das Trotzen schlecht bekommen. Zuweilen im Traum ängstigt es ihn noch. Nun hast du einen guten, folgsamen Sohn, und ich wünsche dir, daß er dir so erhalten bleibt . . . So kam über Paulus mit Sturm und Wetter der neue Glaube.

So etwas wie Paulus, glaube ich, hast du nicht erlebt, noch weniger solche Erscheinungen, von denen er hier weiter berichtet: wie seine Seele, kraft ihrer heißen Liebe zu dem Herrn hinaufgerissen wurde über alle Erdenschranken und das Staubgewand ein wenig ablegte, das Strahlenkleid anziehen durfte und ein Stück des rechten ewigen Lebens vorweg schmeckte. Das hast du nicht erlebt, ich auch nicht. Das macht, daß wir den Herrn nicht so heiß lieb haben, wie Paulus ihn lieb hatte, und nicht so feurige, aufflammende Menschen sind wie dieser Teppichmacher von Tarsus. Aber es komme einer und sage: wir hätten den Herrn nicht gesehn, wir hätten keine Erscheinungen gehabt. Als wir Kinder waren, waren wir jenen Kindern gleich, die in Galiläa vor ihm auf den Steinen saßen, und wenn wir auch das meiste von dem, was wir damals sahen und hörten, nicht verstanden und nachher wieder vergessen haben: damals bekamen wir von ihm den ersten tiefen Eindruck, der nicht wieder vergangen ist, noch vergehen kann: nämlich die Erkenntnis, daß er der liebste treuste und reinste ist, und daß er über alle Maßen wert ist, von Menschen geliebt zu werden. Wenn ein Mensch sich entschließt, ihn recht vor Augen und im Herzen zu haben: so ist dieser Mensch glücklich zu preisen, denn wahrhaftig: neben dem von Galiläa durchs Leben gehn, durchs ganze Leben — das ist feiner, reinlicher Weg. Auf dem Wege liegt das wahre Glück. Dies ist uns ins Blut übergegangen. Wir hätten den Heiland nicht gesehn?

Später that sich das Leben vor uns auf. Und, da die

Welt so neu und so bunt und so wunderbar schön und eigens für uns geschaffen war, und alles uns anlachte — und was uns nicht anlachte, das lachten wir an — da, in der Zeit, da vergaßen die meisten von uns Gott und das Gute, und sahen den Herrn einige Zeit nicht mehr. Wir waren damals in eine Gegend gekommen, wo der Heiland nicht des Weges kam. Wir hatten unsere Augen nicht geradeaus auf das Gute gerichtet. Wir hatten nicht Weg, nicht Ziel. Wir gingen lottrig. Wir gingen so dahin: „und nichts zu suchen, das war mein Sinn." Damals, in den Jahren, ist uns der Herr nicht erschienen. Es ist jammerschade, daß die schöne Jugendzeit so selten den Heiland kennt. Soll man die Jugend anklagen, daß sie die Welt so lustig fand, oder soll man die Kirche anklagen, daß sie Gott und den Heiland so trübselig und langweilig malte, daß die Jugend, statt ihn zu lieben, vor ihm bange wurde? Wie Viele sind im Land in der Blüte der Jahre, die den Heiland lieb haben? Freilich, wenn einer in jungen Jahren sterben muß, dann wird ihm der Heiland vorgehalten . . . ist er nur ein Freund der sterbenden Jugend? Wenn es doch Einer verstanden hätte, uns den Herrn vor die Seele zu stellen, so wie er war, nicht den leidenden nur von Golgatha, sondern vielmehr den mutigen und starken von Galiläa: so hätten wir erfahren, daß man an seiner Seite in die Hände schlagen und lachen darf, und also wäre unser Lachen rein gewesen, unsere ganze Jugendzeit hätte in seinem Licht gestanden. Verkehrt lehren die, welche den Herrn so malen, daß die Jugend sagt: „Er ist uns nicht ähnlich; er ist uns ein Fremder; er ist ein Feind der lachenden Jugendzeit."

Nachher aber, Jahre später, da ging eine Änderung mit uns vor. Ich kann nicht sagen, wie es war, änderte sich die Welt, oder änderten wir uns? Genug! wir wurden anders und die Welt auch. Wir pflegen zu sagen: „Der Ernst des Lebens ging uns auf." Wir merkten: es hatte Einer Sorge

getragen, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, und auf das Lachen der Ernst folgte. Es flogen Wolken über den sonnigen Jugendweg; und es erhob sich ein Wind, der uns zwang, das Tanzen sein zu lassen und mit Anstrengung gegenan zu gehn. Und da, an dieser Stelle, als wir diesen Wechsel im Wetter merkten, da an dieser Wegbiegung, erschien vielen von uns, zum zweiten Mal in ihrem Leben, der Herr.

Wir hätten keine Offenbarungen gehabt? Das Leben sah uns an dieser Stelle des Wegs an wie ein Rätsel: „Woher kommst du, du wunderlicher Wandersmann, du Menschenkind, und wohin willst du?" Da wußten wir keine Antwort und sagten traurig: „Als wir aufstanden, war es noch dunkel; als es hell wurde, waren wir schon unterwegs: Nun sind wir dabei, ins Grab zu gehen." Da kam der Heilige Gottes und gab uns einen starken Mut zum Wandern, wie sonst nichts geben kann: „Wo du her kommst, das frage nicht. Aber wohin du gehst, das sage ich dir: Zu Gott bist du unterwegs. Sei treu und rein und freundlich und fürchte dich nicht."

Machte er uns nicht Mut beim Wandern? „Verlaß dich darauf: Gott geht mit dir. Das Gute wird siegen in dir und einst in der ganzen Welt." Wies er uns nicht ganz genau den Weg? Zeigte er uns nicht jeden Abgrund und jede Stelle, wo der Wind gegenan ist? Sprach er nicht von Teurung auf dem Weg und vom Müßigstehn am Marktplatz, und vom Mitreisenden, der unter die Mörder fiel und dem wir helfen sollten? Alles Gute, das in uns war, regte er an. Alles Finstere, Harte, Mutlose drängt er zurück. Fürwahr, wenn uns jemand fragen würde: „Was habt ihr von eurem Christentum, ist's auch der Mühe wert?" Das ist dumme Frage. Ist es einerlei, ob ein Mensch dreißig Jahre lang mit harten oder rohen Menschen verkehrte, oder ob er gute reine Menschen zu seinem Umgang machte? Wohlan: Der Heiligste ist unser Umgang; der Reinste und Mutigste ist unser Begleiter. Das Gute in uns wird stark und immer

stärker; und das Böse soll noch, mit Gottes Hilfe, eines elenden Todes sterben, sei es hier, oder dort, wenn wir bei Gott sind. Darin liegt unser Christentum. Wir hätten keine Offenbarungen gehabt? Fürwahr, wir hatten deutlichere als der alte Mann im Tempel von Jerusalem, der das Kind im Arm hatte und sagte: „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen." Wir haben ihn nicht allein gesehen: Er ist bis heute mit uns gegangen.

Und da liegt unsere Freude, oder wie Paulus hier sagt, unser Rühmen. Was Gott sonst Gutes gab, darauf sind wir nicht stolz, dafür sind wir dankbar. Aber da liegt unser Stolz und der Grund unserer Lebensfreude: daß wir Zutrauen zum Heiland haben, daß er auf unserm armen Weg uns erschienen ist. Wir rühmen uns, daß wir einen Heiland haben, der hier unser guter Hirte ist, der uns große Verheißungen gegeben hat, der einst aus fallenden Scherben die Seele zum Himmel nimmt. Amen.

Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden.

Estomihi. — 1. Brief an die Korinther 12, 31—13, 13.

Man spricht davon, daß die erste Liebe des Menschen besonders innig und heiß sei. Man spricht von der Schwärmerei und dem Feuer der ersten Liebe. Wer es erlebt hat, weiß ein fein Lied davon zu singen, wie die erste Liebe mit Schall und Wiederhall ins Herz einzog in froher, fröhlicher Jugendzeit.

Als einige Schiffer und Gepäckträger, einige Leibeigene und Händler in der Handelsstadt Korinth samt ihren Frauen durch einige eingewanderte Christen von dem Leben, den Thaten und Meinungen Jesu Christi und von seiner Auferstehung

erfuhren, da loderte die erste Liebe hoch auf. Die Nacht des Heidentums und das Morgengrauen des Judentums hinter sich, jubelten sie dem Sonntagmorgen entgegen. Es war eine schöne Erfüllung jenes Herrenworts: Ich bin gekommen, auf der Erde ein Feuer anzuzünden.

Aber wie ist es bei der ersten Liebe? Die Erde wird vergessen; man ist wohl wie im Himmel. Man sieht nach oben in die Luft; man stolpert über seine eigenen Füße. Der Eifer der jungen Christen wurde Übereifer; der frische Wind wurde Sturm; die Begeisterung wurde Erregung ohne Maßen. Es entstand in den Zusammenkünften der Gemeinde ein krankhaftes Treiben: der eine weissagte; der andere hatte Erscheinungen; der dritte stieß in Verzückung Worte aus, die kein Mensch verstand. Man kann kurz sagen: Sie waren auf dem besten Weg, Narren zu werden.

Da — zur rechten Zeit — kommt ein Brief von dem Apostel Paulus. Dieser Brief ist uns aufbewahrt und ein Stück vom Neuen Testament geworden. Es ist ein starker Brief, ein Brief mit Hörnern und Zähnen. Er verfährt nicht fein säuberlich mit ihnen; er hält ihnen eine Standrede mit dem Thema: Euer Ruhm ist nicht fein. Es muß der Wille Gottes gewesen sein, daß der harte Brief von den Zornigen nicht zerrissen worden ist. Aber ihr Zorn schlug um und wandelte sich in bittere Reue. So ist uns der Brief erhalten geblieben.

Er verurteilt in ihm in zornigen Worten das wirre Treiben in den Versammlungen. Er, Paulus, meint auch, ein Christ zu sein. Fürwahr, das meint er. Ein Christ bis in das Hirn, bis in die Fingerspitzen . . . aber doch steht er mit beiden Füßen mitten in der Wirklichkeit; doch bleibt er praktisch und nüchtern. „Ihr wollt dem Herrn gefallen", sagt er, „mit eurem Weissagen, Phantasieren und Auslegen? Auf dem Holzwege seid ihr! Im Dornbusch sitzt ihr! Ich will euch den rechten Weg zeigen, hört zu! Ich

will euch den Weg zeigen hoch über alles, schaut auf! Ich will euch zeigen, was unser Herr im Menschenherzen und in der weiten Welt hat wirken wollen. Hört zu!"

Erster Brief an die Korinther 12, 31—13, 13.

Der Herr sagt: Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden. I. Der Herr will kein Strohfeuer; II. Er will von Liebe zu ihm brennende Herzen.

I.

Der Apostel will den Leuten den rechten Lebensweg zeigen, einen Weg, sagt er, hoch über alle anderen Menschenwege, über alles Leid und alle Bosheit, himmelan. Bei euch, sagt er, gehen einige falsche Wege.

Einige unter euch, sagt er, sind Redechristen. Sie reden mit Menschen-, ja fast mit Engelszungen. Sie reden als Prediger oder Lehrer von Amtswegen, oder als einfache Christen in ihrem Hause und auf ihren Wegen. Sie reden darüber . . . aber bei all ihren heiligen Reden fehlt ihnen das Eine, das Große: die Liebe.

Es giebt Kinder in unseren Schulen, welche durch die stete Gewohnheit des Unterrichts dahin gekommen sind, daß sie sich bei den tiefsten Glaubenswahrheiten, die sie aussprechen, garnichts mehr denken. Erst aufmerksam gemacht, begreifen sie erstaunt und erschreckt den Ernst der Worte, den sie ganz vergessen hatten. Sie sind Redechristen geworden.

Es giebt Erwachsene, denen der Name des Herrn leicht und glatt über die Lippen geht, die den ernsten Altardienst, das „Allein Gott in der Höh sei Ehr'", die glaubensstarken Gesänge, das Evangelium und die Predigt, Vaterunser und Segen so gedankenlos mitmachen, so ohne Herzklopfen, ohne Leid und Freud an sich vorüber gehen lassen . . wie den Wind, der da draußen am Fenster vorüberzieht, wir aber sitzen sicher geborgen . . . wie man ein Gewittergrollen hört, es ist aber noch fern und geht uns nichts an. Mit-

singen, mitsprechen, zuhören und am Abend ein Vaterunser, schon halb im Schlaf . . . das ist ihr ganzes Christentum . . . Ich will dir sagen: Wenn dies dein Christentum ist, dies Mitreden und Mitsingen — und hätte deine Stimme Klang, Tiefe und Weisheit wie Engelszunge — so bist du soviel wert, wie eine Trommel, die man auf dem Jahrmarkt kauft für einen Groschen, oder wie ein alter Kessel, auf den die Jungen schlagen. Dein Reden, dein Mitsingen, dein Mitbeten bedeutet nichts, wirkt nichts, ist nichts. Der Herr ist gekommen auf die Erde, ein Feuer anzuzünden. Er will kein Strohfeuer.

Einige unter euch, sagt der Apostel, sind Verstandeschristen. Auf der Schulbank schon waren sie tüchtig in Religion . . . ach nein, nicht in Religion, sondern in religiösem Wissen. Und das ist ein Unterschied! Religiöses Wissen und Religion sind so verschieden wie Sonne um Neujahr und Sonne im Mai: Die erste sieht auf schlafende Dinge und macht sie nicht lebendig; die andere sieht auf lebende Dinge und bringt sie zum Blühen. Sie hatten tausend Bibelsprüche im Kopf und keine im Herzen. Sie waren wie Wintertag, klar aber kalt . . . Dann wurden sie groß. Und groß wurde auch ihr Geist. Was wissen sie alles! Wie Gott die Welt schuf und wie er die Menschen erlöste, wieviele Eigenschaften der Unfaßbare hat, und wieviel Naturen der Heiland; wie dunkel es um Golgatha war und wie hell es sein wird am jüngsten Tag; das alles wissen sie. Sie wissen es so genau, daß sie ein Recht haben, zu sagen: „Weh euch, ihr andern, die ihr euch auch Christen nennt und sagt: ihr wißt dies nicht, oder ihr wißt es anders. So steht mit deutlichen Worten geschrieben: In sechs Tagen schuf Gott die Welt; — zu Gibeon stand die Sonne still und im Thal zu Ajalon der Mond; und auf der Hochzeit zu Kana wurde aus klarem Wasser ein Wein, der gut war; und wer an einem Wort der Bibel zweifelt, der wird nicht selig.“ Herr, Herr, was sind

das für schwere wunderliche Dinge! Muß man das alles glauben? Was ist das für eine schwere Last! . . Dank dir, Heiland! Du redest viel einfachere Dinge. „Selig sind", sagst du, „die Demütigen und die Traurigen und die Sanftmütigen und die gerne selig werden wollen, und der Barmherzige und der Reine und die um Deinetwillen in Not sind." Dank dir, Paulus: Du redest auch von einfachern Dingen: „Und wenn ich weissagen könnte", sagst du, „und wüßte die Geheimnisse alle und die ganze Erkenntnis, und wenn ich den ganzen Glauben hätte, fast bis zum Bergeversetzen, und habe keine Liebe, so bin ich nichts, so bin ich Null." Dank dir, Heiland, Dank dir, großer Paulus: Der Herr ist gekommen ein Feuer anzuzünden. Er will kein Strohfeuer.

Einige unter euch, sagt der Apostel, sind Opferchristen. . . Fürwahr, es ist unangenehm, mit Leuten zu thun zu haben, die sich aufdrängen, die bei ihrem Thun nach Beifall schielen. Selbst auf Kosten ihres eigenen Hauses und Vermögens suchen sie Höheren zu gefallen, durch Unterwürfigkeit und Freundlichkeit Menschen für sich zu gewinnen, um dann Ehre oder Vorteil davon zu haben. Sie opfern und geben als kluge Handelsleute: höfliche Worte, Freundlichkeiten, Geld und Gut, um dafür Größeres und Wertvolleres einzunehmen. . . Kluge Handelsleute mit den Menschen! Sollte es nicht auch gelingen mit dem lieben Herrgott Tausch und Handel zu treiben? Ich sage euch: es blühte kein Geschäft so sehr, als dies, seit es Menschen giebt. „Ich thue dies für dich, Gott im seligen Himmel! Sieh her zu mir, wie schwer es mir wird! Ich hoffe, daß du es nicht vergißt, sondern es in dein goldenes Hauptbuch schreibst als mein gutes Haben." Von der Zeit an, da Abel seine Weizengarben in die Flammen warf und Abraham sich aufmachte, seinen Sohn zu opfern, bis zu den Mönchen im Mittelalter, die ihren Leib in Hunger und Sonnenhitze brennen ließen . . . bis zu den Armen in

katholischen Ländern, die ihre letzten Groschen auf die Altäre legen, um Gott gnädig zu machen . . . bis zu den Reichen in unserm Land, die nach einem Leben voll Genuß und Gedankenlosigkeit mit kostspieligen Stiftungen und hohen Kirchentürmen die große Rechnung begleichen wollen . . . ei, das ist zwischen Himmel und Erde ein Handeln, Tauschen und Markten gewesen. Und ging alles gut, von Menschenseite . . . gut gaben sie! Etliche viel und reichlich: das ganze Leben. Etliche in der letzten Not, in Todesangst ihr ganzes Vermögen; sie warfen es auf den Altar und sanken zufrieden zusammen. Und meinten alle, sie hätten mit einem reellen Kaufmann zu thun, mit einem Mann, der ihre Waare zu schätzen wisse, mit einem, der sich wahrhaftig aufs Rechnen verstände. Denn Rechnen und Zahlen, Mein und Dein, Schulden und Vermögen: das regiert doch in der ganzen Welt? . . . Wort Gottes! Wort Gottes! Wie hast du dich versehn! Du redest von ganz andern, von viel einfachern Dingen! „Die Opfer", sagst du, „die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist. Ein geängstetes und zerschlagenes Herz, wirst du, Gott, nicht verachten." Herr, Herr, du hast nicht richtig gelehrt: Dein Gott kann ja nicht rechnen! Dein Gott ist ja ein Vater, der erwartet, daß seine Kinder ihm aus Liebe das ganze Leben lang jeden Willen thun. Und als du einmal auf dem rechten Wege warst und sagtest: Das Himmelreich ist gleich einem König, der mit seinen Knechten rechnen wollte, da hat derselbe König ein schlechtes Geschäft gemacht: sie konnten nicht bezahlen, was sie schuldig waren. Und du, Paulus, wie hast du dich versehen! „Und wenn ich alle meine Habe austeile", sagst du, „und noch dazu meinen Leib von Hunger und Durst brennen lasse und habe keine Liebe: so nützt es mir nichts" . . . Dank dir, Heiland! Dank dir, großer Paulus! daß wir nicht mit Gott rechnen können noch sollen, sondern daß es um Liebe und Treue geht. Liebe bist du, Gott; und daß wir seien wie du: das ist dein heißer

Wunsch. Der Herr ist gekommen, ein Feuer anzuzünden. Er will kein Strohfeuer.

II.

Er will von Liebe zu ihm brennende Herzen. Das war das Zweite.

Als er auftrat, zeigte er sich wie einer, der von Gott kommt, und nicht wie wir andern, die belastet und beladen in die Welt treten, mit gutem aber auch mit bösem Erbe, von Vaters und Mutters Geschlecht. Wie vom Himmel kam er. Und hatte aus Gottes Herzen göttliche und ewige Liebe in Fülle an sich genommen und warf sie als funkelnde, sprühende Feuerscheite in die Menschenherzen. Da sagten die, welche getroffen wurden: „Nun ist Gott in unsere Herzen gekommen. Nun müssen wir ihn und alle Menschen lieben, so lange wir leben . . . Und dies ist das, was unser Heiland uns gebracht hat. Dies ist das ganze Christentum: Strahlende, reine, heiße Himmelsliebe in armen Menschenherzen. „Ich bin gekommen", sagte er, „auf der Erde ein Feuer anzuzünden."

Langmütig war er und gütig. Den Kranken half er; in dumpfen Stuben und an traurigen Krankenbetten wirkte seine Kraft. Seiner Freunde Thorheit und seiner Feinde Zorn hat er mit stetem Mut getragen. In seiner Güte hat er den Umgang und den Schmutz der Sünder nicht gemieden; und mühselige Herzen hat er durch freundlichen Zuspruch langmütig aufgerichtet. . . Solche große Langmut und Güte hat er auch denen gezeigt, die jetzt die Seinen sind, da er ihnen all ihre Sünde vergab, sie auf einen neuen Weg führte, fast alle ihre Gebrechen heilte. Dem gehen sie nach . . . der ist ihr Herr und Heiland . . . Und sie sollten hart und stolz sein wie so viele, oder mit saurem Gesicht durch die Welt gehen, wie etliche Heilige in unsern Tagen thun, daß Kinder sich fürchten, ihnen nahe zu kommen? Oder sie sollten jammern, wenn eine Wolke am Himmel steht, und mit den Zähnen

knirschen, wenn Menschen ihnen zuwider sind? Sie sollten hassen und wieder schlagen, wo sie geschlagen sind? Nichts von alle dem. „Die Liebe ist langmütig und freundlich." Der Herr ist in ihr Herz gekommen und hat ein Feuer angezündet; das brennt freundlich.

Er war demütig. Ob er gleich voll göttlicher Kraft war — ein Weiser, wie nie einer wieder kam — er kannte das Wesen der Dinge und sah den Menschen ins tiefste Herz. Er hätte wohl der Größte im Lande werden können, König in seiner Heimat und des Kaisers rechte Hand. Aber sein Sinn stand darnach nicht. Er ging schlicht und arm der Arbeit nach, die Gott ihm übergeben hatte, Seelen für Gott und für das Gute zu gewinnen. Dem Amt widmete er Zeit, Gaben, Leben und Tod . . . Feuer von ihm, dem Demütigen, in uns? Und wir sollten hingehn und meiden und prahlen und lächerlich uns aufblähn, wie Truthähne in ihrem Stolz? Der große Himmelsherr hat uns unter seinen Schutz genommen. Wir ducken uns wie die Sperlinge und freuen uns des Daches über uns beim Weststurm. Ein großes Glück macht stumm. Sie richten nicht, sie schelten nicht, sie prahlen nicht. Sie gehn still durch die Welt, überglücklich, daß Gott im Himmel wahrhaftig ihr Vater ist. Sie gehn still durch das Gedränge der Menschen: brauchen nicht den Ellenbogen, sie brauchen die Hände zum Helfen. Sie sehen mit großen Augen in die Schöpfung und in das Menschengewirr und sehn: es ist alles voll von Gottes Wundern. „Die Liebe eifert nicht, sie prahlt nicht, sie bläht sich nicht." Der Herr ist in ihr Herz gekommen. Der Herr hat Feuer in sie geworfen, das brennt still.

Es war von Grund aus die lautere Wahrheit. Da war kein falscher, kein selbstsüchtiger Gedanke in ihm. „Welcher keine Sünde gethan hat, ward auch kein Betrug in seinem Munde gefunden." Obgleich mit Arbeitern verkehrend und zuweilen an reicher Sünder Tische sitzend . . . weder der Schmutz

der Sünde noch der Dreck des Geldes hat an seiner Seele gehaftet. Er blieb immer bei der Wahrheit. Kein Mensch, der ihm begegnete, kein Ereignis, das ihn traf, hat sein Urteil beeinflußt; er blieb immer derselbe: der Liebhaber der Wahrheit und der Hasser alles Unrechts und alles Bösen. . . So sind auch sie, die ihn lieb haben, frei vom Urteil der Menschen. Es haftet nicht an ihnen. Es macht keinen Eindruck auf sie. Denn sie wissen, daß sie hier eine kurze Zeit arme Reisende sind; dann gehn sie in das andre Land: sie müssen sich rein halten, so gut es geht, daß sie gut ankommen. Sie tragen ein großes Leid durchs Leben: daß sie all die Ungerechtigkeiten ansehn müssen, von denen die Welt wimmelt, und nicht helfen können. Sie haben eine große Freude durchs ganze Leben: daß hier und da, im Leben des Volks, der Gemeinde und der einzelnen Menschen die Wahrheit aufblitzt wie ein Morgenstern, kommende schöne Tage der Menschheit verheißend. So gehen sie zwischen Leid und Freude und zwischen den schwankenden Urteilen der Menschen mit verhaltener Seele durchs Leben. „Die Liebe läßt sich nicht aufreizen, sie trägt Böses nicht nach. Sie freut sich nicht des Unrechts, sie freut sich vielmehr mit der Wahrheit." Der Herr ist in ihr Herz gekommen. Gott ist in ihnen. Der warf dies Feuer in ihre Seele.

Mit Mutterliebe hat er uns geliebt. Mutterliebe kannst du mit Füßen treten: sie hört doch nicht auf, für dich zu beten. Du kannst weit übers Meer ziehen und zwanzig Jahre lang nichts von dir hören lassen: Mutter betet doch für dich. Du kannst ganz verloren und verkommen sein, jeden Tag mag einer kommen und deiner Mutter sagen: gestern that er dies und heute das. Mutter hofft doch für dich. . . . Du weißt wohl, du bist über Land gezogen und hast nicht an Gott geschrieben, nicht zu ihm geschrieen, nicht an ihn gedacht und bist in Sünde geraten ohne Zahl . . . er aber stand am Hofthor und wartete doch auf dich. . . Sind wir bei ihm in

die Schule gegangen, und nicht allein das . . . sondern haben wir Gottes Barmherzigkeit an eigener Seele erfahren: so wollen auch wir nichts anderes, denn siebenzig mal sieben mal vergeben, Gutes reden und alles zum besten kehren, nicht richten, sondern entschuldigen, lieber geschlagen werden, als wieder schlagen, und immer, immer glauben, selbst in harter, schlimmer Stunde, daß wir da sind, um zu dienen, nicht um zu herrschen; daß wir leben, um zu lieben, nicht um zu hassen. „Die Liebe glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles." Der Herr ist zu uns gekommen. Gott ist in uns. Der warf uns dies Feuer ins Herz.

„Seid nüchtern!" sagt Paulus. „Seid Kinder in der Bosheit", sagt er, „aber nicht Kinder im Denken". Es ist so einfach, ein Christ zu sein. Es liegt nicht in des Mundes klingender Rede, nicht in des Kopfes kalten Gedanken, nicht in Händen voll Opfern, dem zornigen Gott gegeben. Sondern im Herzen wohnt das Evangelium von Jesus Christ. Liebe ist es. Himmelsliebe ist es, vom Herrn in Menschenherzen geworfen und von uns, unterwegs beim Wandern, von Hand zu Hand weiter gegeben. Amen.

Petrus.

Reminiscere. — Evang. nach Markus 14, 66—72.

Die Natur weiß in diesen Tagen nicht, was sie will. Tags ist der Wind warm und lockt: „Kommt vor die Thür, ihr Kinder der Erde!" Aber abends wird er bitterkalt und ruft die ganze Nacht: „Duckt euch, Kinder, es ist noch Winter!" Am Tage, im lauschigen Winkel am Haus, lachte der Sonnenschein und lachte kleine schüchterne Blumen zur Blüte. Aber nachts fuhr der Wind als ein harter Buß-

prediger in die Kronen der Eschen und warf jedem Baum sein Verdorrtes als alte Sünden vor die Füße. Es geht hin und her. Das Alte will nicht weichen, und das Neue will nicht kommen.

Ich weiß, daß die meisten Menschen solche „hin und her" sind, solche „zwischen Winter und Frühling", wetterwendisch wie der März. Ihre Augen sehen bald bange auf ihre Sorgen, bald lustig auf ihre Sünden. Bald sehn sie mißmutig zur Vergangenheit zurück, bald mit Bedenken in die Zukunft. Heute haben sie Reue, morgen gute Vorsätze, übermorgen sind sie gleichgültig. Sie gehn im Kreis wie Pferde am Göpel . . . Wenn doch etwas geschähe! Und wär's ein fallender, schmetternder Blitz, der neben ihnen einschlüge! Daß sie dies Träumen, dies Bereuen heute und Belachen morgen bleiben ließen und vor Schrecken aufführen und von Stund an wüßten, was sie wollten!

Das Evangelium erzählt uns an einer Stelle von einem, der auch so schwankte und nicht wußte, ob er am Alten hangen bleiben oder Neues suchen sollte. Er stand und schwankte. Da schlug der Blitz neben ihm ein. Es schlug ihm das Feuer ins Gesicht. Der hat zeitlebens nicht wieder gewankt. Der hat gestanden wie ein Baum.

Der Text steht im Evangelium nach Markus 14, 66—72. Petrus. I. Petrus war mit dem Herrn in Galiläa. II. Petrus sagte: „Ich kenne den Menschen nicht"; III. Das that Petrus leid, und er weinte.

I.

Als Petrus noch ein Fischer war am See Genezareth, da war er schon unter seinen Gefährten ein König. Er war stark an Geist, rasch mit dem Mund, flink mit der That. Er hatte helle Augen: er sah bis auf den Grund des Sees und sah bis auf den Grund der Seele. Er sah scharf aus; er suchte irgend etwas in der Ferne; er wartete auf ein Wunder.

Seine Seele glich einem goldenen Kelch, der auf Wein wartet; sie glich einem Schiff im Hafen, wenn sich im Frühling die Winde regen.

Von Nazareth her kam Jesus herunter an den Strand. Was soll ich sagen? Ein Mensch, an Leib und Seele neu aus Gottes Schöpferhand gekommen, ein Mann von wunderbar starkem Geist. Und obgleich stark, doch gut. Und obgleich gut, doch nicht weichherzig. Ein Mann ohne Staub und Flecken, mit einem Angesicht, in dem die Ewigkeit sich spiegelte.

Petrus beobachtete diesen Mann von Nazareth. Seine Aufmerksamkeit war erregt, seine Seele flog ihm zu. Und als der von Nazareth vor ihm stand und sein Leben forderte: „Folge mir nach, ich will dich zu einem Menschenfischer machen", da glitt ihm das Netz aus der Hand, und er folgte ihm nach, hingerissen von seinem Wesen, und nannte ihn von dieser Stunde an seinen Herrn und ist bei diesem Bekenntnis geblieben, hat auch darnach gelebt, bis auf eine einzige dunkle Stunde der Schwäche.

Er zog mit dem Herrn. Zuerst durch Galiläa. O, das waren schöne Tage: Zu den Füßen des Herrn Tausende, die voll Begier auf seine Worte hörten; denn seine Worte waren frisch, schön und stark, wie nach langem Winter schöner Frühlingstag. Sie waren klar wie Funken aus der Sonne; und sie waren noch heiß vom Hämmern seines Herzens. Zu seinen Füßen Hunderte von Kranken aus dem Volk. Und er half ihnen voll Erbarmen. Obgleich er eigentlich dazu nicht gesandt war, etlichen Menschen, die damals grade lebten, von ihrer Krankheit zu helfen, konnte er es doch nicht lassen. Das Herz ging ihm über. Zu seinen Füßen die vielen Verwilderten im Land, die Irrsinnigen und Fallsüchtigen, ein aufgeregtes Geschlecht unter dem Fluch eines wüsten Aberglaubens lebend, meilenweit herbeigekommen, von der Macht seines Wesens bezwungen. Und er half auch diesen . . . . Petrus sah und

hörte alles, und es erschütterte den ganzen Mann. Und als eines Tages der Herr die Jünger fragte: „Was sagt ihr, daß ich sei?“ Da sprach Petrus mit raschem Wort aus, was er lange fühlte: „Du bist der Gesandte, der Sohn vom lebendigen Gott“ . . . So war Petrus das geworden, was sie hier zu ihm sagen: „Du bist ein Galiläer“.

Wir sind hier zum Gottesdienst zusammen gekommen, eine sehr bunte Gesellschaft: Junge und Alte, die Brot die Fülle haben und die gerade satt haben, die Ernst mit dem Christentum machen, und denen es gleich dem Sonntagsrock ist, den sie wieder ausziehn, wenn sie zu Hause angekommen sind. Die einen rüsten sich zum Leben, die andern rüsten sich zum Grab. Dennoch haben wir alle eine Herkunft: wir kommen daher, woher Petrus kam, aus Galiläa.

Das war eine schöne Zeit, als wir, kleine Kinder, in der Schule vom Heiland hörten. Wir waren damals noch weicher Thon aus Gottes Hand. Der Reine zog die Reinen an. Von seinem Anfang bis zu seinem Ende hat er es uns angethan. Wenn wir irgendwie einen Lehrer hatten, der selber ein Christ war, so ist dieser Lehrer wahrhaftig in mancher Morgenstunde mit uns in Galiläa gewesen. Und wenn wir irgendwie einen Prediger gehabt haben, der ein Christ war nach Petri Weise, dann haben wir am Tag der Konfirmation am Weg gestanden; und da der Herr vorüber ging, haben wir unsere jungen Köpfe geneigt und haben ehrfürchtig und fröhlich zu ihm aufgesehen und haben als junge Vasallen den König gegrüßt: Wir grüßen dich, wir vor dem Leben stehend, dich, Weg, Wahrheit und Leben.

Er nahm uns ganz hin. Wo ward je eine Geschichte erzählt in aller Welt, so schön, wie die Weihnachtsgeschichte? Wo war je ein größerer Held, als er, der die Starken und Stolzen im Volk mit spielender Hand überwand und ein starker und stolzer Helfer aller derer war, die von Leben und Welt gedrückt waren? Der die Augen voll Treue hatte und

den Mund voll wunderbarer Gleichnisse, der seine Bilder wie Sterne vom Himmel herunter nahm und wie Perlen aus der Tiefe des Meeres? Der als ein guter Zimmermann den Nagel immer auf den Kopf getroffen und uns Kinder lange und tiefe Blicke thun ließ in Gottes Welt und Willen? Weißt du noch, wie er von dem Säemann erzählte, der reichlich säte? Manches Korn flog auf harten Weg, auf Steinland und unter Dornen und verkam elend und verdorrte kraftlos. Aber auf dem reinen Land wuchs in Wind und Sonne fröhlich die Saat. Weißt du noch, wie er von dem Sohn erzählte, der nicht mehr im Haus seines Vaters sein mochte, weil es ihm zu rein und zu ordentlich war? Er ging in die unordentliche Fremde. Und in der Fremde kam über ihn, jäh und plötzlich, der wilde Hunger: „Ich muß . . . . ich muß noch einmal wieder im Sonntagsrock zwischen Vater und Mutter sitzen." Weißt du noch, wie er von der Hochzeit im Königsschloß erzählte, dazu viele geladen waren, sehr viele; und viele kamen auch, und es drängten sich festliche Mengen durch die weiten Hallen. Und der König ging grüßend durch die Gäste und freute sich und lachte, denn er ist wirklich, was man von manchem König sagt, menschenfreundlich. Aber da war einer, der war schmutzig. Der hatte sich frech hineingedrängt: „Ich komme, wie ich geh und steh!" Der mußte die Halle verlassen, und als er die Stufen hinunter ging, war es draußen Nacht, und die Angst stand da und wartete auf ihn . . . . Diese Geschichten, stehen sie nicht wie Bilder vor deiner Seele, wie Landschaften, die du einmal sahst? Sieh: das sind Landschaften aus Galiläa. Gewiß, du warst auch mit dem Jesus von Nazareth.

Du kannst es garnicht leugnen, daß du in Galiläa warst: deine Sprache und dein Thun verrät dich. Ich gebe zu, daß du im Lauf der Jahre auch andere Sprachen lerntest. Du lerntest die Sprache der Sorge, und du die Sprache der Roheit. Du, der Arme, die Sprache der Bitterkeit und der Gutgestellte die Sprache des Hochmuts. Und vor allem die

klirrende Sprache des Geldes. Aber du hast doch dein Galiläisch nicht vergessen. Sieh! neulich hörtest du einen Menschen fluchen. Er fluchte aus rohem Herzen oder aus trunkener Kehle heraus, bei Gott und beim Bösen. Du hörtest es, du zogst die Stirn kraus und sagtest: er solle es lassen oder du gingest fort, du könntest es nicht hören. Warum? Laß ihn doch fluchen! Daß du es nicht hören konntest, daß es dir widerlich klang: das war dein galiläisch Sprachgefühl ... Sieh, da war in dieser Gemeinde in einem Hause groß Herzeleid. Der Vater war gestorben und nun: die Witwe und die Kinder! Und der Vater war ein tüchtiger Mann, und ihr wußtet, er hatte mit jedem seiner Kinder seine Pläne, mit dem Ältesten in des Kaisers Rock bis zum Jüngsten in der Wiege. Da riß es euch durch die Seele, und es jammerte euch. Und mit eurer Liebe, so gut es ging, überdecktet ihr den Abgrund dieses Jammers und bautet für die Weinenden eine Brücke zum neuen Leben. Und wer da in der Gemeinde nicht mit helfen wollte, der hatte ein schlechtes Gewissen. Und wer nicht mit helfen konnte, der freute sich mit den Helfenden ... Du sagst: „Solch Helfen ist selbstverständlich und natürlich?" Nein, da irrst du dich. Natürlich ist, den Ellbogen gebrauchen und hassen und weinen lassen, was weinen will, und sterben und Grab graben. Das ist natürlich ... Das Helfen aber und Aufrichten, was in die Knie gesunken ist, und das Weinen mit den Weinenden und das Kreuz aufs Grab setzen: das ist nicht natürlich, das ist galiläisch.

Du meinst, du kannst nicht mehr galiläisch? Hör zu! ... Es war ein Landsmann von uns, der war über zwanzig Jahr fort und redete im fernen fremden Lande eine fremde Sprache. Da kam er eines Tages wieder zurück, die liebe Heimat zu sehen, bevor er im fremden Land stürbe, und da er plötzlich unter uns trat und bei uns saß, und plattdeutsche Rede rings um ihn klang: da konnte er ... mit einem Male ... die liebe, alte Muttersprache wieder reden. Er

redete als einer, der nie das Land verlassen hat, das zwischen Deich und Heide liegt . . . Du meinst, du kannst nicht mehr galiläisch? Das ist ja die Heimatssprache deiner Seele. Ist deine Seele nicht von Natur eine Christin, und bist du nicht aus dem Lande Gottes? Niemand vergißt seine Muttersprache. Du wirst das Galiläische nicht vergessen, und würdest du neunzig Jahre alt.

Petrus war mit dem Herrn in Galiläa.

II.

Petrus sagte: „Ich kenne den Menschen nicht". Das war das Zweite.

Das war eine traurige Nacht, die von Donnerstag auf Freitag. Am Morgen war Jesus noch — und Petrus an seiner Seite — im festlichen Gedränge der Menge zum Tempel hinauf gegangen. Jetzt ist es dunkle Nacht, und Jesus ist in den Händen seiner Feinde. Sie stoßen und schlagen ihn, und seine Jünger haben ihn verlassen . . . bis auf einen: Petrus. Der hat sich hinterher geschlichen, der will sehn, wo es hinausläuft, der will nicht fern sein, wenn Jesus die Ketten bricht, kraft seiner noch verborgenen Herrlichkeit, und seine Feinde zu seinen Füßen zwingt. Am Wachtfeuer steht er, draußen im Hof.

Da geht eine Magd vorüber, die sieht ihm aufmerksam ins Gesicht. Die hat ihn gestern neben dem Propheten aus Nazareth im Tempel stehen sehen, und sie streckt die Finger aus und lacht: „Du warst auch mit dem aus Nazareth." So recht höhnisch sagt sie das: mit dem aus Nazareth! Mit dem aus dem abgelegenen Heidedorfe! . . . Petrus sieht die lachenden Gesichter der Diener und Soldaten. Es ist ihm in dieser Nacht wirr im Kopf geworden. Die Stadt so groß und so bunt, und der Tempel so stolz! Und die Menschen in der großen Stadt so frei und sicher und so laut! Die Berge in Galiläa sind Maulwurfshügel geworden, und das Heide-

dorf Nazareth ist wie ein kleiner Punkt am fernen Horizont versunken. Nazareth! Jerusalem! . . . Heiße Röte fliegt über sein Gesicht. Nazareth! Ja, was kann aus Nazareth Gutes kommen! Er schüttelt den heißen Kopf und sagt mit Mühe: „Ich kenne ihn nicht . . . ich . . . ich weiß nicht. was du sagst." Und er trat vom Feuer zurück ins Dunkel . . . Aber sie kommt wieder vorüber und überfällt ihn mit ihrer schallenden Stimme, und alle, die umher stehen, lachen: „Ja, du siehst darnach aus, deine Sprache verrät dich." Da ballt er die Hände und überstürzt sich in wilden Worten; er schwur, er wolle verflucht sein, wenn er den aus Nazareth je gekannt hätte, den aus Nazareth . . . .

Wir wollen nicht untersuchen, wie wir uns in dieser schreckensvollen Nacht benommen hätten, da alles zusammenstürzte, was Hoffnung war auf diesen Jesus Christ. Es ist anders geworden seit jener Nacht. Der aus Nazareth ist nicht mehr in seiner Feinde Händen, sondern in Gottes Händen. Er hat, wenn du ihm glaubst, den Platz zur Rechten des allmächtigen Gottes, lebt und regiert in Ewigkeit, oder wenn du nicht glaubst, gieb zu, was weltbekannt ist: daß Gott ihm einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist. Darum ist es leichter geworden, bei Jesus Christ zu stehen, seit jener Donnerstagnacht. Es ist weiter kein Ruhm mehr . . . Um so schwerer aber wiegt es, und um so trauriger ist dies: Es sind nicht wenige unter den Christen, die sich schämen, sich vor den Leuten zu Jesus Christ zu bekennen.

Du hast gelesen, wie vor Zeiten die ersten Christen vor Flammen und wilden Tieren und vor dem Tod sich mit lauten Lobgesängen zu ihm bekannt haben. Es ist dir nicht unbekannt, wie unser Vater Luther gegen die ganze Welt bekannte Christus allein die Ehre! Du weißt, daß an jedem Tag tausende von Missionaren unter den heidnischen Völkern stehn, das Kreuz in der Hand, und viele tausend gottesfürchtige Männer stehen in vielen Kirchen im Vaterland und reden

begeistert von dem, der uns die Erlösung erkaufte. Und von vielen im Lande hast du gehört, daß sie stolz sind, sich öffentlich und zu jeder Zeit zu ihm zu bekennen . . . Nun . . . so frage ich dich, ob du es wohl erwogen hast, daß Jesus kein Feigling war, sondern ein Stolzer und Mutiger, und darum auch feige Leute verachtet — ich denke, das thust du auch — und gesagt hat: „Wer mich verleugnet vor den Leuten, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater."

Man sollte es nicht für möglich halten; denn es ist lächerlich und beschämend, und du hast wahrhaftig Ursache rot zu werden, du, ein Mann, du, eine stolze Bauernfrau, aber es ist wohl so: wenn jemand zu dir sagt: „Glaubst du an den Herrn Jesum Christ?", so wirst du rot. Und wenn ihr in Gesellschaft bei einander sitzt, redet ihr über alle Dinge, von den Fliegen an der Wand bis zu den Morgensternen, welche am Ende der Welt als Lichter stehn. Aber über das Größte und Wunderbarste von allem, das vor Menschenaugen gestellt ist, über den Herrn Jesus Christ redet ihr nicht. Wenn aber einer davon anfängt, so fehlt nicht viel, so schämt ihr euch. Du wirfst mir vor: das Christentum ist mein Heiligstes, das zeige ich nicht den Leuten. So werfe ich dir meinen Spott vor die Füße und den Spott von deinem Herrn: „Zündet man auch ein Licht an und setzt es in den Schrank, und schließt ihn ab? Nein, mein Freund, sondern auf den Leuchter! Dann leuchtet es denen, die im Hause sind." Oder willst du die Brauen hochziehn und mit kecker Miene sagen: Es waren diese und jene Menschen zugegen, man muß sein Heiligtum nicht vor die Hunde werfen. . . . Hüte dich! Jeder Mensch, den du kennst, will bittergern selig werden. Fürwahr: das will er! Jammer um ihn, wenn er *das* nicht wollte! . . . Ich sage dir noch einmal: Er hatte fürwahr einen hohen Mut. Er sprang in dunkler Nacht für seine Herde gegen die Wölfe. Sie zerrissen ihm die Hände und seine

Seite. Die es wagen, nach ihm sich zu nennen „Christen" sollen irgend ein gerades, herzliches Bekenntnis zu ihm, sei's freisinnig oder altkirchlich, mit hellem Mund und trotziger Miene aussprechen. Sie sollen nicht Feiglinge sein, nicht meinungslos und schlaff. Es ist für einen Menschen zu beschämend, und es paßt nicht zu ihm. Sie sollen sagen: Ja freilich! Selbstverständlich! Es ist unsere Freude! Gewiß! Wir waren auch mit dem Jesus von Nazareth.

Petrus sagte: „Ich kenne den Menschen nicht!"

III.

Das that Petrus leid, und er weinte. Das war das Dritte.

Petrus hörte auf zu fluchen und ging still hinaus mit zögerndem Fuß, ein Mann in dem schwersten Augenblick seines ganzen Lebens, ein Mann im furchtbarsten Zweifel. Hat das stolze Jerusalem Recht und die sicheren und lauten Menschen . . . oder hast du doch Recht, du Stiller, du Reiner, du Armer, du meine Liebe, du Mann aus Nazareth? Hast du Recht, du stolze Frau Welt, die du sagst: Leben und leben lassen! Petrus! Thu, was dir gefällt . . . oder hast du recht, du mit der Botschaft von Gott, der in Galiläa zu mir sagte: „Und wenn du die ganze Welt gewönnest und würdest ein Reicher und des Kaisers rechte Hand: und nähmest an deiner Seele Schaden, würdest ein Hochmütiger oder ein Sorgenvoller oder ein Schmutziger, mein Petrus, mein stolzer Petrus, was hülfe dir das?" . . . So rissen an seiner Seele, Frau Welt und Gottes Sohn. In diesem Augenblick, an dieser Stelle, im dunklen Thorbogen . . . kämpfte das Christentum seinen ersten Kampf. Wenn man die Stelle kennte: dort gewann das Christentum nach heißer Schlacht seinen ersten großen Sieg.

Über Jerusalem stand das Morgengrauen, das Morgengrauen des Charfreitags, das Morgengrauen einer neuen Zeit. Hahnschrei kündete den Morgen an. Da blieb er auf der

leeren Straße still stehn, von starrem Schrecken gehemmt. Als wenn einer angelaufen kam und hoch aufgerichtet vor ihn hintrat und nach seiner Brust faßte. Und er kannte diese Augen und diese Stimme. Was sagte er gestern Abend zu mir und sah mich so traurig an? „Ehe der Hahn zum zweiten Mal kräht . . .“ da . . . . steht hier . . . da „griff er mit den Händen über sich in die Luft und weinte laut auf.

Was Jesus Christ für dich gethan hat, das weißt du. Und wenn du nicht viel von ihm glaubst: das weißt du — denn Gott gab dir ja Augen und Verstand. — Es that ihm leid, daß du so ohne Wegweisung durchs Leben gingst und so ohne Hoffnung einst mit gefalteten Händen im Sarge lägest. Er wollte dir gern helfen. Du sagst vielleicht: „Er hat mir nicht geholfen.“ Einerlei: er wollte dir helfen. Er gab sein ganzes Leben dafür hin. Um dich rein und fröhlich zu machen, warf er sich in die Bresche. Nun frage ich dich: ich frage nicht dein christliches, ich frage dein bürgerliches Gewissen: Ist das anständig oder unanständig, daß du sagst: „Mich interessiert das nicht . . . und ich kenne den Menschen nicht? . . .“

Was er der ganzen Menschheit und deinem Vaterland und deinen Vorfahren . . . . deiner alten Mutter in ihren Sorgen und deinen Vätern in ihren täglichen Plagen gewesen ist, das weißt du. Was er für dich auf deinem Lebensweg für Bedeutung gehabt hat: darüber wollst du ein klein wenig nachdenken. Warst du ein wenig hilfreich, warst du ein wenig reinlich, schlief dein Gewissen nicht . . . wem verdankst du das? Wenn du eine gute, reine Stunde im Leben hattest, wenn da noch etwas Freude, etwas Reines in deiner Seele ist: wem verdankst du das? . . . Es liegt mir fern, dich weich zu stimmen, dich rührselig zu machen. Das will ich nicht. Solche Thränen sind wertlos. „Weint über Euch“, spricht der Herr, „und über eure Kinder.“ Von deinen Kindern noch ein Wort. . . . Sag mir, wenn deine Kinder um Weihnacht glücklich sind wie die Engel im seligen Himmel: wem ver-

danken sie dies Paradies auf Erden? Wenn deiner Kinder Herzen, fruchtbare Marscherde, voll gesät wurden mit dem guten Samen, der in großen, schönen Haufen in dem Evangelium von Jesus Christus liegt, wenn sie an dem Tag, da du sie mit großen Bedenken in das Leben hinaus läßt, vom Altar, von dieser geweihten Stätte, ins Leben treten statt von der lärmenden Straße aus: wem dankst du das? Und wenn eine Mutter ihres toten Kindes Seele an seinen Knieen weiß, wie sie einst in seinen großen Tagen am Dorfweg an seinen Knieen standen .. mal' dir das aus, wenn du kannst. Nicht lieblich genug kannst du das malen: der Heiland im Himmel unter den Kindern: wem dankst du das? . . . Und daß wir einen Gott haben, auf den wir Häuser bauen, und unser ganzes Leben im Licht vor ihm, und unser Sterben im Morgenglanz: wem dankst du das?

Du mußt ihn nicht verleugnen; und wenn du ihn verleugnet hast, dann mußt du weinen. Nein . . . . sondern, wenn die Menschen zu dir sagen: „Du bist auch mit dem Jesus von Nazareth. Deine Sprache, deine Lebensführung verrät dich." Dann sage fröhlich: „Recht hast du geredet! Gute Augen hast du! Gewiß und allerdinge! Ich war mit ihm in fröhlicher Jugendzeit in Galiläa . . . . ich stehe noch bei ihm, nun ich ein Mann — nun ich eine Mutter geworden bin. Und ich will auch bei ihm bleiben . . . . er stieße mich denn von sich . Aber das thut er nicht . . . Im Gegenteil! Er sagt: „Kommt her zu mir! Her zu mir!" Amen.

Von der Wahrheit, und wie es ihr in der Welt ergangen ist.

Oculi. — Evang. nach Johannes 18, 36—38.

Liebe Christen . . Es giebt Leute, welche sagen, daß nur die sichtbaren Dinge wirklich vorhanden sind; unsichtbare gäbe es überhaupt nicht. Nur, was man mit den Augen sehen und mit den Händen greifen könne, das sei vorhanden. Ich meine dagegen, daß die unsichtbaren Dinge eine viel größere Rolle im Menschenleben spielen, als die sichtbaren. Soviel ich mich erinnere, habe ich viel mehr Leute über Dinge stolpern sehen, die man nicht sah, als über Steine auf ihrem Wege, die sie sehen konnten. Ich habe viel mehr Leute gesehen, die durch Liebe, Treue, Freundlichkeit und dergleichen Dinge, die man nicht mit den Augen sehen kann, beglückt wurden, als durch Geld und Gut, die man sehen kann. Und ich habe viel mehr Häuser in Leid gesehn, weil die Seelen der Hausgenossen nichts taugten, als solche, in denen die Leiber krank waren, die man sehen kann.

Wenn es aber so steht, daß die unsichtbaren Dinge für unser Leben eine solche Bedeutung haben, so will ich auch heute wieder von einem solchen unsichtbaren Dinge sprechen. Ich will von der Wahrheit reden.

Der Text steht im Evangelium nach Johannes 18, 36—38.

Von der Wahrheit, und wie es ihr in der Welt ergangen ist.

I. Von der Wahrheit; II. Wie es ihr in der Welt ergangen ist.

I.

Pilatus fragte Jesus: „Du bist also wirklich ein König?" Und der Herr hat die Antwort gegeben: „Ja, ich bin ein König." Und ich behaupte gleich, daß er der größte König ist, den diese Welt gesehen hat. . . . . Der große und harte

Kaiser von Frankreich, Napoleon der Erste, der wahrhaftig ein klarer und nüchterner Kopf war, hat mehrfach gesagt: „Es ist etwas Großes um diesen Jesus. Noch jetzt, nach achtzehnhundert Jahren, sind Millionen Menschen bereit, für diesen König zu sterben." Dieser gewaltige Herrscher erkannte an, daß dieser Jesus, der hier vor Pilatus steht, viel königlicher und mächtiger war, ist und sein wird, als er.

Er ist ein König. Er sieht nicht darnach aus, er ist in dieser Stunde dem Elendesten im Volk ähnlicher als dem Höchsten. Pilatus läßt ihn bald den Soldaten übergeben. Die geben ihm einen alten, roten Mantel und ein Scepter von Bambusrohr und eine Krone aus Dornengeflecht. Sie wollen damit sagen: „Du willst ein König sein? Du bist der Hohn von einem König. Du bist der Spott von einem König!" Aber die Menschen irren. Die Weltgeschichte ist die Geschichte von der Menschen Irren. Ich sage euch, Soldaten: er ist ein wirklicher und großer König. Ich sage mehr: „Pilatus!" sage ich: „Der da unter den Händen deiner Leute, ist der Mächtigste, der jemals über diese Erde ging."

Ja, wo ist denn sein Königtum? Ich muß es zeigen können; ich muß meine Finger darauf legen können, und ihr alle in der Kirche müßt es deutlich sehen können; sonst ist meine Behauptung nichts wert. Nur, wenn etwa einer von uns ein Freund und Liebhaber der Lüge wäre, der kann mich nicht verstehen und kann des Herrn Königtum nicht sehen; denn nur: „wer aus der Wahrheit ist", sagte der Herr, „der hört meine Stimme." Ich habe aber Grund anzunehmen, daß wir hier Versammelten alle die Wahrheit lieb haben, und wäre sie so strenge wie ein strenger Vater und so ernst wie ein Abendmahlsgang.

So sagte Pilatus zu ihm: „Der König der Juden bist du zwar nicht. — Das giebst du zu. . . . Aber ein König bist du doch?" Da gab Jesus diese Antwort: „Du sagst es! Ich bin ein König! Ich bin dazu geboren und in die Welt

gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll." Hier liegt Jesu Königtum: Er hat die Wahrheit in die Welt gebracht und ist mit Wort und Leben für sie eingetreten! Das ist es! . . . Ist das etwas Großes? Ist das sogar etwas Königliches?

Liebe Christen. Wenn in unsern Tagen ein Gelehrter eines von den vielen Geheimnissen entdeckt, die der allmächtige Schöpfer noch für sich behalten hat — aus keinem andern Grunde, denke ich mir, als damit wir sie, mit treuer Arbeit, nach und nach ihm abgewinnen — so nennen wir einen solchen Entdecker oder Erfinder einen „König im Reich der Erkenntnis." Und wenn da ein Künstler ist, ein Maler oder Dichter oder Bildhauer, der in seinen Werken, kraft der Gabe, die ihm gegeben ist, die Natur frei von Verkleidung und Schmutz, in ihrer Ursprünglichkeit und Schönheit, darstellen kann: dann nennen wir denselben Künstler einen „König im Reich der Schönheit." . . . So nennt sich Jesus hier vor Pilatus einen König. Er sagt zu Pilatus: „Gott hat mir ein großes, tiefes Geheimnis geschenkt. Ich bin ein Erfinder und ein Entdecker. Das schwerste Rätsel in der Welt habe ich aufgelöst. Das Allerwichtigste, was es für die Menschheit giebt, habe ich aufgedeckt und mit Lehre und Leben bezeugt. Dies habe ich entdeckt: das wahre Wesen von Gott und Welt und Menschheit. Diese Wahrheit habe ich in die Welt gebracht."

Ich sage ausdrücklich: Jesus behauptet nicht: „Ich bin ein König, weil mich Engel in der Bethlehemsnacht vom Himmel trugen." Er sagt auch nicht: „Ich bin ein König, weil ich an kranken Menschen viele Wunder gethan habe." Auf solchen alten und vergangenen Dingen steht Jesu Königtum nicht. Sein Thron steht auf Füßen von Erz, die immer fest stehn werden. „Ich bin", sagt er, „ein großer und gewaltiger König, deshalb: weil ich die große Wahrheit in die Welt gebracht habe."

„Ach", sagte Pilatus und hob seine Schultern, „was ist Wahrheit?"

Man redet immer, als wenn man bestimmt weiß, daß Pilatus diese Worte aus Spott gesagt habe. Mir scheint, man übersieht, daß Pilatus nach den Berichten der Evangelien den Herrn ein wenig lieb gehabt hat und ihn gern gerettet hätte. Auch hat man kein Recht, anzunehmen, daß er einer der schlechtesten und oberflächlichsten Leute seiner Zeit gewesen sei. Ich glaube vielmehr, Pilatus war, wenn auch ein schwacher, doch ein ernster Mann und hat nicht mit lachendem Mund, sondern wie alle ernsten Menschen seiner Zeit, mit herzlich bekümmerter Miene das Wort gesagt: „Ja, wenn einer wüßte, was Wahrheit wäre?"

Liebe Christen, wenn die Jugend vorüber gerauscht ist, dann fängt jeder ernste Mann an, zu begreifen, daß das Leben eine ernste Sache ist und dazu noch ein schweres Rätsel und fängt an, darüber nachzudenken. Der Lebemann, d. h. auf deutsch, der unter Leben das Essen und das Trinken, das Lachen und das Lustigsein versteht, der merkt freilich nichts von dem Ernst, noch von dem Rätsel. Dem hat Gott das Rätsel nicht aufgegeben, weil er es doch nicht raten kann. Wir andern aber, die wir nachdenkliche Menschen sind: wir möchten gern wissen, was Wahrheit ist. Seit alter Zeit raten und grübeln die Menschen darüber . . . In Ägypten, am Rand der großen Wüste, haben die alten Völker, die da vor grauen Zeiten gewohnt haben, große, wunderliche Bildwerke von Stein aufgestellt. Es sind liegende Löwen; aber es ist die Brust und das Haupt einer stolzen, strengen Frau. Mit starrem Gesicht und geschlossenem Steinmund liegen sie da und sehn nun schon einige tausend Jahre in die Wüste hinein. Und wer sie ansieht — wenn er ein ernster Mensch ist — dem wird nachdenklich und unheimlich zu Mut, und er merkt bald, daß diese rätselhaften Körper, diese starren Gesichter zu ihm sagen wollen: „Alles um dich ist geheimnisvoll und dunkel, du armes Menschenkind. Woher du kommst, weißt du nicht, noch wo du bist, noch wo du hinkommst. Du kennst die Welt nicht,

noch Gott. Ach, du kennst dich selbst nicht, du armer Tropf. Du kannst es nicht raten: Was ist der Schöpfung und des Menschenlebens Wahrheit?" . . . Darum soll man über Pilatus nicht schelten. Das, was Pilatus sagte: „Ach, was ist Wahrheit?" das sagen viele ernste Menschen von uralten Zeiten bis heute. Was ist denn Wahrheit?

Einer der klügsten und klarsten Männer in unserm Volk — Lessing hieß er — der hat einmal folgendes gesagt: „Wenn Gott vom Himmel vor mich hinträte und sagen würde: „„Hier in meiner rechten Hand habe ich die Wahrheit, und hier in meiner linken Hand habe ich das Suchen nach Wahrheit. Was willst du haben?"" so würde ich ihm in seine linke Hand fallen und würde sagen: „„Gieb mir, mein Vater, das Suchen nach Wahrheit; denn die Wahrheit ist ja nur für dich allein."" Das ist nach meiner Meinung ein feines und demütiges Gebet und macht dem tapferen Mann, der es gesprochen hat, große Ehre. Ja, seid mißtrauisch gegen die, welche behaupten: „Wir haben die Wahrheit!" Gegen die, welche thun, als wären sie dabei gewesen, als „dich die Morgensterne lobten und jauchzten alle Kinder Gottes!" Uns wolle der Herr ein Herz geben, immer neugierig, nie befriedigt, des Lebens großes Rätsel zu raten.

Nein: Paulus hat Recht: so lange wir leben, erkennen wir die Welt „stückweise". Die Wahrheit ist zu groß und allzu schwer für ein Menschenherz. Sie wird auch von so erschütterndem Ernste sein, daß ein Menschenherz vor Schreck aufhören würde zu schlagen, wenn es die Wahrheit aller Dinge plötzlich vor sich sähe. Nein, . . . die Wahrheit haben wir nicht . . . Aber das haben wir, und darauf vertrauen wir fest, und danach leben wir auch, wollen auch daraufhin sterben: den Weg zur Wahrheit haben wir; wir sehen ihn und gehen ihn. Dies Große und Neue haben wir: Glaube, Liebe und Hoffnung. Das ist der Weg! Darauf geh! Und diesen Weg hat der König Jesus Christ uns Menschen gezeigt.

Ich sage es noch einmal, mit anderen Worten: Dies ist die Wahrheit, die Jesus brachte: daß Gott durch irgend etwas, das ich nicht kenne, gehindert ist, uns sofort zu sich zu nehmen in ein besseres Land. Von diesem Land her sieht er auf uns mit brennender Teilnahme. Und mit starken Händen hilft er uns und wird uns helfen, und wenns sein müßte, durch zehntausend mutige, selige Engel, die er auf der Himmelsstraße uns entgegen sendet. Ganz sicher werden wir durch manchen Weststurm und trüben Regentag glücklich in sein Haus gelangen. Unterwegs aber müssen wir mit festem Vertrauen und starkem Glauben vorwärts gehen, ihm entgegen kommen, und als das Beste im Leben eine herzliche Liebe zu allem Guten mit Thaten beweisen und am endlichen Sieg des Guten in uns und in der weiten Welt nimmer zweifeln. Und zum Zeugnis, daß dies alles wirklich wahr ist, siehst du, wer geht da? Da geht der Herr Jesus Christ, der starke Wahrheitszeuger, vor Pilatus und vor aller Welt. Da ist sein Leben, du kennst es. Und da ist auf Golgatha sein armes Kreuz, du siehst es.

So also ist Gott; und dies ist also das wirkliche Menschenleben. Und diese Wahrheit, die vor ihm niemand gewußt, noch ausgesprochen, noch verteidigt hat; die hat Jesus Christ in die Welt gebracht. Und alle ernsten Menschen, die sie hören, freuen sich; es ist ihnen ein Evangelium, d. h. auf deutsch: eine überaus frohe Botschaft.

II.

Dies ist nun die Wahrheit . . . . Wie es nun der Wahrheit in der Welt ergangen ist: das war das Zweite.

Es konnte ihr nicht gut gehen. Das war nicht möglich. Ihr Weg durch die Welt mußte ein Leidensweg werden. Denn die Welt, d. h. die Menschheit insgesamt, läuft hinter anderen Königen her. Obgleich diese falschen Könige die Völker und die einzelnen Menschen über die Maßen un-

glücklich machen, so dienen Völker und Menschen ihnen dennoch.

Ich rede nicht aufs Geratewohl. Wenn du die Dinge sehen willst, wie sie wirklich aussehn, kannst du es leicht selbst erkennen.

Siehst du: der Oberkönig der ganzen Welt ist das Trachten nach Mehrung des Besitzes. Die meisten Völker und die meisten Menschen haben ihr Hauptstreben auf dies gerichtet: wie werden wir reicher und damit mächtiger? Im Reichtum, sagen sie, liegt unser Glück . . . Was sagt nun hierzu die Wahrheit? „Gerade dies Streben", sagte sie, „ist euer aller Unglück! Schlagt in der Geschichte nach," sagt sie, „da findet ihr, woran die Völker zu Grunde gingen. Das sagt die Weltgeschichte: Armut ließ die Völker glücklich und stark sein wie aufsprießende Saat, wie starke Kinderschar. Bescheidenes, einfaches Auskommen ließ sie wie starke, junge Mannschaft ihrer Arbeit nachgehn. Aber im Golde sind erstickt und faul geworden Rom und Spanien, Frankreich und England. . . . Das sagt die Erfahrung, die du mehr als einmal mit den eigenen Augen machst: die arme Familie ist eine starke Familie, die ein besseres, doch noch einfaches Auskommen hat, ist eine glückliche Familie; die aber mit Gold überschüttet ist, geht aus Mangel an Zucht, Arbeit und Kindern zu Grunde. Hand und Herz weg vom Reichtum," sagt die Wahrheit. „Im Reichtum liegt nicht Glück, nein, liegt Not und schmachvoller Untergang. Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon." So sagt die Wahrheit. . . Nun kannst du dir deutlich vorstellen, wie es ihr in der Welt ergangen ist.

Siehst du; Könige in der Welt sind Klugheit und Ehre. Ei, klug möchtest du sein: schlauer als alle andern. Und Ehre haben nach Josephs Weise: da beugtet ihr euch alle vor mir. Was sagst du dazu, Gottes Wahrheit? . . . „Was hülfe es dem Menschen," sagt sie, „wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden? Klugheit ist nichts

wert, wenn sie nicht im selben Menschenherzen eine Schwester hat: die Demut, welche sagt: „Ich danke dir, Gott, daß du mir helle Augen gabst. Ich will sie gut brauchen, will sehen, wo meines und meiner Brüder zeitlich und ewig Heil liegt.“ „Ehre hat wenig Wert,“ sagt Gottes Wahrheit. „Eine andere Sache macht Menschen groß vor Gott: das Dienen. Du sollst deinen Hals nicht nach Ehre ausrecken, sondern sollst rund um dich sehn, ob du einem helfen, einem dienen kannst.“ So sagt die Wahrheit . . . Nun kannst du dir deutlich vorstellen, wie es ihr in der Welt ergangen ist.

Siehst du: die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherrn und die Großen haben Gewalt. Die meisten von diesen haben kein Mitleid, haben für die Not des gemeinen Volkes kein Verständnis. Die einen machen ein hochmütig Gesicht und sagen: „Wir haben die Macht und wir haben das Geld. Was wollt ihr von uns?“ Die andern machen ein frommes Gesicht und sagen: „An der Armut im Lande läßt sich nichts ändern. Hat nicht unser Heiland selbst gesagt: Arme habt ihr alle Zeit bei euch? Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen.“ . . . Was sagt nun hierzu Gottes Wahrheit? Gottes Wahrheit sagt: „Alle Menschen sind Brüder. Alle Menschen haben das gleiche göttliche Recht an den Gütern der Erde, an Sonne, Sand, Luft und Land. Jede unverschuldete Armut, jede Ausnutzung und Unterdrückung, jede Wohnung in der großen Stadt, in welche die Sonne nicht scheinen kann, jeder Reiche, der in Essen und Trinken und ein wenig Almosen geben seine Lebensaufgabe sieht: dies alles ist Greuel und Sünde vor Gottes Augen.“ . . . So sagt die Wahrheit. . . Nun kannst du dir deutlich vorstellen, wie es ihr in der Welt ergangen ist.

Siehst du: Könige in der Welt sind lautes, rohes Wesen, Protzentum, Unkeuschheit, Lüge, Schleicherei. Die machen sich breit, als hätte der Teufel mit einem Worte Gottes zu ihnen gesagt: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht sie euch unterthan.“ . . . Was sagst du dazu,

Gottes Wahrheit? „Meine Freunde," sagt sie, „sind, die vor Gott sich beugen, und die Trauernden und die Sanftmütigen, die Barmherzigen, die Reinen, und die unterliegen müssen, weil sie am Guten halten. Die sind meine Freunde," sagt die Wahrheit. Nun könnt ihr euch denken, wie es ihr in der Welt ergangen ist.

Dazu kommt, daß sie ganz wehrlos ist. „Wäre mein Reich von dieser Welt," sagt der Herr, „meine Diener würden für sie streiten." Aber nun hat sie keine Heere und keine Waffen, keine Banken, keinen Kredit und keine Kanonen. Sie hat nur ein Gefolge von stillen, waffenlosen Menschen. „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Wie eine stille, ernste Frau geht die Wahrheit durch die Welt von Land zu Land, wehrlos und waffenlos, im weißen Kleid, große, heilige und mitleidige Augen gradaus in die Weite gerichtet, die Hände über der Brust gefaltet und zwischen den Händen das Kreuz. So geht sie durch all das Unglück hin, das die falschen Könige auf der Welt anrichten. Immer geduldig und von großer Güte bleibt sie hier stehn und belehrt mit ewiger Weisheit lauschende Menschen; bleibt dort stehn und legt die Hände zweier Völker in einander, daß des jammervollen Blutvergießens ein Ende werde; geht dort durch die Straßen der großen Stadt und sammelt in der Sommerzeit auf den dunklen Höfen die Kinder und führt sie in langem Zug auf's Land hinaus; geht dort zu dem Arbeiter und macht ihm neuen Mut für die Zukunft seines Standes und seiner Kinder und steht mit flammenden Augen vor den Landtagen und Reichstagen und sagt: „Weh dem Volk, das seiner Armen und seiner Kinder vergißt"; und steht an den Grenzen von China und verkündet, was sie von Jesu erfahren hat, und geht über alle Gräber und pflanzt Kreuze der ewigen Hoffnung darauf. . . Wer kann alles das zusammen zählen, was diese hohe, reine Frau, geduldig und von großer Güte, für die Menschheit gethan hat? Von dem unendlich Großen aber, was sie noch

thun wird — nach des Heilandes Verheißung — von der neuen Erde und der reinen Menschheit, die sie schaffen wird — über die sie Königin sein wird — davon zu reden, versagt dem Menschen Wort und Stimme. Gelobt seist du, du Segnerin der armen Menschheit, du holde, hehre Wahrheit von Jesus Christ, den wir mit Stolz unsern Herrn nennen.

Wohl, ihr Weg ist ein Leidensweg. Der Herr hat es ihr so vorhergesagt. Die Welt stürzte sich immer auf die, welche in ihrem Gefolge gingen. Die Welt stand rund um sie und verfluchte sie und thuts noch heute. Wenn die Welt es könnte, sie hätte, wie jener verlorne Franzose sagte: „die schändliche umgebracht." Aber das kann die Welt nicht. Sie darf fluchen und höhnen und mit geballten Händen neben ihr hergehn und darf ihr Gefolge zerreißen. Sie darf sich verkleiden, als wäre sie die Wahrheit, und etliche verführen. Und hat das alles auch gethan. Aber sie selbst, die Wahrheit, darf niemand angreifen; das hat Gott verboten. Ja mehr: das hat Gott unmöglich gemacht. Heilig ist sie und bleibt sie und unberührt. So geht sie durch die Lande. Geheimnisvoll, hoch und hehr. Wahrheit! Des Heilandes Wahrheit! Es grüßen dich alle, die aus der Wahrheit sind. Die dich lieb haben, gehen mit dir. Still gehn sie, geduldig und rein, und allzeit barmherzig hinter dir her! Wir grüßen dich, Gottes Wahrheit! Wandre weiter! Mach die Erde einst zum Garten Gottes! Und laß uns dich suchen, so lange wir leben; dann werden wir dich sehn und mit dir gehn ins andere Leben. Amen.

Der Palmenzug.

Palmarum. — Ev. nach Matth. 21, 1–11.

Liebe Christen . . . Die Menschheit hat traurige Tage gesehen. Wir werden noch in dieser Woche davon reden

müssen. Heute nichts davon. Heute wollen wir noch fröhlich sein.

Feine, schöne Tage hat die Menschheit gesehen. Tage im Glanze. Davon will ich reden.

Schön und groß war die Stunde, als die beiden ersten Menschen, aus schwerem Kinderschlaf erwachend, im ersten Morgengrauen wartend standen. Sie wußten noch nichts von der Sonne. Da zielte sie und traf von unten herauf die dunkle Wolke: da wurde sie rot wie Blut. Mit breiten Flügeln flog auf die Morgenröte. Die Menschen sahen staunend gegen Morgen und sahen den ganzen Himmel in Glut wie von verborgenen großen Feuerstätten. Und dann kam die Sonne selber. Und als sie die Erde sah, warfen ihre Kinder zehntausend goldene Stege nach den dunklen Wäldern hinüber und den weiten Heiden und liefen über das ganze Land und füllten es mit hellem Licht: da sangen die Vögel, und die Blumen öffneten die Thüren ihrer Wohnungen, und die Bergwände leuchteten wie von Engelsgewand. Als die Menschen das sahen: beugten sie sich vor Gottes Herrlichkeit.

Schön und groß war die Stunde, da den Menschen die Erkenntnis aufging, daß Gott gut wäre und daß er an den Menschen das Böse haßte und das Gute von ihnen verlangte . . . als der Mann, der von Gottes Geist am meisten besaß, Moses, von Sinai den Berg herunter kam, und sein Angesicht leuchtete, als hätte er mit Gott gesprochen. Und er legte den Menschen in zehn Worten, als Befehl Gottes, vor die Füße, daß sie Gutes thun und Böses lassen sollten. Und Segen sollte kommen über die, die beim Guten blieben, Wehe aber über jeden, der dem Bösen anhinge. Als die Menschen das sahen und hörten, gaben sie Gott Recht. Und alle, die ernst waren und sind, beugten sich vor Gottes Heiligkeit.

Schön und groß war die Stunde, da es in Josephs Hütte im jüdischen Lande hieß: „Uns ist ein Kind geboren; ein Sohn ist uns geworden" . . . Mit Vollmacht trat er auf,

wie kein Mensch sie je gehabt hat. Er sah aus als einer, den Gott selber geschickt gemacht. Er redete als einer, dem alles Gute als Eigentum in die Hände gegeben ist. Er lebte als ein Engel vom Himmel, der Not und Sünde um sich her nicht ansehen kann und mit heißem Herzen und starken Händen an allen Orten starke Hilfe bringen muß. Er starb als einer, der mit seinem schweren, jammervollen Tod allen Menschen aller Zeiten, die ihn lieb haben, eine geheimnisvolle ewige Errettung gegeben hat. Voller Rätsel bist du, Herr Jesus Christ, Gottes Sohn und der Menschen Sohn. Wer mag es verstehn? Soviel erkennen wir, die wir ernst sind: Wir beten an die Macht der Liebe, die sich in Jesus offenbart.

Schön und groß waren die Stunden und sinds noch heut, da überall in der Menschheit die Botschaft von Jesus Christ zum ersten Mal verkündet wird. Wir gedenken mit Jubel des Tags, da über den Rhein und die Donau in unser Vaterland das Evangelium kam. Und unser Herz klopft wie vor einer großen Freude, daß über dem fernen Osten, über Indien und China, hinter Wolken Feuer glühn, und es scheinen will, als wenn Morgenröte aufsteigt vom Tag des Herrn.

Von diesen schönen Tagen soll ein heller Glanz in diesen unsern Kirchgang fallen.

Evangelium nach Matthäus 21, 1—11.

Der Palmenzug.

I. Der Zug des Königs, II. Der Zug des Volkes.

I.

Die Straßen sind voll von Menschen. Tausende in den weiten Höfen und Hallen des Tempels, Zehntausend auf den Straßen und in den Zeltlagern rund um die Stadt. Fremde aus Griechenland und Italien, Kaufleute aus Spanien und von den Rändern der großen Wüste in Afrika, stammverwandte Geschlechter aus den heißen, trockenen Gegenden

in Asien. Eine babylonische Sprachverwirrung, eine bunte Sammlung aus dem Völkermuseum des allmächtigen Gottes, farbenprächtige Gesichter und Gewänder. Und über dem Gewirre der blaue Himmel Palästinas und die heiße Sonne des Südens.

Damals in des Heilands Tagen war Jerusalem die Thür der Welt, die Pforte des Orients, das Thor zum Westen. Alle, welche irgend ein Interesse von Ost nach West oder von West nach Ost trieb: ein geistiges Interesse oder ein kluger Vorteil, die gingen durch diese Thür. Darum war Jerusalem in jenen Tagen eine der interessantesten Städte. Sie hatte allgemeine, internationale Bedeutung. Heute giebt es keine Stadt, die ihr gleicht. Heute hat jede Nation ihre Thür, aus der ihre Volkskraft und ihr Interesse an dem Leben anderer Völker hinaustritt in die Welt.

Durch die bunte Menge eilen atemlose Läufer, behende Knaben, Hirten von den Ostbergen, junge Festbesucher vom Norden her. Sie rufen etwas in die Menge, die die Straßen füllt. Das Wort wird aufgefangen und von Ohr zu Ohr geworfen. Und bald ist es auf den Lippen von Tausenden. Es wird griechisch und aramäisch, lateinisch und arabisch ausgesprochen, dies Wort: „Der Prophet von Galiläa ist unterwegs zur Stadt". . Der eine, den seine Kleidung als einen weit Hergekommenen bezeichnet, der fragte wohl: „Wer ist das? Von Galiläa ein Prophet?" Aber „die Massen", wie hier im Texte steht, hatten längst von ihm gehört. Er war schon lange ein Gegenstand des Staunens, dieser Mann „mächtig von Thaten und Worten." Und, wie es in unserm Text heißt: „Die ganze Stadt kam in Bewegung."

In Bewegung. Nicht wie bei uns, wo wir unsere nachdenklichen Köpfe ein wenig höher heben, langsam uns vergewissernd, ob es auch der Mühe wert sei, aufzuschaun. Nicht wie bei uns, die wir uns so schwer begeistern. Die ganze Stadt kam in Bewegung: die Augen glänzten, die Hände

hoben sich, die Jungen und Alten eilten nach der Straße, die von Osten in die Stadt führte. Die Fremden aus allen Ländern gehn mit und lassen sich unterwegs von dem wunderbaren Mann erzählen. Es war ein Schreien, Streiten, Stoßen. Dazwischen der schwere Schritt römischer Soldaten. Der Deutsche, der Sold von Rom nahm, um das aufgeregte Judenvolk in Schach zu halten, steht wartend neben dem arabischen Häuptling und dem Kaufmann aus Spanien. Nicht Jerusalem, nein die Boten der ganzen Welt stellen sich an den Weg, um Jesus zu empfangen . . . Jesus Christ reitet heute in die Welt hinein.

Da stehn die Söhne des Landes am Weg. Sieh da, die Vornehmen und Frommen in köstlichem Leinengewand, in langen, grauen Bärten, mit stolzen, finstern Gesichtern. Kein Mensch verbeugt sich in dieser Stunde vor ihnen; keiner grüßt sie. Sie werden an die Wand gedrängt; das Volk hat in dieser Stunde keinen Respekt vor diesen alten Größen. Da stehen sie verlassen und verbittert und sehn in die aufgeregten Massen hin. Sie wechseln kurze Worte und scharfe Blicke: „Was will das werden? Das dumme, beschränkte Volk ist kindisch geworden. Galiläa gehört ihm schon; Jerusalem soll er nicht haben. Er muß in Jerusalem sterben, wenn er nicht in Galiläa leben will“ . . . Da stehn die Haufen der Galiläer, seine Freunde. Wie sie sich freuen! wie sie stolz sind, daß sie ihn hier sehen, als den Mittelpunkt der heiligen Stadt. Den, den sie zuletzt am Rande der Wüste sahen, da sie, fünftausend Mann stark, ihn zum Könige machen wollten. Er lehnte es damals ab. Aber jetzt zieht er in die alte Königsstadt ein. Horch, da kommt er: es braust wie ein Meer vom Thal herauf. Horch: der alte jüdische Königsruf: „Hosianna, dem Sohn Davids, Hosianna in der Höhe.“

Da kommt der König. Ist er ein König? Ein schlichter Mann, auf einem Esel reitend. Ein Gesicht voll Liebe und Güte, ein wehmütiges, stilles Gesicht. Und in den Augen

liegt ein himmlischer Glanz . . . So war er in Galiläa dahergegangen, tröstend, lehrend, die Seelen aus dem Staub zum Himmel weisend. Als etwas nie Dagewesenes war er ihnen erschienen. Noch nie war ein so Reiner und Lieber über die Erde gegangen. Darum hatten sie ihn unendlich lieb gewonnen. So war er durch seine liebe Heimat gezogen. Aber heute reitet er in die Welt hinein.

Die Augen der Welt spähen heute in sein Angesicht; die Ohren der Welt hangen heut an seinen Worten. Hüte dich, Heiliger! Sie kennen hier deine Güte nicht und nicht deine große Hilfe! Und dort an den Wänden stehen Leute, die sind deine grimmigen Feinde; denn du nimmst ihnen, was ihr ganzer Stolz ist, was ihr Lebensinhalt ist: ihren Glauben und die hohe Ehre, die das Volk ihnen und ihrem Geschlecht seit Jahrhunderten erwiesen hat. Hüte dich, Heiliger! Aber er zieht weiter, mit diesem himmlischen Glanz in seinem Antlitz. Er „fürchtet sich doch nicht so sehr." Er weiß, er reitet heute in die Welt hinein.

Ja, das ist wahr. In allen Hütten von Dan bis Gaza, und an den Hirtenfeuern im Ostjordanland und bei den Wachtfeuern in der arabischen Wüste werden die Festpilger von ihm erzählen, wenn sie heimgekommen sind. Heimkehrend nach Afrika, am Hafen von Korinth arbeitend, in Spanien und Rom beim Herdfeuer sitzend, werden sie von diesem einzigartigen Menschen erzählen, von seiner Liebe zu den Menschen und von dem unsichtbaren Gott im Himmel, den er seinen Vater nennt. Ja . . heute zieht er in die Welt hinein.

Da reitet er. Die Kinder lachen und jubeln; sie bitten die Großen um Palmzweige; die werfen sie vor ihm nieder. Die Erzählungen von ihm und seine Erscheinung reißen die Menge fort. Er zeigt sich auch in dieser Stunde „mächtig an Thaten." Er hebt durch seiner Augen Gewalt selbst unwillige Hände. Seine Freunde umdrängen ihn in dichten Scharen, Mütter heben ihre Kinder, daß sie im Alter sagen

können, sie hätten das Größte gesehen, was es in der Welt gegeben hat. Die Söldner Roms sehen stumm und staunend auf ihn: Ihr werdet in den deutschen Wäldern von ihm erzählen. Die Feinde sind zur Seite gestoßen; da stehn sie an der Mauer. Er kennt sie von seiner Heimat her. Er weiß: sie wünschen ihn in Not und Tod. Und geht es mit ihm in Not und Tod . . . so weiß er auch: er reitet heute in die Welt hinein.

II.

Er ist vorüber gezogen. Gott mit dir, du Heiliger, du Mutiger, du Wahrheitsbringer . . Da ziehen hinter dir in rauher Kleidung deine lieben Freunde, die dich den Meister und sich selbst seine Schüler nennen. Einfache Männer, junge und ältere, zwölf kannst du zählen, die halten sich dicht hinter ihm. Johannes, der wendet sein Gesicht nicht von dir. Jakobus und Andreas, die haben blitzende Augen und fürchten sich nicht. Petrus in stolzer Haltung: Heute ist dein Tag, Petrus. Thomas mit nachdenklichem Angesicht: „Wie wird es dem Meister in dieser großen Stadt gehen?" Nathanael, der nicht zweifelt, daß das Gute in der Welt siegen wird. Und da geht Judas und sieht staunend in die ungewohnte Pracht. Daß es soviel Geld und Glanz in der Welt giebt, das hat er bisher nicht gewußt . . . So ziehen sie dahin. Unser Text ist zu Ende.

Aber nicht der Zug.

Seht, nicht viele Wochen später . . . der Heilige ist von ihrer Seite gerissen, als hätte ihn der Himmel verschlungen. Judas ist verschwunden, als hätte ihn die Nacht verschlungen. Da ziehen seine Schüler aus einem anderen Thor wieder aus der Stadt. Diese Leute machen sich auf, ihrem Herrn die Welt zu Füßen zu legen. Alexander nahm einst fünfzigtausend mit, meine ich; Napoleon fünfhunderttausend. Es ist ihnen nicht gelungen. Fürwahr, diese elf haben Mut: das muß man sagen.

Waffen haben sie nicht. Nicht einmal die Waffen der Gelehrsamkeit. Sie haben nur das Wort: „Wir haben den Sohn Gottes gekannt. Er lebte unter uns. Wir haben seine Herrlichkeit mit diesen Augen gesehen. Er ist für die Sünde der Menschen gestorben und er ist zur Rettung der Menschen auferstanden. Wir bitten euch, kehrt euch von allem feindlichen Wesen ab. Bittet, daß eure Sünde euch vergeben werde, und werdet reine und freundliche und treue Menschen." So sagten sie.

Sie bekommen einen Gehilfen, einen Großen, den Größten. Der Auferstandene mußte hart um ihn kämpfen. Am Thor vor Damaskus faßte er ihn an die Brust und warf ihn in den Wegstaub. Dort, gleich an der Stelle, empfing er den Ritterschlag. So ziehen sie in die Welt. Elf, zwölf und einige, die wir nicht kennen. Namen sind gleichgültig.

Jakobus und Johannes, ihr bleibt in Jerusalem und verkündet, was ihr wißt. Und ob auch des Heilands Blut über das Volk Israel und seine Kinder kommt und die Häuser in Rauch aufgehen und die Straßen vom Siegertritt der römischen Soldaten dröhnen: Unsre Liebe ist stärker, als römischer Adler . . . Petrus, du willst mehr thun, weil du am Donnerstagabend gesagt hast, du kenntest ihn nicht? Du kenntest ihn nicht? Du sagst, du kannst nicht schlafen und mußt mit Thränen in den Augen unruhig hin und her wandern . . . geh du auch, Petrus; und wenn du des Tags bis in die Nacht gewandert hast und hast zweien oder dreien unterwegs von seiner Herrlichkeit erzählt und von deiner Verleugnung, dann wird dich gegen Morgen kein Hahnschrei wecken, du wirst ruhig schlafen können . . Du Matthäus, du Philippus, geht dem Kämmerer aus Afrika nach. Hat dieser fein zugehört, da ihr ihm von dem Heiligen erzählt: es werden in der Gegend mehr sein, die gern erfahren, wie ein Mensch es in allem Guten weiterbringt und endlich in die Heimat kommt . . . Du aber, Paulus, du bist der Gelehrtesten einer. Du verstehst deine Worte zu

setzen. Du bist ein Feiner; du verstehst griechisch und Philosophie: zieh' du hinaus, wo die Weisheit wohnt, nach Athen, und wo der Reichtum wohnt, nach Rom, und sage ihnen: den Gott, den alle Welt sucht, den Gott, der Menschen heilig und fröhlich machen kann, wir kennen ihn . . wir kennen ihn.

So ziehen sie aus: elf oder zwölf Bauern und Fischer und ein Gelehrter . . . Jahrzehnte vergehn. Da sind diese alle dahin. Die meisten unter die Mörder gefallen, wie einst er, ihr Herr; die andern, alt und müde geworden, sitzen am Weg und warten auf ihn, daß er sie heimholt. Aber Tausende, Zehntausende sind ihre Nachfolger im Amt geworden und ziehen weiter. Ein junges Geschlecht, das zweite, das dritte und vierte nach seinem Tod wächst auf, schwillt an, zieht breiter werdend, Palmen tragend, durch die Länder Sie sind freundlich, reinlich, barmherzig und sagen: Wir leben dem Herrn. Sie werden verfolgt und gequält und sagen: Wir sterben dem Herrn.

Die Zeiten werden ruhiger. Jahrhunderte ist es schon her, daß er vom Thal des Kidron unter Kinderjubel herauf zog. Vorüber ist der Zug der Ritter mit den starken, mutigen Gesichtern und der Zug der Märtyrer, mit Ketten belastet. Es kommt ein buntes Getümmel des Volks, Millionen Menschen ziehn an uns vorüber. Ein großer Teil der Menschheit hat es aufgegeben, gegen die Sache Jesu von Nazaret zu kämpfen; denn seine Sache ist die Sache der Menschheit. Sie machen ihren Frieden mit ihm, da sie ihn doch nicht vernichten können. Viele machen einen guten Frieden, viele einen faulen. Die Zeit hat sich gewandelt: früher war es eine Schmach, ein Christ zu sein. Nun ist es eine Sache des Anstands geworden.

Da ziehn sie durch die Jahrhunderte. Nicht alle ernste Jünger Jesu Christ. Viele schwach im Glauben, lau in der Liebe und gleichgültig gegenüber der Christenhoffnung,

aber viele in starkem Glauben an den Herrn: Mönche mit feurigen Augen, heißbegehrend, fromm zu sein, so gut sie es verstanden. Bischöfe und Päpste, die bitter gern der Welt im Übel helfen wollten; Frauen unterwegs nach dem heiligen Dom, um seine Mutter, die Gesegnetste aller Frauen, zu verehren; reisige Leute, ein rotes Kreuz auf der Brust, die Heiden von seinem Grab zu verjagen; Klosterleute mit Äxten und Kreuzen in den Händen, um Licht und Sonne in die deutschen Wälder zu bringen. Sie ziehn bis an die Nordsee, bringen auch unsern Vätern sein großes Heil . . . Seht, eine neue Zeit verkündend, schwer liegt im Wehen die Wahrheit — da ziehen Johann Huß und seines Gleichen zu den Scheiterhaufen . . . ein langer Zug von Märtyrern. Und da geht Martin Luther und hat seine Hand um das Evangelium gespannt, das er nicht verleugnen will, und hinter ihm in großen Scharen die blonden germanischen Völker . . Und klarer wird die Wahrheit, und weiter über alle Lande breitet sich der Ruf: Der Heilige Gottes! Und gekreuzigt für uns! . . ein Zug so weit, so breit, immer weiter. Gott allein kennt die Namen. Sie haben alle bange ihre Seele gefragt: Was denkst du zu thun, daß du Gott gefällst? Sie suchten alle einen Halt, da sie erkannt hatten, daß der Menschen Meinungen immer schwanken und das Leben voll von Rätseln und dunkel ist. Sie waren alle mit ihrem Leben und mit ihrer Zukunft nicht zufrieden. Sie meinten, ein Mensch müßte es am Ende zu mehr bringen, als zu einem Erbbegräbnis . . . Aber sie wußten nicht den Weg . . . da kam dieser Zug an ihnen vorüber . . . einige waren noch Kinder; andere waren bei ihrer Arbeit; einige weinten gerade; andere lagen todwund auf dem Schlachtfeld oder den Tod erwartend auf dem letzten Lager . . . Und da entschlossen sie sich . . . wir wollen, sagten sie. Sie streckten die Hand nach ihm aus. „Nimm uns mit!" Sie sahen sonst keine Hilfe. Da nahm er sie mit. Und da sie mit ihm gingen, machte er aus ihnen, was aus

einem Menschen werden kann: Mit Glauben, Liebe, Hoffnung, mit großem Vertrauen und guten Gedanken füllte er ihr Leben.

Und wenn wir wollen — Gott will es — dann sind wir auch in dem Zug. Gesegnet sind, die ihm nachgehen. Wir gehn wahrhaftig den besten Weg, den ein Mensch gehen kann. Auf dem Wege, auf dem Wege werden wir nach Hause kommen. Amen.

Was fangen wir an?

(Ansprache an die Abendmahlsgäste.)

Gründonnerstag. — Evang. nach Joh. 15, 9—12.

Text: Evangelium nach Johannes 15, 9—12.

Es war eine heiße Liebe zwischen Gott und Jesus Christ. Die Berge in Galiläa und die Wellen vom See wissen davon zu erzählen und jener Garten bei Jerusalem und das Kreuz auf Golgatha. Von Nazareth bis Golgatha sind sie miteinander vertraut gewesen. Viel Trost und Stärkung hat der Vater vom Himmel gesandt, milden, warmen Sonnenschein auf seines Sohnes harten Weg. Viel heißer Dank ist zum Vater emporgestiegen für Trost und starke Hilfe, bis zu der letzten Stunde, in welcher der Todmatte seine Seele in Gottes Hand legte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist . . .“ Ja, das ist eine herzliche Liebe gewesen: die Liebe Gottes zu Jesus Christ.

„Gleich wie mich der Vater liebt, so liebe ich euch!“ sagt der Herr Jesus Christ. So liebet er uns. Nicht die, welche ihn ans Kreuz geschlagen; nicht die, welche im Geschäftstrott schon tausendmal an ihm vorübergingen und sahen ihn nicht. Sondern uns, die wir einen gesucht haben, der alles Gute in uns wecken könnte: nämlich starken Glauben, treue Liebe,

schöne ewige Hoffnung. Denn wir waren so nicht mit uns zufrieden: Wir begehrten höhere Dinge. Da fanden wir ihn und haben ihn lieb gewonnen und versuchen im Ernst, seine Jünger zu sein. Uns hat er lieb.

Das Wort führt etwas im Mund: „Er hat uns lieb." Es ist der Mühe wert, von ihm geliebt zu sein. Denn er ist größer als alle Menschen; er ging in allen guten Dingen über das Menschenmaß hinaus. Dazu sagte er: er wolle denen, die ihn lieb hätten, ihre Sorge und Sünde abnehmen. Dazu ist unser Glaube, daß Gott ihm Scepter und Macht über das andre Land gegeben hat, das unsere Heimat ist, dem wir jeden Tag näher kommen. Wer sollte denn sonst dort regieren? Doch der Allermutigste, der Allertreuste und der Allerreinste? Wer ist das? . . . Millionen Hände heben sich, und aus den Gräbern kommen die Kinder und die Alten, und vom Himmel zeigen sie; und alle zeigen sie auf ihn: Im seligen Land sollst du unser König sein.

Wenn ich sonst von einem Menschen geliebt werde, einem treuen, guten Menschen, so ist das fürwahr das schönste Gefühl, das wir hier unten haben können. Und wir sollen neben anderm hier im Leben vor allem dafür sorgen, daß wir immer Menschen nennen können, die uns von Herzen lieb haben. Aber von Jesus Christ geliebt zu sein, ganz persönlich geliebt zu sein, zu wissen, daß er mit freundlichen Augen auf mich sieht und sich über jeden Fortschritt freut, den ich in allem Guten mühsam mache: das ist wohl etwas Übergroßes. Das ist, was uns sehr still macht, etwas, das uns über viel Sorge und Mühe hinweghelfen kann. Ja, das ist ein bedeutsames Wort, das hier steht: So sehr als mich mein Vater liebt, so liebe ich dich.

Das Leben will uns fortreißen, weg von der Liebe Christi. Die Zeit sagt: „Genieße dein Leben und lache, es ist sehr kurz, es währt nur dreißig oder sechzig Jahre. Was dann kommt, weiß kein Mensch." Die tägliche Sorge will mich mutlos

machen, und die Unfreundlichkeit so vieler Menschen will auch mich unfreundlich machen. Aber Jesus Christ liebt mich. Er ging für mich in den Tod: Das will ich nicht vergessen. Daraufhin will ich es noch weiter wagen. Das macht Mut. Was hab' ich mit Tod und Teufel zu schaffen? Ich will Treue mit Treue vergelten. „Bleibt in meiner Liebe!" bittet er. „Laß das Bitten, Herr! Laß das! Es ist nicht nötig, daß du bittest. Wir haben die ganze Welt untersucht und haben Lebenserfahrungen an allen Straßen gesammelt: wir bleiben in deiner Liebe."

Wo bleiben wir denn in seiner Liebe? „Wenn ihr meine Gebote haltet, so bleibt ihr in meiner Liebe." Ja, darauf kommt es an: seine Gebote halten. Hast du jemand lieb und der hat wiederum dich auch lieb: so zeigt ihr das, indem ihr einer des andern Willen thut. Auf keine andere Weise bewährt sich die Liebe, als in Thaten der Liebe. Das ist weltbekannt. . . Und da, ihr Gäste des Herrn, da, an dieser Stelle, steht es nicht richtig mit uns. Wir haben den Herrn wohl geliebt — wie sollten wir anders? — aber wir haben ihn nicht so recht mit Thaten geliebt, sondern mehr auf die billigere Weise: mit guten Gedanken und herzlichen Gebetsworten. Wir haben den Herrn zuweilen gerufen; aber wir haben ihn nicht zum steten Begleiter gehabt. Wir haben ihn hier Sonntags im Gotteshaus gesehen; aber selten, als wir beim Pflügen und Hantieren waren. Wir dachten nicht immer an ihn, als es gerade so wichtig war, an ihn zu denken, nämlich als wir einmal im Hause in unfreundlicher Laune waren, und als einmal des Nachbarn Kind krank war, und als einmal die Haussammlung für die Hungrigen war: da dachten wir nicht an ihn. Wir dachten nicht an das Wort, das hier steht: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebt, gleich wie ich euch liebe." Da, an den Stellen ist Lüge und Dunkel in unserm Leben. Da muß Reinigung eintreten. Entweder es gelingt der Liebe des Herrn und uns, dies da

wegzuschaffen, schon in diesem Leben, oder es wird unserer Seele heiße Sorge und Mühe machen, wenn sie in dem Lande wandert, das hinter dem Tode liegt. Fort muß dies da. Und wenn unsere Seele nach diesem Leben bis zu dem fernsten Nebelstern durch alle Wohnungen Gottes wandern müßte, nur um diese Lieblosigkeit, diese Hartherzigkeit, diese Launen, diese Angst um den Geldbeutel los zu werden: fort muß dies da. . .

Es giebt ja viele Menschen, welche zu glauben scheinen, daß sie auf der Welt sind, um zu hassen, um unfreundlich zu sein, um Geld zu erwerben, um zu arbeiten, kurz um das zu thun, wonach ihnen gerade der Kopf steht. Das kann ja ein jeder machen, wie er will. Aber wir, die wir hier an dem Tag versammelt sind, an dem einst der Herr mit den Seinen in Liebe und Not zum letzten Mal versammelt war . . . wir wissen, wozu wir über diese Erde laufen wie Kinder übers junge Eis: dazu, daß wir einander die Hände geben und denen aufhelfen, welche weinen, frieren, wanken oder stürzen. Vor unserer Seele stand und steht in dieser stillen Woche die Mühe, die wir dem Herrn gemacht haben, und wir erfahren es an unserer Seele, wie er um sie in bitterer Angst und viel Not gearbeitet hat.

Deine Barmherzigkeit soll in deinem Hause anfangen. Das ist sicher. Sei nicht gegen die Heiden in Indien barmherzig, bevor du sicher bist, daß du alle Liebe und Treue gegen alle deine Hausgenossen immerfort und fleißig geübt hast. Ich weiß nicht, ob du das thatest. Aber da liegt der Anfang deines Christentums. Das ist das christliche Buchstabieren. Warst du hart und unfreundlich, weil du dir in deinem Hause das leisten konntest? . . man widerstand dir nicht? Dann, siehst du . . dann warst du ja der, der den Nagel schmiedete, der durch des Herrn Hände geschlagen wurde. Solche Leute waren es, hart und unfreundlich wie du, gegen

den, der es still ertrug. „Er schalt nicht wieder, wenn er gescholten wurde; er drohte nicht, als er litt."

Wenn sich nun aber deine Freundlichkeit und dein Erbarmen nur bis zur Grenze deines Gartens erstreckte, alles andere wäre dir gleichgültig, so wolltest du bedenken, daß damals in der bösen, lauten Woche in Jerusalem, die wir jetzt die stille Woche nennen, viel Volk auf der Straße stand, da sie ihn zur Kreuzigung vorüber führten: die sagten: Was geht mich das an? was geht mich das an? Und sind ihm fern geblieben, sind ihm geblieben wie weggeworfenes Wasser, wie ausgetrockneter Graben, wie Land, auf dem nicht einmal Heide wächst, und haben keinen Teil an seinem Segen gewonnen. Wenn du ein Christ sein willst, — das sage ich dir — dann muß dein Interesse und deine Liebe über die Straße gehn und bis zur Grenze des Dorfes.

Wenn du aber endlich meinst, nun wär's genug der Liebe, bis an des Dorfes Grenze, weiter brauche sie nicht zu gehen . . . weiter nicht . . . so sage ich dir: Ich weiß, daß dein Heiland in jenen grausigen Tagen, in all seiner Not . . . mit weiten Augen in alle Welt und alle Zeit geschaut hat und hat gedacht: Mein Sterben, mein Sterben! das wolle zu gute kommen und vom Übel erlösen alle Menschen und alle Zeiten!" Du bist ein Christ? Ein Christ soll hellere Augen haben als andere Menschen. Wahrhaftig, das soll er. Die Notrufe, die durch dein Vaterland gehen, und Notschreie ferner Kriege und elender Heidenvölker Jammer sollen dir an die Seele greifen, sollen dich erschrecken, gleich Feuerschein über deinem Dorf, wenn du abends aus der Stadt nach Hause kamst. Siehst du: das ist das, was hier steht: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebt, gleich wie ich euch liebe." Und da liegt deine Sünde.

Und nun, siehst du, hast du die Absicht und bist dazu hierher gekommen: du wolltest mit teilnehmen an seinem Abendmahl. Du wolltest gerade so daran teilnehmen, wie

Petrus es that und Johannes, der an des Herrn Brust lag. So nahe wolltest du ihm kommen. So vertraut wolltest du ihm sein. Das wolltest du mit dieser Sünde, in diesem Kleid. Du bist so gar nicht hochzeitlich, so wenig freundlich, so wenig rein. Mit solchen trüben, kurzsichtigen Augen willst du kommen? Das geht nicht an.

Was fangen wir an? Geschehen ist das alles. Da liegen die zertretenen Gebote. Da liegt die Lieblosigkeit und da all das Unreine. Wer will das so weiter schleppen bis in den Tod? Ja, wäre es nur bis in den Tod. Aber es wird schwer wie Blei auf unsrer Seele liegen noch im Tode. Was fangen wir an? Geschehen ist das alles. Sagen: „Ich seh' es nicht," das ist eine Lüge. Und Lüge ist nirgends am Platz, am wenigsten an diesem Platz . . . Ich weiß wohl, was wir thun müssen. Wenn dies weg muß, so weiß ich noch einen Weg. Wir müssen Gott bitten, daß er es wegschaffe. Wir müssen zu ihm sagen: „Bitte, nimm es weg, daß wir rein sind." Wir müssen sagen: „Bitte, sei noch einmal wieder gut mit uns. Vergieb alles, was geschehen ist." Es kommt uns schwer an. Wir sind stolze, harte Köpfe. Aber was soll einer machen? Wenn dies weg muß, so weiß kein Mensch einen andern Rat oder Anschlag. Also wollen wir denn nun beten und wollen es mit den Worten thun, mit denen unsre Väter es schon Jahre lang gethan haben: Gnädiger und barmherziger Gott. Ich armer, sündiger Mensch bekenne vor deinem heiligen Angesicht, daß ich in meinem Leben viel und mannigfach gefehlt und gesündigt habe. Vater, es ist mir von Herzen leid, daß ich gegen dich gefehlt und deiner Stimme nicht gehorcht habe. Ich erkenne es mit tiefer Betrübnis, daß ich meine Augen nicht aufheben darf, wenn du ins Gericht mit mir gehen willst nach meiner Missethat. Meine einzige Zuflucht ist deine Gnade, die du mir durch deinen Sohn, meinen Herrn und Seligmacher, verheißen hast. Stärke meinen Glauben! Und stärke in mir den redlichen

Vorsatz, alles Böse zu meiden und hinfort auf deinen Wegen zu gehen. Sei mir gnädig, Gott! Erhöre mein Gebet! Nach deiner großen Barmherzigkeit! Amen!

Und nun wollen wir in dem festen Glauben, daß unsere Seele nun ein reines, hochzeitliches Kleid habe, mit gutem Mut an dem heiligen Abendmahl teilnehmen, wollen der Vergebung aller Sünden vergewissert sein und seinem Worte trauen: „Das ist mein Blut, für euch vergossen zur Vergebung eurer Sünde." Danach vom Abendmahl, das ist von seiner Gegenwart, in das Leben hinaustretend, wollen wir es in allen Dingen besser machen. In allen Dingen, in allen Sachen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung. So wahr Gott lebt und helfen wird. Amen.

Osterfreude.

Ostern. — Evangel. nach Matth. 28.

Es ist den meisten von euch bekannt, daß von allen Dichtern, die je in Deutschland gelebt haben, der allergrößte Göthe gewesen ist, der vor etwa hundert Jahren gelebt hat. Keiner hat so wie er, sagen sie, der Menschen Leben und Denken, Fühlen und Wollen verstanden und in Bildern voll tiefer Wahrheit und in schönen und starken Worten vor unsere Seele gestellt.

Die schwerste Arbeit seines Lebens und sein größtes Werk ist das Schauspiel, das den Namen „Faust" führt. Es ist ein tiefernstes, gottesfürchtiges Schauspiel, das in erschütternden Bildern von der Sünde Not und vom Preise Gottes redet. Einer, der nachdenkt, kann wohl viel daraus lernen. Es beginnt mit einer Ostergeschichte.

Da sitzt in der Nacht, die jetzt hinter uns liegt, von

Sonnabend auf Ostern, der berühmte Gelehrte, der „Faust", ganz verbittert und schwer grübelnd unter seinen Büchern in der Arbeitsstube. Er hat es zwar sehr weit gebracht: er fürchtet nichts mehr und er glaubt an nichts mehr. Er kann sagen:

Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Höll' noch vor Teufel.

Aber er muß fortfahren:

„Dafür ist mir auch alle Freude entrissen."

Also, da er ohne Furcht und ohne Glauben leben wollte, wurde er nicht froh, im Gegenteil: er wurde ein freudloser Mann.

Da — in dieser Not — versuchte er, tiefer in die Geheimnisse der Natur einzudringen. Mit seinem kalten Herzen und seinen spähenden, unfrohen Gelehrtenaugen hofft er, die Gesetze der Schöpfung entdecken zu können. Er giebt sich mit Zauberei ab: „Daß ich erkenne", sagt er, „was die Welt im Innersten zusammenhält." Aber er dringt mit seinem Geist nicht weit vor. Die Kraft des Himmels kann er nicht zwingen, daß sie sich ihm enthüllt; und den Geist der Erde, der sich ihm undeutlich zeigt, kann er nicht verstehn. Da wird er ganz mutlos. Es drückt ihn zu Boden, da er erkennt, wie eng die Grenzen sind rund um den Menschengeist. Wissen *kann* er nicht; glauben *will* er nicht. So kann und will er noch eins: Sterben.

Die Osternacht ist vorüber. Durchs Fenster fällt ein Dämmerschein vom Ostermorgen. Er sieht es nicht. Er ist tief in traurigen Gedanken. Er nimmt das Glas, in dem der Gifttrank ist und gießt ihn in den Becher und setzt ihn an die Lippen .... Da kommt von draußen leiser Klagegesang. Frauen singen. Die standen am Grab des Heilands:

Mit Spezereien
hatten wir ihn gepflegt.
Wir, seine Treuen,
hatten ihn hingelegt.
Tücher und Binden

reinlich umwanden wir,
ach, und wir finden
Christ nicht mehr hier."

Hör', ... da kommt von Engeln jubelnde Antwort:

„Christ ist erstanden!
Selig der Liebende!
Der die betrübende,
heilsam und übende
Prüfung bestanden!"

Dem Grübler, dem Allwisser ist der Becher aus der Hand gesunken, und Thränen sind ihm in die Augen gestiegen. Traute Kindheit, alter frommer Glaube, weiche Wehmut kommt über ihn. Er bittet mit bebender Stimme:

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt; die Erde hat mich wieder."

Liebe Zuhörer. Wir sind auf Glauben angewiesen. Es bleibt uns nichts andres übrig, uns, die wir „nichts wissen können", uns, deren „Wissen Stückwerk ist." Dank sei Gott, der uns gegeben hat, die Gegenden unsres Daseins, die unser Wissen in schaurigem Dunkel läßt, mit hellem Glauben zu erfüllen.

Ihr wollt den Bericht vom Ostermorgen hören, wie das Evangelium nach Matthäus uns ihn überliefert hat.

Text: Evangelium nach Matthäus 28.

Osterfreude.

I. Jesus Christus hat uns auf den rechten Weg gebracht. II. Nun ist da noch eine Not: das ist der Tod. III. Er hat uns eine ewige Hoffnung gegeben.

I.

Ihr wißt, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Das thut ja nicht einmal das Pferd in eurem Stall, noch der Hund in eurem Hof; die verlangen außer ihrer Nahrung barmherzige Behandlung. Der Leib — ich danke Gott — bedeutet nicht den ganzen Menschen. Im Gegenteil. Ist nicht die Seele mehr denn der Leib? Die Seele muß gesund sein: das ist das Allerwichtigste. Wenn draußen die Maitage

kommen, was fang ich damit an, wenn ich ein Gesicht mache, als wäre mir die ganze Saat verhagelt, wenn ich bedrückt bin, als trüge ich die Sorgen vom ganzen Dorf? Was hilft mir ein großer Hof Landes, wenn der Teufel neben mir steht und sagt: „Das Winterkorn könnte besser stehn?“ Was hilft mir mein guter Spaten, wenn ich bei jedem Stich in die Erde denke: Es ist ein traurig Los, Bauernarbeiter zu sein?

Ich sage, man muß vor allem für das Herz sorgen, für ein stilles, fröhliches Herz. Wir müssen in dem Leid, das nun einmal auf uns liegt, und in dem Los, das wir nun einmal gezogen haben, helläugige Leute sein; wir müssen einen Blick haben für das Gute, Große und Schöne, das trotz Leid und Los rund um uns liegt. So ein wenig von dem, was in Gottes Augen lag, als er all das ansah, was er gemacht hatte, und sieh: es war sehr gut. Solche Leute, meine ich, müssen wir alle sein. Mit solchen gesunden Herzen. Dann würden wir noch einmal so viel Freude am Leben haben. Dann aber würde auch Gott im Himmel sich freuen; denn ich weiß, daß er fröhliche Leute lieber hat, als sorgenvolle, freundliche lieber, als unfreundliche, Kindernaturen lieber, als Zahlenmenschen.

Nun wohlan: dann müssen wir ja wohl mit ganzer Seele Christen sein; denn die Christen, in der That, sind Königskinder. Oder wie Paulus einmal mit andern Worten sagt: „Ein Christ ist ein Herr aller Dinge.“ Denn so ist ihr Glaube, und das ist ihre Stellung, dahin sie sich trotzig stellen, diese: der, welcher mit dem Wechseln seines Gewandes Tage und Nächte macht, der aus Welten wie aus Mauersteinen sein mächtiges Haus sich baute, der da aus Stein und Metall in Weißglühhitze die Erde geschmiedet . . . und ging hin und schuf die Sonne, zu der zu fliegen unsere Lebenslänge nicht ausreichen würde, und borgten wir von der Morgenröte die breiten Flügel . . . und ging hin und schuf den Menschen, ein wunderbares Bild aus Gottesgeist und Erde . . . . und

ging hin und bückte sich und machte den Staub unter seinen Füßen lebendig und verhalf dem kleinen Wurm und dem bunten Käfer zu Lebensfreude: diesen unendlichen Gott nennen wir Christen unsern Vater und sind der frohen Zuversicht und zweifeln nicht, daß er zu allen Zeiten und an allen Orten unser gedenkt und auffährt von seinem Thron, wenn wir ihn rufen, und an sein Hofthor hinaustritt, wenn wir von der bösen Sünde unser Antlitz zu ihm wenden.

Woher haben wir diesen Glauben, der das Menschenherz so über die Maßen froh macht? . . . Es lebte einer auf Erden, . . sind fast neunzehnhundert Jahre her: der war — nicht wegen einiger Wunder — sondern wegen seines Lebens und wegen seiner Lehren ein Bote des Vaters vom Himmel an seine Kinder. Dieser Gottesbote nahm den Menschen Angst und Unruh. . . . „Du bist in Sorgen?" sagte er. „Sieh die Lilien auf dem Felde! Wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, und ihr himmlischer Vater nährt sie doch. Bist du denn nicht viel mehr, denn sie?" Da wurden wir zu Leuten, die Gott vertrauen. . . . „Du bist in Unruh", sagte er, „um das Vorwärtskommen? Du meinst, dein Leben wäre verfehlt, wenn du nicht ein gut Teil Geld und Ehre dir erworben hättest? Ach," sagte er, „und wenn du nun in dem Punkte ganz glücklich wärst, hättest aber unterwegs, als du hinter Ehr und Geld her warst, auch nur ein wenig Schaden an der Seele genommen, das heißt an dem Ewigen in dir, was hättest du dann? Als wenn dein Haus ganz verfallen wäre, alle Mauern versackt, alles Holz voll Wurmfraß; aber du hättest oben auf dem First eine bunte Fahnenstange aufgestellt und meintest nun, es wäre alles gut." . . Da wurden wir zu stillen Menschen, die da sagen: „Wenn wir zeitlebens Nahrung und Kleidung haben und unsere Seele vom Bösen retten, dann wollen wir zufrieden sein." . . . „Du meinst", sagte er, „du bist dazu da, daß du dich und andre ärgerst, mit deinen Launen quälst, den Herrn herauskehrst,

unfreundlich seist? Ach nein" sagte er, „selig sind, die barmherzig sind, und die mit der Barmherzigkeit in ihrem eigenen Hause den Anfang machen." Da wurden wir zu Leuten, die da sagen: „Wir müssen wohl dienen, freundlich sein und helfen, so lange wir leben."

So sagte er! Und so lebte er. So hat er uns das rechte Menschenleben vorgemacht und hat uns auf den rechten Weg gebracht.

II.

Aber nun ist da noch eine Not, das ist der Tod. Das war das Zweite.

Wir wollen überdenken, was jenem ersten Osterfeste in Jerusalem vorangegangen ist.

Er wurde in Gethsemane gefangen genommen. Seine beiden Hände hielt er den Soldaten hin. Petrus springt vom Wachtfeuer auf und ballt beide Hände: „Ich schwöre euch, ich kenne den Menschen nicht." Aus dem Palast tritt er hervor, den wir lieben, mit Scepter und Krone und Purpurmantel, ein verspotteter Mann. Und Pilatus mit feiner Handbewegung: „ecce homo!" ruft er, „seht . . . was für ein Mann!" . . . Und nun ist das Kreuz aufgerichtet; die Menge läuft durcheinander und höhnt: „Du? Ach: Du bist ein König!" Die Soldaten sitzen würfelnd da, und des Heilands Worte fallen dazwischen, wie weiße Blüten in den Schmutz. Und dann das letzte Wort und dann: und er schrie laut auf und neigte sein Haupt und verschied.

Und das Volk verläuft sich, und es wird still unterm Kreuz, und die Sonne versinkt hinter den Bergen, leise kommt die Dämmerung und die Nacht. Und von Soldaten und Fackelträgern begleitet, kommt ein alter Mann; und der Körper des Heilands wird vom Kreuz genommen und weggetragen. Und es wird dunkler, Wind weht und Regen rauscht. Unfreundlich und kalt ist die Nacht, und kein Mensch mehr unterm Kreuz und kein Laut als des Nachtvogels Schrei . . .

wenn das das Ende wäre der großen Geschichte: geboren in Bethlehem unter Engelsgesang, hat gelehrt, geholfen, gesegnet, hat keine Sünde gethan, hat alles Gute gethan, war aller Menschen Erster und Treuster, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben, begraben .... Wenn die Sonne, welche das Brot auf den Feldern reifen läßt und die Menschen fröhlich macht, zum letzten Mal verschwände ... sie sinkt ... sie taucht in die goldene Glut den ganzen Abendhimmel. Nun nie wieder, nie wieder. Wir ständen vor unsern dunklen Häusern die ganze, lange Nacht und warteten, und es würde nicht hell im Osten, und wir warteten stundenlang, und wir gingen in unsre dunklen Stuben zurück und warteten still und gäben zuletzt die Hoffnung auf und legten uns hin zu sterben ... Wenn da das Kreuz immer stände, so tot und leer, als das letzte von seinem Leben, seinem Glauben, seinem Wirken. Rostige Nägel und morsches Holz hätten das letzte Wort behalten. Und es würde nicht Ostern, nie ... dann ... dann ... Weg mit dem Grauen! Die Nacht ist bald hin ...! Der Himmel wird schon rot. Der Morgen graut schon. Es sagte einer ein Wort von einer großen Hoffnung! „Nimm dein Tuch, Maria! Petrus: da liegt dein Mantel. Kommt, ihr müßt eilen; wir wollen nach dem Grabe gehn."

Soldaten kauerten während der ganzen Nacht unter den Bäumen; denn dieser Volksverführer hat gesagt, er werde am dritten Tage wieder auferstehen. Der Stein lehnt grau und schwer gegen den Eingang. Da, im Zwielicht, vom ersten Strahl der Sonne getragen, kam einer von Gottes seligen Kindern in den Garten und bückte sich ein wenig und that, was Gott ihm gesagt hatte. Wie ein Blitz leuchtete sein Antlitz, und sein Kleid war weiß wie Schnee. Und bald nachher kam Maria von Magdala und die andere Maria durch den Garten, bange und in Sorge. Da sehn sie den Engel des Herrn auf dem Stein sitzen, und mit klingender Stimme sagte er: „Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Ge-

kreuzigten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden." Und bald darauf lief es unter den Jüngern von Mund zu Mund: „Wir haben den Herrn gesehn. Wunderbares, Unfaßliches ist geschehen: Er lebt. Er hat den Tod überwunden." ... Das ist die Geschichte von seiner Auferstehung. So ist sie uns von den ersten Christen überliefert. Und wir haben kein Recht, sie euch anders zu erzählen oder mit gewundenen Worten anders zu deuten. Und ich sage, wir haben auch keine Veranlassung dazu. Schlicht und lebenswahr steht dies da. Er, rein von Sünde, groß von Güte, treu bis in den Tod, er, in seinem ganzen Leben und in seiner ganzen Lehre ein Wunder, also auch sein Sterben und sein Grab voll von Wundern des Herrn ... Kann dich das wundern? Du, von Geheimnis und Wundern umgeben, so lange du lebst? Du, der du dich selbst nicht verstehst? Wunder zu deinen Füßen und Wunder bis oben in den Himmel, und deine Geburt dir rätselhaft und dein Sterben und deines Volkes Geschichte und des Käfers Leben und der Sterne Wege? Sieh, dies ist eins von zehntausend Wundern: dies Wunder seiner Auferstehung.

Und ist es ein Wunder, so sage ich fast, es ist keins von den allergrößten. Denen nicht, die Jesum Christ und das Gute lieb haben ... Wenn eine Mutter in dieser Versammlung ist, die ihr kleines Kind für den Sarg hat schmücken müssen: wird es ihr schwer, zu glauben, daß das Kind vom Tod auferstand und in einem neuen Leben lebt? Ich sage: Es ist keine Mutter in dieser ganzen Gemeinde, die nicht glaubt, daß ihr Kind, das dem Leibe nach im Grabe liegt, der Seele nach in Gottes Händen ist. Das macht die Liebe. Die Liebe schafft solchen Glauben im Mutterherzen ... Nun wohl! Also die, welche den Herrn lieb haben, die sagen: „Es ist uns kein Wunder, daß er nicht im Grabe blieb. Jesus Christus im Grabe? Unseres Heilands Seele in der Nacht? Unser Heiland, der so das Gute liebte, so dafür eingetreten ist, so fröhlich und fest an das himmlische Land glaubte, der

im Grabe, der fern von Gott? Ja, fern sogar vom Sonnenlicht? Nein . . . geht weg, niedrige Gedanken! „Bei Gott!“ ruft sein Leben. „Bei Gott!“ ruft seine Treue. „Bei Gott!“ ruft meine Liebe. „Bei Gott ist er im ewigen Leben.“

III.

So hat er uns eine ewige Hoffnung gegeben.

Dort draußen und hier im Gotteshaus unter unsern Füßen liegen die Gräber mit ihrem traurigen, herzerschütternden Inhalt. Da liegen neben einander die kleinen Kinder. Die Eltern dachten, sie wären zu frischer Jugend bestimmt und starker Arbeit; aber nun verwesen sie im dunkeln Grab. Es liegen junge Leute da: Aus dem Sonnenschein kamen sie in dieses furchtbare Dunkel. Es liegen da Väter und Mütter: sie wurden von den Händen ihrer Kinder und von ihrer Arbeit weg in diese Nacht hinab gerissen, in der man nicht lieben, noch wirken kann. Es liegen da alte Leute: als sie noch jung waren, da meinten sie, das Leben wäre eine fröhliche Ausfahrt am zweiten Ostertag. Nachher war es Sorge und Sünde.

Welch frohen Schein wirft der Osterglaube auf die jammervollen Menschengräber. Um unserer Toten willen freuen wir uns dieses Glaubens. Ja, wir reißen ihn an uns und halten ihn fest in den Händen und sehen ihn klopfenden Herzens an. Wir sehen die Kinder im Weinberg des Herrn spielen und gedeihen. Die jungen Leute erhalten noch einmal Spaten und Hammer, daß sie dem Herrn zeigen können, was an ihnen ist. Die in der Mitte des Lebens ins andere Land gingen, werden noch einmal hingestellt, wo Arbeit die Fülle ist. Aber fleißiger werden sie sein; und es wird ihnen leichter von der Hand gehen; und sie werden mit Freuden ansehen, was ihnen zu schaffen gelungen ist. Denen aber, die hier im grauen Haar sitzen, sage ich: Wenn sie in den 70 Jahren, die hinter ihnen liegen, etwas versehen haben, so werden sie

Gelegenheit erhalten, so wahr Gott lebt, die Sünde ihres Lebens wieder gut zu machen. So wird der Ewige sagen: „Siehst du, dort steht noch einmal Spaten und Pflug, nun mach' noch einmal an diesem Acker gut, was du an jenem gesündigt hast! Da, Mutter, sind noch einmal deine Kinder, nun zeige, ob du treuer sein kannst! Da, du Wüstling und Fauler, da, du hochmütiger Narr, da, du voll Launen und du Träumer: da leg' ich noch einmal vor dich hin ein Menschenleben und alle seine Pflichten. Mach' besser deine Sache!" Und nicht eher wird der Herr des andern Landes zu dir sagen: „So, nun mach' Feierabend" . . . bis du ganz treu geworden bist, ganz rein, ganz barmherzig, ganz wie der, der Ostern auferstand. Das ist ein Wort von deinem Herrn, dem König vom andern Land, unter dem du stehst — du magst gern sein Unterthan sein oder nicht —, so sagte er: „Du wirst nicht von dort heraus kommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast."

Freilich, es ist fauler und bequemer, zu sagen: „Leib und Seele vergeht." So? Vergeht der Leib? Die Wissenschaft vor der du einen so großen Respekt hast, die sagt: „Es vergeht nichts; es wird aber alles verwandelt." Nimm eine Hand voll Erde auf von diesem alten Kirchhof, so hast du etwas von verwandeltem Menschenleib in deiner Hand. In Gottes Werkstatt kommt nichts um: Es geht kein Hammer verloren, und es fliegt kein Span von seiner Werkbank. So geht auch die Menschenseele nicht verloren; sie wird nur verwandelt. Es steht bei Gott, ob nach oben oder nach unten. Die Osterglocken sagen: „Er will sie nach oben wandeln, bis er sie brauchen kann als einen Gast in seinem Haus."

Freilich: fauler und bequemer ist es, zu sagen: „Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen!" So, beibt er liegen? Unser Herrgott wär' ja ein jämmerlicher Bauer! Ich meine, er bleibt nicht liegen. Sondern aus dem einen macht man Bauholz, aus dem andern Nutzholz. Und war er stolz, da er im grünen

Walde stand, sich selber zur Freude, so war er stolzer, da er der Menschen Diener wurde. Etliches aber wird ins Feuer geworfen, wird in Glut aufgehn; und selbst die Asche wird noch Verwendung finden. Solches wird auch geschehen an deiner Seele. Er wird sie verwenden. Ich sage dir: Er wird Verwendung für sie haben.

Seht: Nun werft ihr bald das junge Saatkorn in die Erde. Abmühn wird es sich. Es wird mit den harten Schollen einen harten Streit haben, bis es zum Lichte kommt. Und auch dann hat es keine Ruhe . . . Du willst jetzt ruhen? Hier in diesem Land? Hier, in dieser deiner Schulzeit? Ich sage dir: Vorläufig soll das Wort an dir wahr werden: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Hörst du? Gott will. Und ich sage dir: er wird es thun. Er wird reinigen, kneten, formen, härten, bis er etwas Brauchbares, etwas ihm Ähnliches aus dir gemacht hat. Du meinst, du bist gut so? Du willst jetzt ruhn? Hier? Ich sage dir: du wirst hier nicht ruhn. Du wirst dort nicht ruhn. Du wirst nicht eher ruhn, als bis du ruhst in Gott. Amen.

Wir werden auch Himmelfahrt halten.

Himmelfahrt — Apostelgeschichte 1, 1—11.

Liebe Christen . . Wenn in der heiligen Schrift an keiner Stelle erzählt würde, wie und wann und wo der Herr gen Himmel gefahren wäre, so würde es dennoch der Christen Bekenntnis sein, daß Jesus Christ jetzt im Himmel ist, im ewigen Leben. Der zweite Artikel würde so heißen, wie er jetzt heißt: Ich glaube an Jesum Christum . . . aufgefahren gen Himmel.

Denn er war ja freilich ein wirklicher und wahrhaftiger Mensch von Fleisch und Bein, mit Hunger und Durst, mit Kummer und Thränen, mit Versuchungen und Zorn und Angst. Aber er ging doch über alles menschliche Maß hinaus. Sein Geist und sein Herz hatten Überlebensgröße.

Wenn ich von einem guten Maler ein gutes Bild des Heilands sehe, so denke ich wohl anfangs: Ja, so mag er ausgesehen haben. Aber je länger ich, hinsehend, nachdenke, desto mehr finde ich, daß das „Etwas" fehlt, das, was er über den Menschen hinaus hatte, das „Ewige" in ihm. Das kann Menschenhand nicht malen. Wie soll ich das Übermenschliche, das in ihm war, aussprechen? Menschenmund kann es nicht sagen, weil Menschengeist es nicht versteht.

Er hat Gedanken ausgesprochen, die leuchteten nun schon seit so vielen Jahren aus dem grauen Altertum heraus, durch alle das matte Morgenglühn des Menschengeistes, wie funkelnde Morgensterne; und fast will es scheinen, falls es möglich wäre, daß der Glanz dieser Sterne noch immer voller, brennender wird . . . Wir andern alle wissen mit dem Leben nichts Rechtes anzufangen. Wir verderben es uns nach Kräften. Er aber hat ein Leben geführt, wie einer, der ein Meister des Lebens war. Wenige Menschen, deren Namen die ersten sind vor allen, sind mit Mühe ihm ein wenig nachgewandelt . . . Er hat von der Erde geredet wie einer, der ihre fernste Vergangenheit und ihre fernste Zukunft kannte, und vom Himmel wie einer, der dort zu Hause war . . . Er war so treu in der Liebe, so fest im Glauben, so feurig in der Hoffnung, wie man keinen Menschen vor oder nach ihm gesehen hat . . . Wer mit ernsten Augen sein Thun und sein Wort betrachtet — das aber zu thun ist jedes ernsten Menschen Pflicht —, der hat den Eindruck, daß dieser Mann die große Weisheit und Wahrheit besessen hat, woher immer er sie bekommen hatte; und er kommt zu dem Glauben, daß man fürwahr gut thut, sich ihm und seiner Sache auf Leben und Tod zu ge-

loben. Nichts Größeres, noch Adligeres könne es geben auf der ganzen Welt.

Nun also: Wenn es so mit ihm steht ... was soll man dann den Leuten auseinandersetzen, daß und wie und wo er gen Himmel fuhr? Beweisen kann man es doch nicht. Man kann die Zeugen nicht mehr vor Gericht rufen: sie sind tot, und die Zeugenaussagen, die sie schriftlich hinterließen, gehen auseinander. Der Beweis seiner Himmelfahrt liegt nicht in der Zeugen Mund, sondern in seiner Persönlichkeit. Er mußte zu Gott gehen in den Himmel, weil er zu Gott gehörte. Werde ich mit dir darüber reden, daß dein Leib zur Erde wird? Nein ... du weißt ... es ist Naturgesetz. So werde ich auch von des Herrn Himmelfahrt nicht reden.

Nein ... von des Herrn Himmelfahrt nichts weiter. Sondern von einer andern Sache geredet. Von einer Sache, die uns näher liegt, unheimlich nahe, so wie der Rock am Leibe, von einer Sache, die uns größte Sorge macht ... von unserer Himmelfahrt.

Apostelgeschichte 1, 1—11.

Wir werden auch Himmelfahrt halten. I. Wenn wir ins Reich Gottes eintreten. II. Und darin arbeiten.

I.

Der erste Abschnitt des Textes, den ich vorgelesen habe, berichtet uns, daß der Heiland sich nach seiner Auferstehung vierzig Tage unter seinen Freunden bewegt, und zugleich, was er in diesen Tagen mit ihnen geredet hat. Das zu erfahren, ist eine wichtige Sache. Denn das, was er in diesen Tagen gesagt hat, wird unzweifelhaft gerade dasjenige sein, was ihm am meisten am Herzen lag; es waren ja die letzten Tage seiner Erdenfahrt. Wer redet auf dem letzten Lager, in den letzten Stunden, wenn er noch reden kann, nicht von dem Allerwichtigsten? Also .. was redet der Herr, der Heilige, Treue, treu bis in die letzte Not, treu bis in die Stunde seiner

Himmelfahrt, mit seinen Freunden? „Und er redete mit ihnen vom Reiche Gottes", steht hier. Vom Reiche Gottes.

Als er damals als ein Zwölfjähriger im Tempel stand, da sagte er — wie ihr wißt — zu seinen Eltern: Wißt ihr nicht, daß ich in dem Eigentum meines Vaters sein muß? Damals hatte er also schon — er, der einzige in der damaligen ganzen Welt, — den Glauben an einen Vater im Himmel. Er empfand damals schon die Liebe Gottes, stand im Glauben und Gebet ihm nahe. Es ist aber wohl möglich, daß er damals nur an seine eigene Seele dachte, noch nicht an die Seelen seiner Mitmenschen . . . Später aber, nach vielen Jahren, als er ein Mann geworden war und mitten unter das Volk trat, da war die Liebe zu den Menschen in hellen Flammen ausgebrochen. Da stand er und bat seine Volksgenossen: „Ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid, kommt her zu mir, ich will euch erquicken. Mein Joch ist sanft, meine Bürde ist leicht. Das Reich Gottes ist gekommen." Die Gründung dieses Gottesreiches ist die Arbeit seines Lebens gewesen. Dazu ist er das Land auf und ab gewandert, dazu hat er Kranke geheilt, Wunder gethan, mit den Verlorenen im Volke verkehrt, die Armen in Schutz genommen, die harten Reichen gescholten, die Bergpredigt gehalten; dazu ist er auch gestorben, er wollte die Menschen durch dies alles erwerben, bitten, antreiben, in das Reich Gottes einzutreten.

Du aber, ein ernster Mensch, ein Mensch, der glaubt, daß es der Wille des Ewigen ist, daß das Gute in dir siege: du hast die Pflicht zu glauben und darfst nicht zweifeln, daß alle Ereignisse deines Lebens mit Gottes Willen dir geschickt sind, als ein: „Komm her zu mir, Mensch, der du voll Sorgen und müde bist; ich will dich erquicken. Komm her zu mir, Mensch, der du fröhlich bist; ich will dich recht fröhlich machen. Sanft ist mein Joch, leicht ist meine Last. Das Reich Gottes ist gekommen."

Die andern mögen nicht wissen, was sie denken und

lernen sollen, wenn sie in Kinderjahren in harte Lehrzeit kommen, wenn in jungen Jahren ein Liebesglück traurig zu Ende ging, wenn es in der Ehe kein rechtes Zusammenstimmen geben will, wenn Kinder geboren werden und Kinder sterben, wenn man von bösen Menschen und Versuchungen geängstigt wird, wenn das Vermögen abnimmt oder wächst, oder wenn Krankheiten und Notzeiten kommen, oder was dergleichen Lebensschicksale mehr sind: Du aber sollst wissen: Durch solch Auf und Nieder will Gott dich rufen, laut und leise, ernst und lachend: „Komm' her zu mir! Komm' auf die Seite des Guten! Kämpfe mit mir für das Gute in der Welt!" Er will dich erwerben und gewinnen zum Reiche Gottes.

Zum Reiche Gottes? . . . Was ist denn dies Reich Gottes? . . . Davon müssen wir noch reden, obgleich du das Wort schon so oft gehört hast . . . „Die Pforte ist schmal", sagt der Herr. Aber der Herr sagt auch: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde." Sie muß doch so breit sein, daß alle Menschen hindurchkönnen, wenn sie wollen. Es ist eine Pforte an der Straße, da die Menschheit hinzieht, eine Pforte, wie unsere Kirchhofspforte, schräg am Wege. Engel halten an ihr Wache. Und die Menschen ziehn an ihr vorüber, ungezählte Scharen. Und ein Engel tritt von der Pforte hervor zu denen, die auf der Straße dahinziehn. „Seht ihr den Staub in den Kleidern? Und wund eure Füße! Und mutlos und matt eure Augen! Kann denn die Menschenseele nicht mehr erreichen, als solch mühseliges, zweckloses Wandern? Seht ihr da vorn auf der Straße? Seht ihr nicht, wohin ihr wandert? Da, wo es dunkel wird, da stehn sie und graben mit blankem Spaten ein Menschengrab. Kann denn die Menschenseele nicht mehr erreichen, als solch schrecklich Ende? . . ." Da ist die Menschenseele zweifelnd geworden und steht still und sagt: „Du hast Recht: Mühsal ist alles und Irren und Nichtwissen und am Ende der Tod. Es ist ein Jammer. Wir möchten ab von dieser Straße. Aber

wohin sollen wir gehen?" . . . Da tritt mit lichten Augen, wie Gottes eigener Sohn, ein andrer Engel vor: „Hier an dieser Pforte stehen wir und bitten euch: Wenn ihr die Mühsal und Qual erkennt und euch nach Besserm sehnt und wollt Gott von Herzen lieb haben, so wollen wir uns erbarmen. Ich will diesen Staub von euch nehmen, euch die Füße waschen und euch ein reines Kleid geben und ein wenig Ruhe und euch durch diese Pforte führen in mein Reich, das ich mit Leben und Sterben, mit Treue gegen Treue, den Menschen zu gut, von Gott erworben habe" . . . „Ja . . . Helfer und Heiland in großer Not . . . Wir wollen durch diese Pforte gehn" . . . So geht ein Mensch ins Reich Gottes hinein.

II.

Wenn aber ein Mensch also in das Reich Gottes hineingegangen ist, wie sieht es dann darin aus? Das war das Zweite.

Wie hinter unsrer Kirchhofspforte ist es nicht: Es ist kein Kirchhof. Nein, es ist etwas Lebendiges; es ist das Lebendigste von allem, das es giebt. Eine Kirche ist es auch nicht, nein: man sitzt da nicht. die Hände im Schoß. Ein Fest ist es auch nicht, Singen und Jubeln und Essen und Trinken, nein, das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken. . . Sondern es ist . . es ist? „Da ging der Hausvater aus, Arbeiter zu mieten auf seinem Felde, und ging am Morgen aus und traf junge Leute und Mädchen am Markt müßig stehn; und ging am Mittag hin und traf Männer, die standen mit den Händen auf dem Rücken, und Frauen, die Herzen beim Tand; und ging am Abend hin und traf viele und sagte: Was steht ihr hier den ganzen Tag müssig? Geht ihr auch auf das Feld." Das Reich Gottes ist: Arbeiten für Gott.

Die Freunde unsers Herrn wollten gleich mit ihm an seiner Herrlichkeit Anteil haben und nach ihrer Weise „Himmel-

fahrt" halten. „Herr", sagten sie „richtest du in dieser Zeit das Himmelreich auf?" Aber der Herr weist sie weit zurück. „Es ist nicht eure Sache", sagt er, „Zeit und Stunde zu kennen, die der Vater in seiner Vollmacht bestimmt hat. Erst sollt ihr Kraft bekommen, starke Streiter sollt ihr werden, ernste Arbeiter, Zeugen von dieser Stelle bis ans Ende der Erde." . . . Ihr wißt, liebe Christen, wie sie an sich selbst und andern Menschen haben arbeiten müssen. Wie heiß sie sich durch die Welt gekämpft haben, starke Ritter. Darnach, nach vieler Mühe, hat er sie in seinen Frieden und seinen Himmel gebracht.

Wie kommen doch nun so viele dazu, zu meinen, das Christentum sei ein gewisses Gefühl für unsichtbare und ganz übersinnliche und unwahrscheinliche Dinge? Es ist vielmehr ein bestimmter Glaube und ein ganz gewisses Vertrauen. Ein Vertrauen, so stark, so innig und so bestimmt, wie eines Kindes Vertrauen auf seine Mutter. Zweifelte ich je an meiner Mutter Liebe? . . so zweifle ich auch nicht an der Liebe Gottes. Es ist ein Vertrauen, gewiß und stolz, ein fernes, hohes Ziel erreichen zu sollen und einst wirklich zu erreichen. Das ferne, hohe Ziel ist: die Vollkommenheit unserer Seele. Auf „Treu' und Glauben" — wie ihr sagt — werben, streben und wirken wir um dies hohe Ziel, um das Beste, das es in der ganzen Welt giebt und geben kann. Wir streiten für uns und andere um höchste Menschenehre. Wir thun das nicht aus eigener Kraft, sondern wie wir wissen, mit starker Hülfe von dem, der aus seiner seligen Ewigkeit dies Ziel uns in die Wolken setzte, unsere einstige Himmelfahrt, und das bitterernste Streben darnach uns in die Seele gab. In Gottes Kraft und Schutz thun wir das, der Welt zum Trotz . . . Also bleibt hier nichts anderes übrig, als daraufhin arbeiten, bis eine plötzliche Krankheit zum Tode uns den Spaten aus der Hand nimmt, oder bis wir alt, müde und gedankenlos werden.

Sieh da, Mensch, das sind Gottes Arbeiten, Gottes Arbeitsgebote: Da ist das erste Gebot und da das dritte. Was meinst du, wirst du Gott ähnlicher, wenn du ihm vertraust, an seiner Seite durch die Woche gehst und an jedem siebenten Tag den Staub dir vom Rock und aus den Augen sagst und zu dir selber sagst: Heut will ich bedenken, daß ich eine Seele habe? . . . Da ist das fünfte und da das achte Gebot. Was meinst du, wirst du Gott ähnlicher, wenn du mit Herz und Hand Liebe und Treue giebst? . . . Sieh da, Mutter, deine Kinder! Was meinst du, ist es Gottes Wille an dich, daß du den jungen Boden rein hältst und Gutes pflanzst, oder ist es gleichgültig, was darauf wächst? . . . Höre, was sagst du zu seinem Wort — giebt es dir weisen Rat oder nicht — „Was hülfe es dem Menschen", sagt er, „wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Was meinst du, würdest du glücklicher sein, wenn du den Launen in dir, der Eitelkeit, aller Sünde hart Gebiß anlegtest und bändest deiner armen Seele die Flügel los, daß sie sorglos und fröhlich würde? . . . Siehst du, das alles ist die Arbeit derer, die im Reich Gottes sind. Und du siehst: das ist Arbeit, die dich hebt, die dich weiter bringt, nach vorne hin, näher deiner Himmelfahrt.

Ich will von anderer Arbeit nicht reden; die Zeit reicht nicht. Du kennst des Heilands Lehre: Barmherzig zu sein, gerecht, treu, fleißig, geduldig, mutig zu sein: das hat er uns befohlen. Es ist nicht ganz leichte Arbeit. Wer versucht hat, sie zu thun, der weiß: man möchte wohl den Spaten hinwerfen und dem Herrn aus der Arbeit laufen und nichts mehr davon hören und sehn. Aber er hat es uns angethan, wir trauen ihm. Allen, die anders sagen als er, trauen wir nicht. Wir trauen ihm und gehn nicht von ihm. Er würde uns auch nicht los lassen. Seine Augen verfolgen uns, wie sie den Petrus verfolgten in der Donnerstagsnacht, bis in die Träume. Wir würden keine Ruhe wieder haben. Es muß einer Menschen-

seele unerträglich sein, das Beste und Treueste in der ganzen Welt, wider besseres Wissen und um nichts und wieder nichts, elendig verraten zu haben. Es ist etwas in uns — wir meinen: es ist Geist von Gott — was uns immer wieder an den Sieg des Guten in uns glauben läßt. Das treibt uns, guten Mut zu haben, unsertwegen und wegen aller Menschen, und an unserer Heiligung immer zu arbeiten und die Menschen um uns lieb zu haben, bis es am Abend dunkel wird.

Darnach, durch viel Mühe und Arbeit, zwischen Sünden, Sorgen und Särgen durch, wenn wir treu und mühsam ihm nachgingen — das Leben ist keine Himmelfahrt —, werden auch wir unsere Himmelfahrt halten, d. h. zu dem kommen — an welchem Ort es immer sei —, dem unsere Seele entgegenjubelt: Gott, dem Vater Jesu Christi. Das aber sage ich euch, meine Brüder: Ich halte dafür, daß wir auch in jenem Himmelsland nicht lauter Feiertage haben werden. Gott ist ein fleißiger Arbeiter, so viel ich sehe, und Jesus Christ war Arbeiter bis ans Kreuz. Ich meine: Wir werden auch fernerhin, nach unserer Himmelfahrt, in Lohn und Arbeit stehn. Es wird aber ein Arbeiten sein wie eines jungen kraftvollen Arbeiters, auf eigenem Land, am hellen Morgen, in der Sonne. Amen.

Des Heilands Eidgenossen.

Exaudi. — Evangel. nach Joh. 15, 26—16, 4.

Liebe Christen. . . Die Zeit, da unser Heiland auf der Erde wandelte, liegt weit zurück. Sie ist so fern, so undeutlich zu sehn, wie wenn man vom Deich aus fern im grauen Watt einsam, hoch und undeutlich, die Gestalt eines Fischers

sieht, der zur Ebbzeit durch die Wasserläufe seine Netze zieht. .. Die Bücher, die von dem Herrn reden, sind wenige. Dies Buch hier ist fast das einzige. Und viele Menschen sagen: „Das Bild, das hier von ihm gezeichnet ist, hat unklare Linien. Es ist nicht nüchtern genug. Es ist ein Bild wie das Bild eines gefeierten Helden, wenn er gestorben ist, von Schleifen und Laubgewinden fast verhangen."

Wir, die wir den Herrn lieb haben, geben uns Mühe, solche Dunkelheiten zu verscheuchen. Wir suchen das Buntwerk zur Seite zu schieben und Leuchter mit hellem Licht an sein Bild zu stellen. Ist nicht deutlich genug uns gezeigt, wie er von Wesen und Charakter war? Du weißt genau, wen du von ganzem Herzen lieb hast. Ist nicht in dem Evangelium kurz und gut gesagt, wie er will, daß wir sein sollen, nämlich treu, hülfreich und rein? Weißt du nun also nicht ganz genau, worauf es ankommt, nämlich auf dies zweierlei: Gott zu trauen, der seine Liebe und sein Leid in Jesus Christ so deutlich und herzlich geoffenbart hat, und aus diesem Vertrauen heraus seinen Willen zu thun, so lange du lebst? Also was willst du noch mehr?

Aber die Bedenklichen, die Schwerfälligen — ich tadle sie nicht; sie können nicht anders — die legen ein andres Christusbild vor uns hin. Wie ein altes Goldstück sieht es aus, in einem Grabe gefunden. Was ist das Bild und die Überschrift? Das Bild ist: ein seltener Mann, ein einziger Mann, ein Held, Streiter für das Beste in der Welt: für das Gute, das Reine, das Große. Aber Gott und Menschen haben ihn verurteilt: „Du bist auf dieser Erde nicht zu brauchen, du paßt nicht für diese Welt." Da starb er auf Golgatha und liegt unter dem grauen Stein. Die Überschrift aber heißt: „Wie kann ein Mensch seinen Bruder erlösen?" Da wir das hören, werden auch wir mutlos.

Was nun? Wer hilft dir nun, Jesus Christ, daß deine große Mühe und Not nicht vergeblich gewesen ist und ver-

gessen wird? Wer hilft uns nun, die wir den Glauben an einen Heiland brauchen, der, mehr als Mensch, Tod und Teufel überwand, uns hier leitet und nachher in seine ewige Herrlichkeit führt? Sende uns Hilfe, Herr! Schenke uns Trost!

Ihr wollt hören, wie unser Herr bei seinem Abschied seinen Getreuen Trost und Hilfe versprochen hat.

Evangelium nach Johannes 15, 26—16, 4.

Des Heilands Eidgenossen. I. Gott. II. Wir.

I.

Als damals der Palmsonntag vorüber war, da war unsers Herrn Tod nicht mehr fern. Man kennt in jenen fernen Ländern nicht das langsame Herabsinken der Nacht, sondern in kurzer Zeit, unaufhaltsam, fällt Dunkel und Finsternis auf die Erde. Rasch lebt dort die Natur, und rasch leben die Menschen. Es geht eilig mit dem Herrn in die Nacht. Judas verlangt seinen Lohn, die Pharisäer ihr Recht, das Volk sein Schauspiel und der himmlische Vater seinen Sohn.

Nun — im Angesicht des Todes — wurde unserm Herrn bange um seine Arbeit. Seine Arbeit war gewesen, das Reich Gottes zu gründen und die Menschen, die er auf seinen Wegen traf, mit starken Worten und durch treue Helferthaten einzuladen, Bürger dieses Reiches zu werden, dieses Reiches, in welchem die Menschen in der Kraft Gottes reinlich, freundlich, mutig sind und also mit solchem Leben Gott dienen, hier zeitlich und kümmerlich, dort aber einst in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit.

Dem Herrn war bange um seine Arbeit, nun, da der bitterharte Tod sie ihm aus den Händen riß. Denn die paar Freunde, die er hatte, hatten keine rechte Begeisterung, hatten ihn auch nicht recht verstanden. Sie pflügten schlecht: sie sahen beim Pflügen immer nach der Zeit zurück, da sie noch im heimatlichen See Fische fingen. Sie säeten unachtsam: sie träumten beim Säen von goldener, sonniger Erntefülle.

„Herr", sagten sie, „willst du dein Reich nun bald aufrichten?" Wenn ein Landmann seinen großen Kram und Hof auf acht Tage verlassen muß, dann ist er in Sorge. Der Herr aber ging auf lange Zeit in ein fernes Land. Die Thür des Todes erscheint dem Menschen schwer und mit Eisen beschlagen: also ging er mit todtraurigem und todbangem Herzen. Wie sehr ihm seine Sache — das ist die jammervolle Not der Menschen — am Herzen lag: das kann keine Zunge sagen, kann kein Verstand verstehn.

Es ist ein großes Leid. Er schreit in Schmerz und Angst: „Sie werden euch in den Bann thun. Ja, es kommt eine Zeit, daß sie euch töten werden; und sie werden meinen, sie thun Gott einen Dienst damit . . ihr aber habt euer Leben lieb und fürchtet den Tod." Und er dachte: „Was wird aus Gottes Sache werden, wenn ich fortgegangen bin?" „Arme Gottessache", dachte er, „in solchen Händen!"

Aber unser Herr ist von allen Menschen der erste, der Vertrauen hatte, daß der, der die Welt und Menschen schuf, ein Herz hat wie ein guter Vater. Er ist ja der Vornehmste von all denen, welche in der Not mit Trotz und Freude singen: „Wer Gott dem Allerhöchsten traut, der hat auf keinen Sand gebaut". Das ist ja das Wunderbare an unserm Heiland, das können wir ja gar nicht auslernen: dies sein starkes Gottvertrauen in einer Zeit, welche so gottverlassen war. Und hätte unser Herr kein einziges Wunder gethan, wäre auch nicht wunderbar zur Erde gekommen, auch nicht sichtbar vom Tod auferstanden, hätte nur seine Lehren hinterlassen und das Siegel darunter, seinen tapfern Tod: durch sein unerschütterliches Gottvertrauen — „und ob es währt bis in die Nacht und wieder an den Morgen" — dadurch schon ist er mehr gewesen als ein Mensch, ein Wunder vor unsern Augen, ein Gotteswunder.

Der Herr war in bitterer Angst um seine Arbeit. „Sie werden euch in den Bann thun. Sie werden euch töten

wollen; da fürchte ich: werdet ihr an mir irre werden und alles vergessen, was ich euch gesagt habe, und hingehn und arbeiten und sorgen und sterben. Die Menschheit aber wird in ihrer bittergroßen Not verbleiben" . . . Aber nach einer Weile, während er noch so sinnt und in Trauern um die Zukunft grübelt, . . . da überkommt es ihn mit großer, göttlicher Freude. Das alte Vertrauen auf Gott flammt in seiner bangen Seele hell auf. Die Wolken sind weg. Die Sonne geht auf. Seht, wie unserm Herrn das Angesicht strahlt: „Ich will . . ich will nach meinem Tod euch von meinem Vater Fürsprache, Hilfe, hohen Mut und tiefe Erkenntnis senden. Himmlische Hilfe will ich euch schicken. Ich will vom Himmel Feuer in euch werfen. Dann werdet ihr aufspringen und sagen: Wir habens mit unsern Augen gesehn. Darum stehn wir hier und reden. Wir haben die Wahrheit" . . Der Herr ist nicht mehr in Angst um seine Arbeit. Er vertraut Gott im Himmel. Wenn sie ihm auch den Tod bereiten: seine Sache wird nicht verlaufen wie Wasser im Sand. Die Menschheitssache wird nicht wieder in den Sumpf fahren. Sondern er selbst, der Allmächtige, wird sich in die Speichen legen. Gott selber wird im Strahlenkleid auf Golgatha stehn und wird rufen; und es wird immer weiter klingen bis an die Enden der Erde, bis ans stille Meer und bis an die Thore von Peking: „Jesus Christ ist es, auf den ihr mit Schmachten gewartet habt wie der Fieberkranke nach einem Schluck frischen Wassers. Ihr Menschen, bedrückt, in Unruh, bange vor Not, bange vor Tod: verlaßt die alten Falschführer: Sorge und Sünde. Kommt zu ihm! Traut ihm und seinem Wort, er ist der rechte Menschenführer. Er führt euch weit; er führt euch einst in Gottes Haus . . . . Da . . bei dem Rufen . . wird es durch vieler Menschen Seele singen wie altes Heimatlied: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn".

Und es machten sich auf und wanderten aus dem

Land der Sorge und aus dem Land der Sünde und aus dem Land des Hungers viel tausend Menschen, zuerst vom See Genezareth elf Fischer, dann die Tausende vom ersten Pfingsttag. Seitdem läutet und klingt es von Volk zu Volk: der Vater sagte es seinen Kindern und die Mutter ihren Lieblingen. Und keiner, der kam, hat je gesagt, daß er betrogen wäre: Sie alle lobten seine glückliche Hand, Menschen durch dies gefährliche Leben zu führen. Und jetzt, nach zweitausend Jahren, ist wahr geworden, was einst von ihm gesagt wurde: „Gott wird ihm einen Namen geben, der über alle Namen ist.“ Es giebt keinen andern Namen in der Welt, zu dem soviel Menschen mit soviel reiner Liebe aufsehn wie zu ihm. Was aber sind zweitausend Jahre in der Weltgeschichte? Tausend Jahr sind vor dir, Herr, wie ein Tag. Es wird noch anders kommen. In mächtigen Wellen ab- und anflutend — in Wellengängen flutet alles Leben — schiebt und treibt und wälzt der Geist Gottes die Sache vorwärts, die Jesus Christ, der Treue, angefangen hat, und wird, flutend und wieder flutend, nicht aufhalten, bis er aller Menschen Seelen überflutet. Das wird Gott thun, nach dem Willen und Wort seines Lieblings und Getreuen: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Also, mit dieser Wucht und mit dieser aufflammenden, ausbrechenden Kraft hat Gott des Heilands Sache in die starke Hand genommen und sie bis hierher gebracht.

II.

Nun aber sind auch wir, die wir vom Geiste Gottes Etwas in uns haben, des Herrn Helfer in dieser seiner großen Sache, seine Zeugen und Eidgenossen. Das war das Zweite.

Sind wir nicht von Anfang an bei dem Herrn gewesen? Nicht in der Weise wie die Jünger, aber doch so, daß wir uns freuen alles dessen, was uns im Evangelium erzählt wird, wie

es anhub auf den Höhen von Bethlehem und ein Ende nahm auf der Höhe von Jerusalem. Er ging vor unsern Augen auf wie ein Licht, das leuchtete auf in unserer dunklen Nacht und löste gewaltige Irrtümer und nahm die Angst der Dunkelheit von uns und zeigte Weg durchs Leben und Sieg in eine andere Welt. Wir haben alles, was wahre Freude ist, von ihm. Wir haben es erfahren: „Es ist in keinem andern Heil; es ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig sein und selig werden." Also in solcher Weise ist der Geist Gottes — nach des Heilands Verheißung — auch zu uns gekommen. Haben wir aber etwas von diesem Geist . . wahrhaftig . . so muß er aus uns heraustreten und Zeugnis thun für den, der uns also Licht im Dunkel gab und alle Angst von uns nahm. Es kann nicht anders sein.

Freilich: den ersten Christen können wir es nicht nachmachen. Dazu fehlt uns Geist, Herz und Gelegenheit. Bis zu ihrem Blut haben sie gezeugt, darum nennt man sie Blutzeugen. Es gellte ihr Ruf durch die Welt, daß die Menschen jener Zeit hoch aufhorchten: „Was ist das für eine seltsame Schar! Sie sind verachtet und verworfen fast von der ganzen Welt? Wer sie tötet, der meint, er thut Gott einen Dienst damit; und doch gehen sie über die Erde wie über heißen Steig zum schönen, schattigen Garten. Sie preisen beim Wandern einen reinen, guten Gott mit Lippen und mit Leben; und wenn die Menschen ihnen ein qualvolles Ende bereiten, loben sie Gott und beten für ihre Quäler. Was ist doch diese Handvoll Menschen, ein Sauerteig in unserer verrotteten Zeit, ein reines Licht in der finstern Nacht unserer Sitten! Fürwahr: es muß etwas Großes sein um diesen Jesus, der solches in Menschenseelen fertig bringen kann" . . So haben diese Ersten für ihren Herrn Zeugnis gethan.

So kannst du nicht zeugen. So zeugen aber jetzt für ihn andere, für die du Fürbitte thun sollst, sie, deine tapferen Brüder, die Missionare und die jungen Christen, welche in

Indien unter dem hungernden Volk als Helfer Jesu stehn, und die, welche in diesen Tagen mitten in China in großer Gefahr für Jesu leben, helfen, leiden und sterben.

So haben sie gezeugt, und so zeugen sie draußen an den Grenzen der Christenheit. Und du? . . . Thu' deinen Mund auf! Siehst du nicht die elende Feigheit, die rund um dich ist? Wenn in Gesellschaft sein Name genannt wird, schweigen sie nicht wie geschlagene Hunde? Wenige sitzen, wo die Spötter sitzen; aber viele sitzen auf der Bank der Zuschauer. Ich sage dir: er war ein Held. Ich sage dir: er hatte einen Mut, daß er in den Streit ging mit der ganzen Welt, die wild war wie eine Tigerin. Feige haben keine Freundschaft mit ihm; es geht nicht. Es ist keine Freundschaft zwischen einem edlen Pferd und einem zitternden Schaf. Es ist ganz selbstverständlich, was er gesagt hat: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater." Thu' deinen Mund auf und sage es denen, die dich fragend ansehen: „Ja . ja . . ich bin einer von den Seinen. Er ist mir Weg, Wahrheit und Leben, hier und dort."

Das Übrige ist selbstverständlich. Nämlich: daß du nicht allein mit Worten zeugst, sondern ebenso mit deinem Leben. Es ist ein ernster Gedanke, zu jeder Zeit und an allen Orten als ein Zeuge Jesu Christi dazustehn. Ernste Christen sind nicht Privatleute; sie sind Zeugen. Ich habe gehört, daß in irgend einem Lande die, welche vor Gericht als Zeugen auftreten, ein besonderes Gewand tragen, wie die Richter und Prediger. Wir alle! Wir alle! Wir haben unser Leben zu kleiden, als die für Jesus Christ vor den Menschen stehn, als seine Eidgenossen. Du wirst klar Zeugnis ablegen, daß du nicht bei den Schmutzigen und Gemeinen in die Schule gehst, sondern bei dem Heiligen Gottes; daß du nicht zu denen gehörst, die sagen: „Was geht mich andrer Menschen Weinen an?", sondern zu dem, der alles das besonders liebte, was

arm und klein und unterdrückt war. Du wirst es beweisen, deutlich wirst du es zeigen, daß du nicht einer von denen bist, die alles anklagen und nichts anfassen, sondern einer von denen, die mit großem Vertrauen auf Gott und mit stolzem Mut gegen alles Böse angehn. Du wirst bezeugen zuletzt, daß du ein Jünger von dem bist, der auch das Sterben verstand, und daß du nicht zu denen gehörst, denen alles mißlingt, auch das Sterben.

So sollst du für deines Heilands Sache — das ist die Sache der Menschheit — auf dem Plan sein. Und die Leute werden es merken und werden sagen: „Sieh da: ein klarer und wahrer Mensch, dabei heiß von Herzen. Sieh da: ein Feuer in all dem Dunkeln und Dämmern. Es muß Etwas dran sein, an dem Jesus Christ. Er kann wahrhaftig die Menschen mutig und rein und freundlich machen, wie er gesagt hat." Amen.

Was ist die Bedeutung dieses Festes?

Pfingsten. — Apostelgeschichte 2, 1—13.

Liebe Christen . . . Es ist ein schönes Geschenk des lieben Gottes, dieser Frühlingssonnenschein, dieser Pfingstfeiertag. Er bringt uns allen dieses Geschenk und redet dabei in seiner freundlichen Weise. Zu den Traurigen unter uns sagt er: Sieh' hinaus, kannst du dich nicht freuen? Zu dem Kranken sagt er: Hole tief Atem in der schönen Frühlingsluft; sie macht dich gesund. Zu den Sorgenvollen sagt er: So wie ich in jedem Mai neu kleide mit feinem Gewand: Gras und Blumen und Bäume, habe ich nicht eben so oft dir herausgeholfen, dein Herz neu geschmückt mit frischer Hoffnung? Zu den Alten sagt er: Weißt du noch: deine Jugend? zu den

Jungen: Seid fröhlich in euren jungen Tagen, in Ehren . . . Es ist etwas Schönes um das liebe Pfingstfest, um den sonnigen Pfingstfeiertag, den Gottes Güte uns heute erleben läßt.

Der Pfingsttag wird vorüber gehen — bald — bald steht's anders draußen und drinnen im Herzen. Die Rosen in unseren Gärten schicken sich an zu blühen, bald vergehen sie. Saat und Gras auf unsern Feldern — Gott segne sie — wird grau werden und den Rücken beugen, wird abgehauen werden und verdorren. Die Kranken unter uns, ob an dieser oder an einer anderen Krankheit: sie werden dahin müssen. Die Sorgenvollen: freut euch, bald seid ihr ohne Sorgen. Die wir hier versammelt sind, jetzt Pfingstsonnenschein in unsern Augen und in unsern Herzen, bald, bald sind wir stille Leute: Der Leib schläft im Schoß der Mutter Erde; die Seele — die Seele ruft Gott der Herr.

O, der Herr! Du aber bleibest, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende. Verlaß du uns nicht. Stärke unsern Glauben an dich, dann werden wir größer und stärker sein als das Schicksal. Dann werden wir die Freuden dieser schönen Erde und unseres Lebens genießen können wie fröhliche Kinder sonnigen Sommertag, geteilt in Schule und Spiel. Dann werden wir den Mut nicht fallen lassen, wenn grau an grau die Nebeltage kommen. Dann wird stiller Friede um uns sein, wenn mit weißer Last auf altem Baum der Winter da ist. Dann fürchten wir uns auch nicht, wenn der letzte Arbeitstag kommt, die letzte Lösung, schwer und heiß. Froh oder krank, rot oder tot: nicht zweifeln an deiner Liebe: das gieb uns. Amen.

Ich verlese das Evangelium von Pfingsten, das steht:

Apostelgeschichte 2, 1—13.

Was ist die Bedeutung dieses Festes?

I. Glauben, sich geloben dem Guten. II. Aus eigner Kraft? III. Es helf' uns Gott.

I.

Es giebt kein Wort in der heiligen Schrift, das dem großen Volke fremder ist, als dies: der heilige Geist. Es ist das unpopulärste Wort im ganzen neuen Testament. Nenne das Wort „Gott" auf der Straße, und man läßt dich vorübergehn. Nenne das Wort „Jesus Christ", und man hebt den Kopf und sieht dich fragend und zweifelnd an. Aber nenne auf der Gasse das Wort: „heiliger Geist", und man schüttelt den Kopf oder lacht und versteht dich nicht.

Das ist die Schuld derer, welche seit Jahrhunderten das Christentum, diese Weltanschauung voll heißer Lebendigkeit, in sogenannte „Systeme" versteinert und verpackt haben, und die Schuld derer, die aus diesen Büchern heraus, statt aus dem schlichten Evangelium und dem bunten Leben, ihre Predigten weben.

Heiliger Geist? . . . Heiliger Geist war auf der Welt, denke ich, so lange die Welt steht. Heiliger Geist, das heißt: Geist von Gott, der heilig macht. Freilich, der ist immer auf der Welt gewesen. Ist nicht in alten heidnischen Zeiten Gutes geschehn? Erzählt nicht die Geschichte unseres Volkes aus heidnischer Vergangenheit von edlen Tugenden und Thaten? Weiß nicht auch die jetzige Heidenwelt von Treue und Liebe und Barmherzigkeit? Haben nicht auch sogenannte gottlose Menschen gute Entschlüsse und tapfere Thaten? Woher kommt dieser Geist des Guten? Was ist das für ein Geist? Des Teufels oder Gottes? Es ist Gottes Geist: ihr wißt es. Alle guten Dinge, unter Heiden und Christen, kommen von oben herab, von dem Vater des Lichts.

Geist Gottes arbeitet in der ganzen Welt an allen Menschen. Wo ein armes Heidenweib in bittrer Not mit irrender Seele nach einem unbekannten Gott um Hilfe ruft; wo ein Verbrecher in einsamer Nacht von seinem Gewissen wie von den Händen eines starken, geheimnisvollen Gottes, geschüttelt wird; wo ein junger Mensch Leichtsinn, Roheit

und Trägheit läßt und sich zu nüchternem, fleißigem Leben wendet; wo ein Harter im Angesicht des Jammers seines Nächsten dem Mitleid nicht widerstehen kann; wo bei großer allgemeiner Not im Lande zehntausend Hände sich zum Helfen heben; wo in einem Parlament — mag es sich selber gottlos nennen — Gutes und Edles beschlossen wird: da überall arbeitet der Geist Gottes in der Welt. Geist Gottes: das heißt: der Geist, der Gutes schafft. Der Geist, der in aller Welt in der Menschen Herzen, hin und her, bei Heiden und Christen, hell aufflammen läßt, bald hier, bald da, gute Gedanken, gute Worte, gute, tapfere Thaten.

Nun . . so beugen wir uns vor dir, Herr Jesus Christ! Du, ganz rein, ganz lieb, du erster und größter Mensch. Du ganz voll vom Geist des Guten, von Gottes Geist. Ja: in dir wohnte und regierte allein der Geist Gottes, der Geist alles Guten, der Wahrheit, der Kraft, der Liebe, der guten Werke. In dir war nichts Böses, war reiner, starker Gottesgeist: Darum machten wir dich zum König, darum zum Wegweiser. Wir bitten dich, die wir arm an Geist Gottes sind, die wir geistlich arm sind: Führe, stärke, gründe uns, du Heiliger . . . bis wir sagen mögen: Nun haben wir auch den heiligen Geist, den Geist, der mutig und demütig und rein und hilfreich macht.

Das begreift ihr: Wenn da ein Mensch ist, der sich seinen Launen und seinen Neigungen überläßt, wie sie ihn durchs Leben jagen und treiben, so wird der Geist des Guten in ihm abnehmen, von Jahr zu Jahr. Ihr seht es an manchen Menschen in eurer Bekanntschaft, daß die Sünde wächst. Je älter einer wird, desto verschlagener wird er oder desto mürrischer oder desto geiziger, je nach seiner Lieblingssünde. Ihr kennt das Wort und braucht es selbst: „Sie sinken immer tiefer.“ Aber das begreift ihr auch, das ist klar, wie heute morgen der Sonnenschein: Wenn ein Mensch sich vor der Erscheinung Jesu Christi beugt, in herzlichem Glauben und aus

freier, großer Liebe, und sagt zu ihm: du Geistgewaltiger, du Reiner und Treuer, Gottes Botschafter, Gottes Sohn: Laß mich bei dir stehen, segne mich und führe mich, sei mir Heiland und Lehrer, . . dann wird solch ein Mensch wachsen an Gutem, an Geist Gottes, an Heiligung.

So, nun weiß ein jeder, was heiliger Geist ist . . . Und nun weiß ein jeder, daß dies das allerwichtigste Gebet ist, das ein Mensch beten kann, von seinen jungen Jahren bis in seine alten Tage: dies uralte Gebet: „Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen, gewissen Geist. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir." Oder, was dasselbe ist, nur weiter, lichter, die ganze große Menschheit umspannend, das Gebet, das der Heiland uns lehrte: „Unser Vater, dein Name werde geheiligt! Es komme dein Reich! Es geschehe dein Wille!" . . Welches alles nichts andres ist als die Bitte um den heiligen Geist, um den Geist Gottes und des Guten. Sieh, das heißt Glauben an den heiligen Geist: glauben, sich geloben dem Guten.

II.

Aus eigener Kraft? Das war das Zweite.

Die Jünger des Herrn hatten einige Jahre Seite an Seite mit dem Herrn gelebt, hatten alles gehört und gesehen, was er gesagt und gethan hatte, und hatten in sein Herz geschaut: Das war voll von Reinheit und von Treue zur besten Sache auf der Welt, bis in den Tod. Ihre Herzen waren tief aufgewühlt, wie man einen Acker aufreißt, das Unterste zu Oberst kehrt. Aber was meint ihr: standen diese Jünger des Herrn — nach solchen Erlebnissen, nach solchem gewaltigen Anschauungsunterricht, fest im christlichen Glauben und Leben? In den letzten Tagen mußte der Herr den Petrus beiseite nehmen, als den, der am meisten Geist und Mut hatte, und in der Angst seiner Seele bat er ihn, faßte wohl in banger

Sorge seine Hände: „Simon, der Satan hat euch begehrt. Der möchte euch sichten wie den Weizen. Aber ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Wenn du dich einst bekehrst, dann stärke deine Brüder."

Dann kam der Tod des Herrn, der sie ganz und gar verwirrte und fast von Sinnen brachte. Dann kamen die wunderbaren Erscheinungen und brachten ein wenig neuen Mut. Sie sammelten sich wieder. Sie saßen einmütig beieinander. Aber waren das nun Christen? Waren das Leute nach des Heilands Weise: der hin ging und stritt für Gottes und der Menschen Sache und fürchtete nicht Tod noch Teufel? Diese Leute waren eine Herde Schafe nach dem Gewittersturm. Sie standen da, aneinandergedrängt, verschüchtert, stumm, ohne Geist und ohne Herz. Wahrhaftig: diese Leute, diese Herde, bringen das Wort des Heilands nicht zu Stand und Wesen, jenes große, heiße Wort: Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen, wie wollte ich, es brennte schon. Diese Leute wären eine zeitlang ein Gemeindlein, eine Sekte im Volk gewesen, verachtet, getreten, zuletzt totgetreten.

Nun denke du an deine Kindheit . . . an deine Kindheit. Da hast du den Herrn kennen gelernt: seine arme Geburt, seine wunderbaren Reden und Thaten und das Siegel darauf, den Ostertag. Es ist nicht anders möglich: ward er dir vor die kindliche Seele gestellt, so, wie er wirklich ist, so tapfer, so rein, so frei, so hilfreich, dann hast du ihn lieb gewonnen, hast in der Schule und in der Einsamkeit in Wahrheit und aus freier Liebe gebetet: Lieber Heiland, mach' mich fromm . . . Dann fiel die Kindheit, wie Nebel fallen, wie Traum vergeht. Allmählich aufwachend, immer heller sehend, gingst du ins Leben hinein wie auf ein hohes, helles Feld, immer weiter . . . Nicht lange: dann wirst du vor dir eine ferne, dunkle Nebelbank sehen, da ist schon das Ende. Stehe still auf dem Feld! Höre eine kurze Weile auf ein kurzes Wort. Wo ist dein Kinderglaube? Hast du den unterwegs verloren? Wo

ist dein Glaube an den Sieg des Guten? Wo ist deine Freude an Gott und Gottes Welt, deine Liebe zu der schönen Erscheinung des Heilands und dein Zutrauen zu ihm? Ist alles dies Gute, dies Beste, was du hattest, dir unterwegs abhanden gekommen? All' die Leute sind drüber hingegangen und haben es getreten und haben es totgetreten? Das ist schade. Ganz gewiß: das ist ein bittrer Schade. Denn sieh: Es scheint oft heiß die Sonne, und es giebt langweilige Regentage, und zuweilen stürmt es übers Feld. Dann fehlt dir etwas. Es fehlt ein Schirm für deine Augen, welche weh thun in der Sonne, oder ein Mantel in kaltem Wind oder einer, der Trost zuspricht, oder einer, der Mut macht, oder einer, der gute Richtung zeigt. Ich behaupte es vor dir — du mußt mir recht geben: es fehlt dir etwas, viel. Der Glaube ist weg, das Vertrauen auf Gott. Der Glaube erleuchtet, was in der Vergangenheit dunkel ist, er zeigt nach vorn den Weg und baut eine strahlende Brücke in die andre Welt hinüber. Die Liebe ist auch weg. Was ist ein Mensch ohne herzliche Liebe zu den Menschen? Ein grauer, toter Stein mitten im grünen Gras. Die Liebe ist das Beste im Leben. Die Liebe deckt eine Menge Sünden zu. Ja, das weißt du alles.

So steht es nun. So leer bist du nun. Wider deinen Willen bist du so geworden. Du kannst nicht sagen: Da fing es an, und so ist es weiter gekommen. Du bist abgetrieben wie von selbst, wie ein Boot abtreibt, von leisem Wind und leisem Strom abgeschleppt und weggezogen. Du hast geschlafen, du hast nicht gearbeitet, nicht gewirkt. Nun treibst du so steuerlos, so elend, so ziellos durchs Leben. So weit ist's gekommen, „da die Wächter schliefen". So weit hast du's gebracht aus eigner Vernunft und Kraft.

Was soll geschehen? Zornig sein auf sich selbst: Das hilft nicht. Hart und launig werden und sagen: die Welt taugt nichts, und das Leben ist nichts wert, und die Menschen

sind schlecht: das macht deine Not noch schlimmer. Die Zähne zusammenbeißen und sagen: „Ich will mir selbst helfen. Ruder in die Hand! Hindurch, gegen Strom und Wind! Ich will arbeiten und dazu im Takt singen und mir ein gutes Gewissen erobern und will den Strand wohl erreichen." Ja . . . das kannst du versuchen. Das haben viele Leute vor dir versucht: starke Männer. Luther brach darunter zusammen. Er überarbeitete sich. Die Not bleibt immer da. Das Menschenschicksal ist zu schwer. Das kann ein Mensch allein nicht tragen. Wir bringen es durch uns selbst nicht an den seligen Strand. Wir treiben ab. Es brausen Strom und Wind uns entgegen.

III.

Da geschah schnell ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Winde und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen. Und sie wurden alle voll vom heiligen Geist. „Es kann niemand zu mir kommen", sagt unser Heiland, „es sei denn, daß Gott ihn ziehe". Und es kann niemand Jesum Christum seinen Herrn heißen: es sei denn durch Gottes Hilfe. Sieh', da ist die Thür zu neuem Glauben und frischem Leben. Die eigene Kraft oder Vernunft thut es nicht. Sie soll arbeiten, soviel sie kann, wahrhaftig: das soll sie . . . aber vorerst: Es helf' uns Gott: das war das Dritte.

Wie Schöpfungswind, wie erste Frühlingsluft fuhr es durch diesen Menschengarten. Es flammte in ihren Augen und auf ihren Stirnen wie klares Feuer. Ein Fragen und Rufen geht durch die Menschen, die in den weiten Hallen und Höfen hin und herdrängen. Sie sammeln sich in dichten Scharen und hören und staunen. Wo ist die verstörte Herde? Wo sind die ängstlichen Gesichter? Petrus, was hast du für starke Worte! Und Thomas steht und zweifelt nicht mehr, daß Gott uns gerufen hat, den Sieg des Guten zu erleben, hier zeitlich, dort ewiglich. Und Nathanael redet vom Herrn, wie

ein Kind von seiner Mutter. Und Jakobus, den sie den Kleinen nennen, preist in großen, starken Worten Gottes Pläne mit den Menschen. Jesu von Nazareth tapferes Leben und Lieben, Glauben und Sterben und Auferstehung ist ihnen plötzlich geworden: Offenbarung Gottes. So stehn sie, mit gewaltigem Wort, mit erhobenen Händen und werfen Feuer in die Menschen.

Liebe Christen . . das Wort von Gott ist in euer aller Herzen gesät. Da liegen nebeneinander all die großen Worte von Gottes Mitleid und von seinem Willen. „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde"; und „du sollst Gott lieben und die Menschen als dich selbst." Aber . . es sei Gott geklagt . . schlimmer, als daß seit Wochen schon unsere Felder vergeblich auf den Regen warten . . schlimmer ist wahrhaftig . . daß so viele Herzen so dahinziehen, wohin der Wind sie wehte, und hausen jahrelang unter den Launen und Verbitterungen, Sorgen und Sünden und vergessen, daß sie Kronen tragen können, von Gott gegeben. Es giebt auf unsern Feldern kein einziges Saatkorn, das sich nicht königlich freuen würde, wenn es von fern kommenden Regen rauschen hörte; aber es giebt Christen die große Menge, die stehen jahraus jahrein in Öde und Dürre. „Laß gehn, wie's geht!" . . Da . . wie die Jahre so dahin gehen. Das Wort Gottes wird immer stiller, die Gedanken werden immer schmutziger, der Wille wird gemeiner. Und zuletzt muß Gottes Wort sterben. Die Jahre gehn dahin. Das letzte Jahr ist da. Fahr' hin, liebe Seele! Oh, seht all die Kränze auf dem Sarg! . . Zur selben Stunde steht Gott vor der Seele, hält seine Hand auf und will ernten. Da steht er. Zum ersten Male fordert er. „Siebenzig Mal hast du geerntet. Siebenzig Jahre lang hattest du die Füße unter meinem Tisch. Meinst du: ich will gar nicht ernten?" Er bricht der Seele beide Hände auf und sucht das Seine und ruft immerfort: „Meine Ernte! Wo ist meine Ernte? Meine Ernte!" Und da liegt nichts in deiner Hand.

War deine Mutter nicht eine treue Frau? Hast du gewußt: man soll Gutes thun? und man kann Gutes thun? Stand nicht Armut an deinem Weg, und Weinende baten um Hilfe, und neben dir ging einer, vierzig Jahre lang, dein Kamerad, und du warst nicht freundlich? Her mit meiner Ernte! . . . Meine Ernte! Meine Ernte! „Herr . . . da ist nichts . . Ich bands in ein Tuch und vergrub es. Es ist alles verrostet. Erbarme dich, Herr" . . . Ich sage euch: So leicht erbarmt er sich nicht.

Liebe Christen . . . Es kann uns wohl gehen, wie es den Jüngern ging. Wenn wir uns Gott in die Arme würfen und in seiner Kraft alle unsere Sinne auf das Gute richteten: Aufflammte unter uns der Glaube an das Gute. Aus Schlafenden würden wir Wachende; aus Stotternden würden wir solche, die mit dem Guten, das sie in sich haben, frei heraustreten; aus Furchtsamen solche, die weder Sorgen fürchten noch das Grab. Aufflammte unter uns die Liebe: und da wäre keiner, der den andern gering achtete, weil er den Spaten führen muß, seine Kinder zu nähren . . sintemal es nichts Adligeres giebt in der ganzen Welt, als mit Spaten oder Hammer oder Feder neue Werte aus der Erde zu schaffen. Keiner fragte unter uns: weß Geldes ist mein Nachbar, sondern weß Geistes ist er? Aufflammte unter uns die Hoffnung: wir alle gingen durch dies Leben als die in Festkleidern unterwegs sind, Gott zu grüßen. . . Was meinst du zu dem Bild? Deine Brüder wollen nicht mit, sagst du? Nein, viele gehen nicht mit dir. Das hindere dich nicht. Du fange an. Auf dich zeigt der Heiland vom Himmel her und sagt: „Ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden auf Erden. Brennt dir das Herz?" . . „Ja, Herr, ich habe dich lieb. Ich will dir trauen und hingehen und will thun all, was ich thun kann, in deiner Kraft." Amen.

Die Stadt am Strand hat Gott gesehn.

2. Sonntag nach Trinit. — Evangel. nach Mark. 2, 13—17.

Liebe Christen! Von der ersten Hülfe an, welche die Nachbarin uns gab ... und als dann die Mutter mit zitternder Freude ihre Hände nach uns ausstreckte . . . und als wir dann genährt und gepflegt wurden .... und nun, da wir mit klarem Bewußtsein einem bestimmten Familienkreise angehören: immer ist die Liebe und Hülfe, die wir in unserer Familie haben, das Beste in diesem Leben. Liebe weder haben noch geben: da liegt der Menschen Armut. Liebe geben und nehmen: da liegt der Menschen Reichtum. Armut und Reichtum bestehen in der Liebe, nicht in Gold. Das Leben mit Lieben und Helfen füllen wollen: das ist der vornehmste und klügste Entschluß, den ein Mensch fassen kann.

Aber nun sagt der große Dichter: „Was weiß ein Mensch vom andern?" Bitter wenig weiß ein Mensch vom andern. Was weiß ein Mensch vom Seelenleben dessen, der schon zehn Jahr neben ihm herging, in gleichem Schritt und Tritt? Darum kann ein Mensch dem andern so wenig sein. In äußern Dingen kann er ihm viel helfen; aber wenig in seelischen Dingen. Es kann eine Mutter ihr Kind aus dem Feuer holen; aber sie kann es nicht aus Schuld und Reue holen, und wenn sie dafür sterben wollte. In seinen innersten und schwersten Angelegenheiten steht der Mensch ganz allein, in großer, furchtbarer, schreckhafter Einsamkeit. Das erkannte ein anderer Dichter und sagte zu seiner Seele: „Sieh, du hast in deinem Leben doch am Ende nur dich selber." . . Wo ist nun hier Hülfe, für diese Not? Wer hilft uns in unsern großen Einsamkeiten? Vor der Sünde? In der Sünde? Mitten in der bitterbösen Schuld? In übergroßem Leid? Im Überdruß am Leben? In der Furcht vorm Tode? Der uns in diesen Dingen helfen soll, muß uns ganz nahe sein, so nahe, als wohnte er in unsrer Seele. Und ganz stark muß er sein:

Sünde, Schuld, Tod und Mühe, und was sonst ein Menschenherz schreckt, muß er bei Seite schieben, und koste es ihm sein Blut. Ganz lieb und treu muß er sein, wie Mutter war. So einer könnte uns helfen. So einen müssen wir Menschen haben. So einen nahen, treuen, starken Bruder. So einen brauchen wir. Wie ein Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit unsere Seele nach einem solchen Helfer, unsere Seele in ihren großen Einsamkeiten.

Text. Evangelium nach Markus 2, 13—17.

Ich sage: Die Stadt am Strand hat Gott gesehn, I. wie er einem Verlornen nachging, II. wie er im Hause der Sünder saß.

I.

Er wohnte im Hause seines Freundes und war den ganzen Tag über von vielen Menschen umdrängt. Also ging er jeden Morgen, wenn die Sonne aufgehn wollte, nach dem Strand hinunter. Dort war er ganz allein. Die Wellen kamen und verliefen im Sand. Und er sah über das Wasser. Und dann kam es ganz von selbst: seine Gedanken wurden Gebet. Er stand nicht mehr allein. Er stand mit all seiner großen Not Gott gegenüber.

Du mußt dafür sorgen, daß du irgendwann am Tag, am liebsten am Morgen, einen Augenblick hast, vor Gott zu stehn. Sonst — wenn du nur an Essen und Arbeiten, an Mühe und Kinder denkst — werden dir die Augen trübe und kurzsichtig, wird der Sinn verbittert, der Geist beschränkt, die Seele hart. Ich sage dir: wenn du nicht täglich vor Gott stehst: es wird aus deinem Leben nicht das, was sich daraus machen ließe. Ich sage dir: dein gutes Feld kann dreißigfältig tragen. Was bist du zufrieden, wenn es mit Mühe und Not dreifältig trägt? Ich sage dir mit einem Wort, das ich gestern auf der Straße gefunden habe: „Nur der Bettler ist be-

scheiden." Mache mehr aus deinem Leben! Wer an der Seite Gottes steht: der lernt weit sehen.

Ich will dir sagen, wie du solch Beten anfangen mußt, obwohl es besser ist, daß du betest, wie es dir selbst zu Sinne kommt. Ich will dir doch sagen, wie ich es machen würde. So sage ich: „Lieber Vater im Himmel. Hier komme ich zu dir in der Frühe. Vor mir liegt des Tages Mühe und Versuchungen. Ich bitte dich, du wollest mir und den Meinen guten Mut, treuen Fleiß, große Freundlichkeit und reine und große Gedanken geben. Gieb auch Gesundheit. Du hast gesagt: Kommt her zu mir. Hier bin ich, mit dir zu gehn, heute zeitlich und kümmerlich, einst in einem bessern Leben. Was ich sonst noch auf dem Herzen habe: des Nachbarn Not, die Not in dieser Gemeinde und meines Vaterlandes Gefahren und deines Reiches großen, jubelnden Sieg: das alles lege ich dir auf die Seele mit dem Worte, das dein Sohn mich lehrte: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name u. s. w. Amen."

Wenn nun so unser Herr des Morgens nach dem Strande hinunter ging: dann traf er am Wege eine Zollbude. Denn die Stadt hatte einen Hafen, und es ging da hinüber in ein fremdes Land. Da hatte den Posten der Zollbeamte Levi oder Matthäus; der saß an seinem Tisch und sah ins Getriebe, nach seiner Pflicht. Der kannte den Herrn schon einige Zeit. Er hatte bei Jesu wunderbaren Heilungen zugeschaut. Er hatte im Vorübergehen gesehen, wie die Menschen ihn umringten, und wie er Rede und Antwort stand, immer klar, kurz, wahr. Sein Leben so rein, seine ruhige, reine Hoheit; seine Worte, so weit und groß wie das wogende Meer, sein freundliches Helfen ohne Eigennutz: das alles hatte das Gemüt des Zollbeamten erregt. Seine ganze Seele stand im Banne Jesu Christi. Wenn er ihn im Gedränge der Menschen an seinem Zolltisch vorbeigehn sah, durchfuhr es jedesmal seine Seele: Das ist ein Mann! Das ist ein Mann!

Dazu kam dies: Solange er Zollbeamter gewesen war, war er ein Betrüger gewesen, ein Schinder des Volks. Das waren die Zollbeamten damals alle. Sie waren fast darauf angewiesen; denn sie bekamen wenig oder gar kein Gehalt. Sie waren die verdorbenen Beamten einer verdorbenen Regierung. Aber, so viele Jahre er in dem elenden Amt war, ein Schurke an seinen eigenen Volksgenossen, so viele Jahre er da schon saß: Es war noch niemals ein Mensch an seinen Zolltisch herangekommen und hatte gesagt: „Matthäus, es ist schade um dich . . . du warst ein kluger, feiner Junge . . . daß du so tief gesunken bist: so ein Verräter geworden bist an deinem Volk und an deiner Jugend." Es gab Geistliche genug in Israel, mehr als genug . . . Gelehrte eine schwere Menge, reiche Leute ebensoviel . . . aber keiner war gekommen. Aber dieser Jesus Christus . . . wenn er die Straße hinab kam . . . es lag so etwas in seinen Augen: „Matthäus, es ist schade um dich! Matthäus, ist nicht eine Rettung möglich?" . . . Und dem Zollbeamten schlug die heiße Röte ins Gesicht, und jedesmal . . . er konnte es nicht lassen . . . erwiderte er den stummen Gruß und beugte sich, als legte sich eine Hand schwer auf seine Schulter.

Und eines Tages . . da Jesus wußte: den hast du für dich und deine Sache gewonnen . . . und er freute sich in seiner guten Heilandsseele . . . da kam wieder ein Morgen, und Levi saß am Zoll, und der Herr . . . im Vorübergehen . . . stand er still. Und wie er auf ihn sah, sagte er: „Komm mit mir!" Und dem Mann ging es durch Mark und Bein. Er legte das Geld auf den Tisch und nahm seinen Mantel vom Stuhl, und wie er ging und stand, trat er zum Herrn. Und hat ihn nicht wieder verlassen und ist — sagt man — derselbe, nach dessen Erzählung das Evangelium geschrieben ist, das ihr kennt.

Hört zu! Wer ist nun dieser Jesus, der also an diesem Zollbeamten handelte? Er ist der vollkommenste Mensch, der

Mensch, wie er sein soll. Er ist nach Seele und Leben der reinste, wahrste Mensch. So will Gott den Menschen! Er ist aus der Menschheit aufgeschossen, der schönste Baum in Gottes Garten, schön, als wäre er Gottes Sohn. Er ist Gottes Sohn. Durch sein Wesen ist er es und durch sein Thun. Also: der den Zollbeamten dort mitleidig ansah: „Matthäus, es ist schade um dich" . . . der ihn von dem schmutzigen Tisch abrief auf reinen Weg: das ist niemand als Gott gewesen . . . Meine Christen . . . wer von euch sich in Sünden weiß, in unreinem Geschäft, in schlechter Gesellschaft, in bösen Neigungen, wer ein armer Notknecht des Geldes ist oder ein Ehebrecher oder ein Hartherziger: der soll wissen . . . so wahr „Gott war in Christo" . . . daß unser Herr Gott an seinem Wege steht und mit Dauern und Jammer im Herzen auf ihn sieht. Und wenn auch kein Mensch, nicht sein Kamerad, noch sein Freund, noch ein Geistlicher um seine Seele fragt und sorgt: der ewige, große Gott, der große Menschenerschaffer und Menschenvater, hat Mitleid mit ihm: „Matthäus . . . Siehst du . . . du warst so ein feines Kind . . . Wenn es möglich wär, Matthäus . . . Sieh . . ich sehe noch viel Gutes in dem Grund deiner Augen. Matthäus . . . reiß dich empor . . . komm hier neben mich. Komm her zu mir! Hier ist der Weg rein. Und ich will dich mit starkem Gottesarm behüten vor allem Übel." Da spricht die Seele, durch nichts anderes bezwungen, als durch Gottes Mitleid: „Ich will's versuchen, Herr. Ich bin hier . . . Gieb mir deine Hand, daß ich nicht falle. Amen."

II.

Die Stadt am Strand ist jetzt ein Trümmerhaufen. Der Mann, der damals an der Zollbude vorüberging, sagte eines Tages: „Du, Kapernaum, . . wurdest du nicht bis zum Himmel erhoben? Du sollst bis zur Hölle hinuntergestoßen werden." Und so ist es auch gekommen. In einem weiten,

wüsten Feld, von Unkraut wild überwuchert, liegen noch einige Mauerreste.

Die Stadt am Strand war damals eine lebendige, feine Stadt. Es wohnten da viele gutgestellte Leute: Gelehrte, Kaufleute, Geistliche. Die waren sehr ehrbar und sehr vornehm. Sie verachteten die Zollbeamten, welche den Römern dienten und das Volk betrogen. Und sie verachteten die sogenannten kleinen Leute, weil diese das Gesetz mit all seinen Haken und Winkeln nicht beachteten. So ein Arbeiter . . der hatte keine Zeit, die heiligen Waschungen täglich vorzunehmen; er hatte kein Geld, wenn ihm ein Kind geboren wurde, das Opfergeld zu bezahlen; er hatte keine Neigung, sich vor den Priestern zu verbeugen, wenn sie vorüber gingen, denn er sagte sich: die haben doch kein Herz für mich. Da ergrimmten die vornehmen Frommen über diese kleinen Leute und sagten von oben herab: „Das sind Sünder", „Zöllner und Sünder", das war ein häufiges Wort im Munde dieser ehrbaren und großen Leute.

Nun . . . am Abend . . . ging Jesus in das Haus des Zollbeamten, den er für sich und seine Sache gewonnen hatte. Und da es beliebte Leute waren, so kamen die Nachbarn ein wenig herüber gelaufen, einige Zollbeamte, mit Matthäus in gleicher Verdammnis, und einige arme Leute, denen es an Zeit, Geld und Neigung fehlte, die bunten, religiösen Gesetze zu halten. Zöllner und Sünder saßen da also abends in der offenen Hausdiele bei einander, und Jesus Christ war mit ihnen, aß ein wenig und erzählte und sprach von seiner großen Sache: von der Not der Menschen, und wie sie zu heilen wäre. Und sie hörten zu, und helle Freude stand in dem Glanz der Augen, die alle auf seine schlichte, reine Erscheinung, auf sein mutiges, begeistertes Gesicht gerichtet waren. Und einige von seinen Jüngern standen an der Thür.

Wohlan: da gingen einige von diesen sehr ehrbaren und sehr sauberen Leuten vorüber und zogen die Augenbrauen sehr

hoch: „Was? Das hätten wir nicht gedacht! Ißt und trinkt er mit den Zöllnern und Sündern?“ . . . Und die Jünger wußten nicht, was sie antworten sollten, gingen hinein und sagten es ihm: „Sie wundern sich darüber, daß du hier sitzt!“ . . . Da wußte er gleich Antwort, kurz, klar, wahr: „Ja seht“, sagte er. „Jene, die da draußen vorüber gegangen sind: das sind untadelhafte Leute nach ihrer Meinung, durch und durch, sind von guter Gesundheit, wohlgenährt und thun nichts Böses. Was soll ich mit ihnen verkehren? Ich bin gesandt als ein Arzt. Aus Not zu helfen: das ist der Beruf, den ich gewählt habe. Die da sind nicht in Not, die sind immer in Freude. Sie schwelgen in gutem Gewissen. Sie sind auf dem höchsten, allerreinsten Weg, nach ihrer Meinung: Was soll ich mit ihnen verkehren? . . . Hier aber, diese Leute: Sieh, Petrus! Sieh, Johannes, die sind hungrig nach einem freundlichen, reinen Wort; sie begehren, Fehler abzulegen, Sünden abzuthun und auf einen anderen Weg zu kommen.“

Also saß unser Herr bis in die Nacht hinein unter Zöllnern und Sündern, unter lauter Leuten, die weder Geld noch Hof hatten, unter Leuten, die es nicht genau nahmen mit dem siebenten Gebot, unter Leuten, die ziemlich grobe Ausdrücke hatten, unter Leuten, davon die Frommen sagten: „Sie sind vaterlandslose Leute und Gottes Feinde.“ Er saß aber unter diesen Leuten: Warum? Warum saß er unter ihnen? Diese einfachen, etwas verwilderten Leute hatten eine Eigenschaft. . . Und nun sage ich etwas Wichtiges: Eins hatten sie, das hatten die Feinen und Frommen nicht. Und das zu haben: darauf kommt es an, Gott gegenüber: Sie hatten die Erkenntnis: „Wir sind krank und unrein. Es ist nicht recht was mit uns. Wir sitzen ein wenig im Schmutz. Es muß . . Gott helf' uns! . . . besser mit uns werden. Darum: Erzähl' weiter, Herr Jesus.“

So saß er unter ihnen und erzählte und brachte ihnen

die frohe Botschaft: „Gott hat mich gesandt. Wer an mir und an meinem Leben Freude hat und wendet sich ab vom Bösen und von allem Schmutz und folgt mir nach, ist aus Liebe zu mir reinlich, hilfreich, treu und mutig, liebt und thut das Gute und läßt vom Bösen: der wird es wie Geist von Gott spüren. Es wird ihm gelingen, auf gutem Weg zu bleiben, und Gott im Himmel und alle Engel werden sich über ihn freuen. So lange er hier lebt, versprechen wir ihm und den Seinen Nahrung und Kleidung. Und am Ende seines Weges wollen wir ihn in ein anderes Leben führen, da wird er an des allmächtigen Gottes wunderherrlicher Schöpfung mit Hand anlegen, Großes und Gutes wirken, ohne Mißlingen."

So saß er unter ihnen und half ihnen auf. Und ich sage euch: Es sei denn, daß ihr selbst, meine Zuhörer, euch zu diesen Zöllnern und Sündern rechnet, zu den Unfertigen, zu denen, die es in allem Guten noch weiter bringen sollen und wollen: sonst seid ihr für Gott stumm, und er ist für euch taub. Er hat mit den Fertigen, den Satten bis an den Hals, nichts zu schaffen. „Sie können zu einander nicht kommen, das Wasser ist viel zu tief." Sondern: Du mußt begehren, es noch weiter zu bringen! Noch viel weiter! Noch tausend Meilen weit in guten Dingen! Du mußt, so lange du lebst, hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Du mußt immer sagen, so lange du lebst: „Erzähl' weiter, Herr Jesus!" Amen!

Vom Urteilen und Richten.

4. Sonntag nach Trinit. — Evangel. nach Lukas 6, 36—42.

Liebe Christen! Predigt und Kirche sind dazu da, damit wir nicht zu sehr in Nebendinge kommen. Wer nicht mehr zu Hause das Wort Gottes liest, auch nicht in die Kirche kommt, der läßt sich gehen. Er thut, was ihm beliebt. Er

kommt ganz von selbst immer weiter in die Fehler hinein, zu denen er nun einmal nach seinem Charakter Neigung hat. So wird der eine mehr und mehr, im Lauf der eilenden Jahre, ein Trinker, bis er elend endet; der andere wird immer geiziger und habsüchtiger, bis er am Gelde klebt, wie Moos am Strohdach. Der eine wird immer launiger, bis er der Seinen Not und Lebenslast ist; der andre wird immer träger, bis seine Kinder müssen betteln gehn; der letzte wird immer hochmütiger, bis er Gott und Menschen richtet.

Aber nun kommst du dann und wann in die Kirche. Du hörst hier, daß du zu einer Gemeinschaft von Menschen gehörst, die für das Beste im Menschenleben halten diese drei Dinge: Glaube und Liebe und Hoffnung. Das sind sehr hohe und edle Dinge. Du hörst hier, daß Gott mit den Menschenseelen nichts anzufangen weiß, die wie abgerissene Blätter bald hierhin, bald dahin wehen, zwecklos, wertlos. Du hörst hier, daß Gott einen Willen an den Menschen hat, nämlich, daß sie hilfreich, rein und treu seien. Da geht es dir auf, daß dein Leben eine bestimmte, große Bedeutung hat; du erkennst, wie der Dichter sagt, „des Lebens unendlichen Wert." Mag der Kühe Brüllen und der Schwalben Rufen am Fenster ihm gleichgültig sein — obwohl ich es nicht glaube — aber was du sagst und du thust, das wird alles gewogen oder gemessen. Da rafft du dich wieder auf. Du wirst stolz gegenüber dem Bösen, dem Oberflächlichen und Unfeinen, das in dir ist. Du wirst stolz gegenüber der ganzen Welt. Du sagst zu deiner Seele: „Hörst du? So sollen wir gehn! Wir wollen so gehn! Auf Gott zu, meine Seele! Amen."

Evang. nach Lukas 6, 36—42.

Ich bin kein Richter. I. Ich bin blind und unwissend. II. Ich bin selbst ein Angeklagter.

I.

Liebe Christen . . . Alle gesitteten Völker haben sich Gesetzbücher machen lassen und haben selbst Leute über sich

bestellt, welche das Volk richten. Diese Richter haben die Aufgabe, über zweifelhafte Dinge, welche vor sie gebracht werden, zu entscheiden, fein säuberlich zu trennen: hier Schuld, dort Unschuld, hier Recht, dort Unrecht. Sie richten aber nicht nach Gutdünken; sie fragen nicht ihre Neigungen. Sondern sie richten nach den Gesetzen, und sie legen diese Gesetze so aus, wie sie mit Ernst und Fleiß gelehrt und gebildet worden sind. Die Gesetze, klar in sich selbst, die Gesetze, von den Weisesten im Volk gemacht: die geben ihnen Recht und Kraft zum Urteil. Vor denen beugt sich der Kaiser und der Bettelmann.

Nun aber, meine Christen, haben alle Menschen, alle miteinander, eine große Neigung zum Richten. Es ist des Menschen natürliche Liebe und Lust, über das Thun seiner Mitmenschen Richter und Beurteiler zu sein. Obgleich sie kein Examen gemacht haben und kein Diplom besitzen, auch keinen Richtermantel tragen, sind doch nicht wenige Richter in unserer Gemeinde. Ich sage euch: Manches Haus in dieser Gemeinde ist ein hoher, gewaltiger Gerichtshof; und die Personen darin sind sehr gewichtige Gerichtspersonen.

Wenn sie bei einander sitzen, dann wird bald der Name irgend eines Menschen genannt; und nun ist kein Ende der Rede und kein Abkommen vom achten Gebot. „Wißt ihr? der und der ist tief im Trunk. Frau und Kinder vergißt er; seine Arbeit vernachlässigt er. Er sinkt immer tiefer. Lebt er noch lange, bringt er die Seinen an den Bettelstab." „Habt ihr schon gehört? der und der hat Selbstmord begangen. Aber es war nichts an ihm, gar nichts! Es war das Beste, was er thun konnte." . . . „Wißt ihr? Da in dem Hause und Hofe: da steht es schlecht. Sie schulden noch Fleisch und Brot vom vorigen Jahr. Man sagt, sie müssen bald von Haus und Hofe ziehn. Hast du es auch schon gehört?"

Also urteilen und richten die Menschen, so bös sie es meinen, so gut sie es können. Sie richten, wie ihnen der Kopf steht, milder, wenn sie gut gegessen und geschlafen haben,

härter, wenn ihnen etwas in die Quere kam. Sie richten „als Blinde", steht hier. Ja: wir sind blind; wir irren unser ganzes Leben lang. Wir kennen uns selbst nicht; sind uns selbst ein buntes Rätsel. Aber noch weniger kennen wir die andern Menschen.

Was wissen wir von dem Trinker? Weißt du, ob er die traurige Leidenschaft schon als Erbe von Eltern und Großeltern empfing, genau wie du deine grauen Augen erbtest und dein helles Haar? Weißt du, wie bittergern er aus der Leidenschaft heraus wollte? Wie oftmals er gegen sie anstürmte? Sie war aber stärker und warf ihn zurück. . . . Was wissen wir von dem, der sich das Leben nahm? Wissen wir, wie schwer die Last drückte, die er trug? Wissen wir, wie tapfer er mit den schwarzen Gedanken gekämpft hat? Wissen wir, ob seine Sinne klar waren, als er es that? Vielleicht ist er ganz und gar unschuldig an dem, was geschah: Wahnerscheinungen trieben ihn in den Tod. . . Was wissen wir von der Familie, die von Haus und Hofe muß? Wie schlecht der Zustand schon war zu Vaters Zeiten, wie sehr sie sich quälen, wie sehr sie bereuen. Wieviel sie verloren, weil sie Vertrauen hatten, weil sie allzu weichherzige Menschen waren; wie oft sie von schlechten Menschen betrogen sind; denn wir wissen: wo ein Aas ist, da sammeln sich die Krähen. Ihr seht, wir sind gar nicht geschaffen zum Richten, wir sind ganz und gar unfähig. Wir haben kein Patent und kein Diplom.

Ich habe gesehen, daß solch Richten ein Menschenleben auf einen dunklen Weg brachte. Da war ein Lehrer, ein treuer, braver Mann — er hat es mir selbst erzählt — der hatte in seiner Schule einen Knaben, der war fleißig und aufmerksam. Darnach, plötzlich, ließ die Aufmerksamkeit nach, er bekam ein schläfriges Wesen, bekam auch etwas Widerwilliges in seinem Aufstehn. Der Lehrer schalt; der Lehrer wurde hart . . er schlug. Da, nach vierzehn Tagen, kam eine schwere Krankheit über das Kind, und es starb nach wenigen Stunden. Der

Arzt aber sagte dem Lehrer, der mit Herzklopfen darnach fragte, da er die Wahrheit schon ahnte: „Schon Wochen lang hat die Krankheit in dem Kopf des Kindes gewühlt und gewütet." Mit Trauer denkt der Lehrer noch jetzt daran, daß er allzu rasch den Richtermantel anzog, daß er allzu oberflächlich war.

So, gerade so, meine Christen, geschieht es unter uns, daß einer von seinen Mitmenschen falsch beurteilt wird, nicht vierzehn Tage lang wie dieses Kind, nein, durch sein ganzes Leben. Da kommt ein fremder Mann in unsere Gemeinde, kauft hier ein Haus und fängt an, unter uns zu wohnen. Gleich stehen Weiber und Weibergenossen nebeneinander, urteilen und richten. Und wenn das Urteil dann lautet: Er ist gewogen und zu leicht befunden: dann bleibt es bei dem Urteil. Es bleibt dabei. Der Gerichtshof der Blinden und Irren hat entschieden. Eine Revision des Urteils giebt es nicht. Eine höhere Instanz ist nicht vorhanden. Und so arbeitet an seinem Leben und verwirrt es ihm und verbittert es der Irsinn der Menschen, die das Richten nicht verstehen. Es ist der reine Anarchismus, oder wie ihr auf deutsch sagt: eine ganz und gar verrückte Wirtschaft.

Haben wir Menschen kein Gesetz über uns? Hat niemand in dieser Gemeinde gehört, daß gesagt ist: „Richtet nicht?" Hat niemand in der Gemeinde die Stimme von Gott vernommen, welcher sagt: „Menschen sollen nicht richten; ich will richten?" Weiß denn niemand, daß wir nicht richten sollen, sondern sollen Gutes reden, warmherzig urteilen und helfen? Gott schrieb sein Gesetz in unsere Herzen, meine ich. Da, in deinem Herzen, steht: „Ich bin nicht besser als mein Nächster, über den ich harte Worte rede." Gott that mehr: er schrieb sein Gesetz in zehn Geboten nieder; darin heißt es zum achten: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden." Gott that mehr: er ließ unter uns Menschen aufwachsen unsern Bruder Jesus Christ, daß wir auf ihn hören und seinen Spuren folgen. Der hat gesagt: „Daß ihr euch untereinander liebt, gleich wie

ich euch geliebt habe." Seht ihr? Von Anarchismus ist keine Rede. Wir haben allerdings Gesetz und Richter über uns. Gott richtet! Und wir haben Gutes zu thun und zu helfen. So steht es.

Und nun soll mich wundern — du, der du diesem Gottesdienst heute beiwohnst — nachdem du den klaren Befehl deines Gewissens und den klaren Willen Gottes hiermit gehört hast, ob du, wenn du nun morgen oder übermorgen Gelegenheit hast, über deinen Bruder Urteil zu sprechen, ob du dann wirklich den Richtermantel umhängst und drauf los urteilst, du Blinder . . du . . du wirst blind bleiben, so lange du lebst: es leuchtet dir die Sonne; aber es leuchtet dir nicht das Licht, heller als die Sonne: Gottes Wille. Oder ob du von nun an ehrlich bist und gestehst: „Ich kann nicht über meinen Mitmenschen hart urteilen, richten, verdammen, ich sehe nicht in sein Herz und kenne seine Verhältnisse nicht. Wer weiß, Nachbar, vielleicht ist er ohne Schuld? Gott helfe uns und helfe ihm. Ich will ihm helfen, so gut ich kann. Willst du mithelfen, Nachbar?" Siehst du: wenn du nun morgen so sprächst: dann würdest du wenigstens dies eine Gebot, dies: das achte, treulich erfüllen. Und das würde Gott im Himmel und dir selber eine große Freude sein.

Für alle Lebenszeit, die noch vor uns liegt: Weg mit dem Rock des Richters! Zieh den nicht wieder an! Sondern zieh fein still den Rock vom barmherzigen Samariter an. Sei lieb, freundlich, hilfreich, und kümmere dich nicht um das Gerede und Gethu der blinden Menschen. Du bist nicht da zum Richten. Es giebt genug große Gerichtsherrn unter Männern und Weibern. Du nicht. Du weißt, was du zu thun hast; Du sagst:

Ich darf nicht richten, ich bin blind und unwissend.

II.

Ich darf nicht richten; ich bin selbst Angeklagter. Das war das Zweite.

Nun — das ist noch schlimmer — du bist angeklagt, und da wolltest du den Richter spielen? Hat man das je gehört, daß der Angeklagte sein Bänklein verlassen hat und hat sich oben in die Mitte gesetzt als ein hochmütiger Richter? Nicht dagewesen ist das. Geschieht alle Tage unter uns.

Sag es ehrlich: Wenn der Gerichtstag für alle Menschen ist, bist du dann Richter, oder bist du Zuschauer, oder gehörst du auf die harte Bank? Du erinnerst dich: Da war ein König, der wollte mit seinen Leuten Abrechnung halten. Als er nun anfing, da kam ihm einer vor, der war ihm eine Unmenge Geld schuldig: Zins hatte sich auf Zins gehäuft, und er konnte nicht bezahlen, garnichts. Er konnte nicht die geringste Summe bezahlen. Er war vollständig bankerott. Sage: wer ist dieser Mann? Wer bekam von Gott viel Hab und Gut: gesunde Glieder und Sinne, Vater und Mutter, Nachbarn und Freunde, Haus und Land, einen Lebensgefährten und Kinder? Eine Unmenge Guts! Sage, wer ließ dir dies alles mit Zins und Zinseszins nun schon vierzig Jahre lang? Wer gab uns Fähigkeit, unser Leben mit Gutesthun zu füllen, von der Wiege bis zum Kirchhofssteig? Aber du? Was hast du nun statt dessen schon für Sünde und Schulden eingesammelt. Als wenn es einem Menschen Ehre machte, einen möglichst großen Haufen Sünde zusammen zu tragen! Ich sage dir: wenn jetzt einer dort vor die Bänke hinträte und erzählte alles, alles, was du Böses gedacht und gethan hast: du würdest dich in Grund und Boden schämen. Du wärest lieber bei den Toten, die hier unter unsern Füßen schlafen, als bei uns, die auf dich sehen. Du weißt aber, daß du so einst vor Gott stehen wirst. Klar wird sein, wie klar Wetter, alle deine Unterlassungssünden, all dein Verschulden, all das Ungesunde in deiner Seele. Und die traurigen Folgen, die deine Sünden hatten, die du jetzt nicht siehst, auch nicht sehen willst, werden wie wandelnde Menschen vor dir vorübergehn. Und Gott wird dich über dies alles richten. Mit Recht richten! Denn du

konntest gut sein, wahr, rein, ehrlich, treu; aber du warst es nicht. Siehst du? Es ist kein Zweifel möglich: du bist nicht ein Richter, auch nicht ein Zuschauer, der gleichgültig dabei sitzt; sondern du bist nichts anderes, gar nichts anderes als ein armer Verklagter . . . Wenn aber das, wie richtest du denn deine Mitmenschen? Du, Angeklagter, deine Genossen im Gefängnis der Sünde? Du? Du ziehst das Armesünderkleid aus und ziehst prahlend den langen, schwarzen Richterrock an? Du? Du bist ein Narr, der schlechten Spaß macht.

Du dachtest an all dies bis jetzt nicht. Du richtetest und urteiltest so drauf los. Da geht ein Mensch vorüber: er wird abgeurteilt. Da ein anderer — du kennst ihn kaum: er wird gerichtet. Du bist so verwirrt in deinem Sinn, du meinst wirklich: du darfst ihn richten. Du gehst sogar auf deinen Nachbar zu und sagst ihm ins Gesicht: „Halt still, mein Brnder; du thust nicht recht, mein Bruder. Sieh: so und so mußt du handeln; das andere schickt sich nicht.“ Ach, du Heuchler: als wenn du thätest, was sich schickte! Du mit deinen eigenen großen Sünden. Ich sage dir: Laß deinen Bruder seines Wegs gehn: er geht seinen Weg mindestens so gut, als du den deinen. Er ist sich selbst verantwortlich; er wird von Gott gerichtet werden nach dem, was seine Thaten wert sind. Du aber kümmere dich darum, daß du deine eigne Sünde los wirst. Ich sage dir, die brennt hell vor Gottes Augen. Lösch' du dein eignes Feuer; dein Feuer brennt hell genug.

Wir sind alle in gleicher Verdammnis, alle miteinander. Wir sind alle Angeklagte, gefangen, und warten des Urteils. Darum höre: da waren einst in wilder Zeit — es ist noch nicht lange her — einige hundert Menschen zusammen gefangen in einem großen Hause, Monate lang, und warteten auf das harte Urteil, das die fällten, welche zur Zeit im Lande die Macht hatten. Da nun, in dieser gleichen Not, wird uns glaubhaft berichtet, waren diese Gefangenen sehr

freundlich miteinander; sie tröſteten einer den andern herzlich, am meiſten den, der am mutloſeſten war. In jeder Not und Verlegenheit halfen ſie einander . . Meine Chriſten, ſind wir alle angeklagt wegen vieler Sünden und warten unſeres Urteils vor dem gerechten Gericht Gottes, ja, ſtehen ſchon jetzt unter ſeinem Gericht bald freigeſprochen durch ein gutes Gewiſſen, bald verurteilt durch ein böſes, einſt von ihm noch mehr gerichtet nach dem, was unſre Thaten wert ſind: liebe Chriſten, liebe Mitgefangene, laßt uns freundlich miteinander ſein. Laßt uns alles verſtehn und alles vergeben. Laßt uns einer dem andern die oft ſchwere Laſt des Lebens tragen helfen.

Siehſt du? Das iſt nun das, was du heute aus dieſer Kirche und aus Gottes Wort in das Leben da draußen mitnimmſt. Ich habe meine Worte vielleicht als ein Ungeſchickter geſetzt. Ich ſage dir's aber noch einmal nach meiner Weiſe: Wenn du von hier fortgehſt und miſchſt dich wieder unter die Menſchen: ſei weder „von oben her", noch „von unten her", weder hochmütig noch wehmütig; ſondern habe Verſtändnis, entſchuldige, vergieb, ſei freundlich. Das wird deinen Vater im Himmel und den treuen Heiland freuen. „Sieh", wird er ſagen: „er kennt ſich ſelbſt: er weiß, was für ein Machwerk er iſt; er kann vergeben und geben. Sieh': er ſagt zu ſeinen Brüdern: Ich habe Vertrauen zu euch und eurem Weg. Fahrt wohl, alle meine Brüder! Gott mit euch!" Wer aber hier barmherzig war, gegen den wird Gott auch barmherzig ſein. Amen.

Die Miſſion.

5. Sonntag nach Trinitatis. — 1. Brief an Tim. 2, 4.

An dieſem Sonntag wird in allen evangeliſchen Kirchen im Land von der äußeren Miſſion gepredigt. Wenn einige von euch das zur rechten Zeit gewußt hätten, wären ſie viel-

leicht heute zu Hause geblieben, wären lieber ein ander Mal in die Kirche gekommen. Denn einige von euch haben die Ansicht, daß die Mission so etwas sei wie übertriebenes Christentum, so etwas wie religiöser Sport. Nun möge dieser Gottesdienst einen Segen für dich haben. Es wäre ein sehr großer Segen, wenn die Mission dir heute die Achtung abgewönne, welche ihr gebührt.

Denn sieh': Es war einer, der wohnte am Strand der Nordsee. Soweit das Wasser seine Felder bespülte, gehörte ihm das Vorland. Ihm gehörte des Wassers Schaden und des Wassers Nutzen. Er ging oft am Strand entlang, sah, wie das Wasser hier Land abriß und dort Land gab, und kümmerte sich nicht weiter darum. So wurde er alt und grau, und eines Tages mußte er wegen seines hohen Alters den Hof verkaufen und davon ziehen. Als er nun zum letzten Mal über seine Felder ging und an den Strand kam, da wurde ihm klar, was seit mehr als dreißig Jahren anklagend vor seiner Seele stand: „Wenn ich während all dieser Jahre helle Augen und Arbeitslust gehabt hätte, so hätte ich Gräben gezogen und Dämme gebaut und hätte Neuland gewonnen, so groß und größer noch, als das alte, und hätte meine helle Freude daran gehabt. Das wäre ein Leben gewesen! Nun aber ist alles verlumpt und verlottert."

Sieh': Viele Wasser spielen gegen deinen Strand, wollen deiner Seele Land geben und wegreißen. Alte Liebe ist zu schützen; neuer Glaube ist zu gewinnen; Hoffnung ist fest zu halten im harten Leid. Bald rauscht es leise; bald donnert es wild. Träume nicht, Menschenkind! Habe helle Augen! Wer hier gut gewacht hat, der wird nachher gut schlafen können. Ich sage dir: Mancher verlor auch das letzte Stück Land unter seinen Füßen. Du wache, achte auf alles, was um dich ist, und reiße das Gute und Große an dich und fülle damit dein Leben und erweitere deines Geistes und deiner Seele Grundbesitz.

Ich sage euch: Wer in unsern Tagen ins Grab geht, ohne das große Werk der Mission kennen und lieben gelernt zu haben, der hat ein feines Stück Land seines Lebens verloren gehen lassen; er hat in diese Zeit, in der er lebte, nur eben hineingeblinzelt und ist ein Träumer gewesen.

Text: 1. Brief an Timotheus 2, 4.

Ich sage: I. Die Mission ist Gottes Sache; II. sie soll dir bekannt sein; und III. lieb.

I.

Wie es gekommen ist, darüber wollen wir heute nicht verhandeln. Es ist nun einmal Thatsache: Sünde, Not und Schuld, Sorge und Tod und Grab: alle diese üblen Dinge sind stark in der Welt. Das Dasein der Menschen, Tiere und Pflanzen ist ein Kampf ums Dasein.

So steht es. Wie ihr auch alle am eigenen Leben erfahren habt. Wer ist ohne Angst, ohne Sorge, ohne ein Grab? Wo ist ein Haus ohne eine unheilige Ecke? Wo ist eine Gemeinde ohne Ungerechtigkeit, Streit, Thorheit und ohne Kirchhof? Das alles ist klar: es liegt auf der flachen Hand.

Nun, meine Christen, da es so steht — behauptet die Bibel — hat derjenige, welcher die Erde gemacht hat, welcher sie auch bis heute noch nicht aus den Händen ließ, einen gewaltig großen Plan. Auf *eine* Sache ist sein starker und vorsichtiger Wille gerichtet. Er hat allen seinen Engeln und allen Geistern, die auf sein Wort aufspringen und ihm gehorchen, *einen* Befehl erteilt. Er hat alle Menschen, welche auf seiner Seite stehen wollen, für *eine* Sache begeistert. Eine Sache hat Gott noch auf der Erde, die will er noch durchkämpfen, die will er noch zu Ende bringen. Ich sage euch: er kann wegen dieser Sache nicht schlafen. *Dies* ist die Sache: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Ich leugne nicht, daß Gott auch noch andere Absichten, Vorsehungen, Pläne hat. Aber einerseits sind diese so allgemein bekannt, daß man darüber nicht viel redet. Es ist z. B. bekannt, daß Gott will, daß wir, Menschen, Tiere und Pflanzen, in unserm Leben Frühling und Ernte haben. Andrerseits aber ist sein Wille — wie begreiflich — zu wunderlich und zu hoch, so daß es bedenklich ist, viel darüber zu grübeln. Wir haben auch keine Zeit dazu. Aber dieser eine Plan Gottes ist einerseits immer auf der Tagesordnung, andrerseits immer wieder wie neu. Er ist immer wieder herrlich; er ist beredenswert von Kindern bis zu Greisen, dieser: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Wie Gott diesen Plan, der für uns Menschen als ein Evangelium, d. h. Frohbotschaft, klingt, ausführt, das ist uns zum Teil verborgen. Wir wissen z. B. nicht, wie es mit denjenigen wird, welche — unter Heiden und Christen — ins Grab gehen, ohne Gottes Hilfe erfahren und ohne seine Wahrheit erkannt zu haben. Es ist aber sicher, daß er sein Rettungswerk an ihnen nicht aufgiebt. Er wird weiter an ihnen arbeiten mit Milde oder Härte, je nach ihrer Schuld oder Unschuld, bis ihnen geholfen ist. Undenkbar ist, daß Gottes Gedanken ins Wasser fallen, daß Gottes Wille Halt mache und Respekt habe vor dem, was wir Tod nennen. Die Kirchhofsthür erscheint nur uns Kurzsichtigen von Stein und Eisen. Gottes Engel reißen sie auf, sind Herren auch in jener Welt, rufen auch in jenes Land hinein: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Zum Teil aber ist es weltbekannt, wie Gott an seinem Plan arbeitet. So wie er in diesen Tagen auf unsern Feldern bei der Arbeit ist, bei Tag und Nacht, dem Weizen Ähren zu geben; also ist er von alten, grauen Zeiten her, besonders aber seit Jesu Christi Tagen und durch ihn — gelobt sei er! —

bei der Arbeit, Menschen und Völkern mit starker Hand zu helfen und sie zur Erkenntnis seiner Wahrheit zu bringen. Das ist die Arbeit und der Wille Gottes — bekannt ist das im ganzen Land —, daß dir und den deinen immer wieder Gottes Wort vor die Füße gelegt wird und ihr in Gott, als seine Kinder, lebt und webt, auf daß ihr ein Leben führt: klug, rein, freundlich, treu. . . Das ist der Wille Gottes, daß den Armen und den Kindern im Land Gerechtigkeit widerfährt, was viel mehr bedeutet als Barmherzigkeit. . . Das ist der Wille Gottes, daß das Evangelium und die Gutthaten, die aus demselben fließen, allen denen zu teil werden, die noch in dem harten Aberglauben der Heiden wohnen. Das alles ist Gottes Wille. Es steht hier deutlich: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Wenn da aber etwa einer ist, der ausweichen will und denkt: Nun dieser Satz: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde," ist ja doch nicht Gottes Wort, sondern es ist ein Wort von Paulus, der war ein Teppichmacher in Tarsus: so hast du ganz recht. Ich sage dir aber, du mußt seine Briefe wieder lesen: Dieser Teppichmacher war voll von Gottes Geist und brannte von Mitleid mit den Menschen. Wenn du aber noch weiter bedenklich bist, so kann ich dir ein Wort vom Heiland selber sagen: „Ich bin gekommen", sagte er, „das Verlorene zu suchen und zu retten." Glaubst du das? Deine Seele glaubt es, d. h. sie freut sich des Worts. Sie lacht und freut sich. Es freuen sich alle, die die Not der Menschheit sehen: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen."

Also ist die Mission Gottes Sache.

II.

Nun, wenn das, dann sollst du sie kennen. Das war das Zweite.

Das Unternehmen, die Welt für Gott zu erobern, ist uralt; hat aber besonders und mit Macht nach dem Tod Jesu Christi sich ausgebreitet. Ihr habt gehört, wie die Jünger dieses Jesus Christ und ihre Nachfolger als Missionare zu Königen und Völkern gegangen sind, und wie das Christentum, von Volk zu Volk, immer weiter in die Menschheit hineindrang, bis ganz Europa christlich war. Das ist ungefähr achthundert Jahre her.

Darauf ruhte die Arbeit der Mission durch mehrere Jahrhunderte. Die damaligen Christen meinten: es wäre genug geschehen. Sonderbar ist das und ganz unverständlich. Die Menschen lasen damals doch auch, was klar und deutlich hier steht: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde . . und das andere Wort der klaren Botschaft: Geht hin, werbet alle Völker und lehrt sie halten, was ich euch befohlen habe. Aber die damaligen Christen waren Leute in Wirrnis, sahen immer nur auf ihre eigene Not, die groß war; kannten auch nicht so die Not der Heiden, die fern von ihnen wohnten, jenseits des Meeres.

Aber dann. . . Es sind zweihundertfünfzig Jahre her: da fing der Handel mit den heidnischen Völkern an aufzublühen; immer mehr Schiffe fuhren hinaus; immer deutlicher stand das Bild von dieser Menschen Aberglauben und sozialer Not da: da fingen Könige und Kaufleute und Gelehrte an, sich und andere zu fragen: „Sollen wir hier helfen oder nicht?" Und da sie den Willen Gottes befragten, da stand da deutlich dies Wort: „Gott will, daß alle Menschen zu der Erkenntnis Gottes kommen." Da begann eine neue Zeit der Mission.

Die Mission ist nie eine Winkelsache gewesen. In Deutschland waren es Helden der Wissenschaft und der Menschenliebe: die haben sich für die Sache Gottes begeistert. Und auch jetzt wird sie in unserm Vaterlande von Leuten getragen und vorwärts gebracht, welche wahrhaftig ein gesunder Teil unseres Volkes sind. Und wenn ich euch sagen kann, daß die

Engländer und Amerikaner die tapfersten und eifrigsten und zahlreichsten Missionsfreunde haben, in allen Ständen, in jedem Alter, Millionen Freunde, so frage ich euch: sind diese beiden missionsstarken Völker die ersten oder die letzten Völker in der Welt, die Fortgeschrittenen oder die Rückständigen? Ich sage euch: Es war noch nie eines Menschen oder Volkes Schade, den Willen Gottes zu thun.

Es ist eine große, ernste Arbeit, von allen Menschenarbeiten die allerhöchste. Seht: Wenn da in unserm Volke ein junger Mann ist, kräftig, klug, reich. Derselbe ginge nach unsern Kolonieen in Afrika, oder er ginge nach China und machte das Land urbar und finge an zu handeln: so würdet ihr alle sagen: „Nun . . der ist kein Träumer. Der hat Arbeitslust und Kraft und wird auch etwas gewinnen." „Zu leben ist nicht nötig", sagt ein altes Sprichwort: „aber über See fahren, sich umsehen in der Welt, Waren bringen und holen: das ist nötig. Das bringt Leben in ein Volk." Nun . . . unser Volk ist jung, kräftig und reich an dem, was das Beste in der Welt ist, an Religion. Tausend Jahre lang an christlicher Weltanschauung sich erbauend, durch Vater Luthers starke Persönlichkeit in seinem Christentum erneut, durch diese große protestantische Erneuerung das stolze Volk geworden, das es jetzt ist, reich an geistigen Gütern: soll es nun auf diesen seinen Gütern, Packen und Kisten sitzen und träumen? Sondern: Wie seine Kaufleute hinausziehn mit ihren Waren und Kenntnissen und seine Landleute mit ihren Pflügen: so soll auch das Beste, was unser Volk hat, sein feinstes Gut, hinausgebracht werden: unsere christliche Weltanschauung, unser Leben, stehend auf der Freude an Jesus Christ, und soll unter den Heiden wirken und Licht anzünden am dunklen Ort und soll wieder zur Heimat zurückkommen, nicht leer, sondern heller anzünden Liebe an Liebe. Und also wollen wir wachsen an dem, was in dem Leben des einzelnen und des Volkes das Wichtigste ist.

Ich sage euch, es ist ein Kunststück, die Mission gering zu achten. Das kann nur der machen, der nichts von ihr weiß oder wissen will. Wer über die Mission nichts weiß, zuckt über sie die Schulter und thut verwundert und sagt: Mission? Mission? Ach, das ist eine Sache der sogenannten Heiligen, rückständig und altmodisch . . . ich sage euch: Den nennen wir rückständig und altmodisch. Er soll die Augen aufreißen, daß er nicht zu spät kommt. Es ist schade, wenn ein Mensch so blind und dumm durchs Leben in sein letztes Bretterbett geht. Gott liebt die Dummheit nicht, die über Dinge urteilt, ohne sie zu kennen, und die Dummheit auch nicht, die nicht weiter sieht als übers nächste Feld. Ein Christ zumal soll sich vor allen anderen Menschen über alle Wunderwerke Gottes freuen, mögen sie als Sterne am Himmel stehen oder als große Gedanken in den Büchern der Gelehrten oder als Gottes- und Menschenarbeit an der Heiden Grenzen.

Ein Christ soll die Mission, die Gottessache, kennen.

III.

Und lieb haben. Das war das Dritte.

Und wenn alle Christen die Hände in den Schoß legen würden und alle Missionare, statt das Evangelium weiter zu tragen, sich aufs Lotterbett legten, so wird Afrika und Asien doch christlich. Es ist ja nun einmal — wie ihr gehört habt — Gottes Wille. Es wäre nicht nötig, daß er einen Engel vom Himmel sendete, die Sache zu betreiben. Sondern er würde in der toten Heidenwelt in irgend einer feinen Menschenseele ein Licht aufflackern lassen und würde daneben knieen und das Licht pflegen und es eine helle Flamme werden lassen, zur Schande der alten Christenheit, die dann im Dunkeln läge, in einem Dunkel so grausig wie das, in dem jetzt Indien und China sitzen. Aber es scheint nicht, daß wir also gedemütigt werden sollen. Sondern vielmehr in einem Zug, in einem starken Sturm werden die aufstrebenden Völker

Europas und Amerikas die Höhe des Berges erreichen; und ehe dies Jahrhundert zu Ende ist, wird der größte Teil der Arbeit gethan sein . . . Und wenn dieser Sturm durch die Welt geht, dieser Sturm, von Gott ausgesandt, vielen Menschen und Völkern aus Faulheit zur Gesundung: so wollte ich dir wünschen, daß auch du etwas von dem frischen Hauch spürtest, der das Herz fröhlich macht. Du solltest gerne so fröhlich werden, das du wahrhaftig bis in dein Alter hinein sagtest: es ist fürwahr eine Lust zu leben.

Denn seht: Viele Menschen hängen ihre Liebe an Dinge, die es nicht wert sind. Sie sind im Alter stolz darauf, fünfzig Jahre lang Mitglied eines Kartenklubs und Vergnügungsvereins gewesen zu sein. Mit großem Stolz feiern sie ihr „Jubiläum", und tragen mit Wonne ihre „Ehrenzeichen". „Habeant sibi!" sagt der Lateiner, d. h. „Man soll den Kindern das Spielzeug lassen, das ihnen Freude macht." Aber ich sage euch: Schöner ist es, menschlicher, würdiger, viel besser für Leben und auch für Sterben, wenn du von Jugend an Mitarbeiter wärst an großen und bitterernsten Sachen, womöglich an dem Besten auf der Welt, nämlich: denen, die in Not und Jammer sitzen, zu helfen, seis denen in der Heimat oder denen in der Fremde. Dann kannst du im Alter sagen: „Als ich jung war, da war die Sache so klein, so klein. Nun ist sie mit Gottes Hilfe so groß, so groß geworden." Fein wäre das und dir eine übergroße Freude, wenn du im Alter sagen könntest: „Fünfzig Jahre lang habe ich Beten, Sorgen und Geld übrig gehabt für die größte und reinste Sache auf der ganzen Welt: die Liebe Gottes und alle seine Gutthaten den Menschen zu bringen."

Was soll ich lange darüber reden? Du hast Gott lieb, oder du hast ihn nicht lieb. Du liebst das Gute, oder es ist dir gleichgültig. Ich kann dich nicht anders machen. Ich kann nicht sagen: Du sollst so sein oder so. Was kann ich armer Mensch? Ich habe übergenug mit mir selbst zu thun.

Ich kann nur sagen: Hilf, Vater im Himmel, daß wir dich lieben über alles und deine Werke unter den Menschen, daß wir unsere Freude und unsern Stolz darin suchen, deine Mitarbeiter zu sein. . . . Denn was haben wir sonst vom Leben . . . wir stehn denn auf der Seite Gottes? Amen.

Durst.

10. Sonntag nach Trinitatis. — Evang. nach Lukas 19, 1—10.

Liebe Christen . . Die große köstliche Ernte hält vor der Thür, die bange Hoffnung so vieler Landleute, das Brot der Arbeiter, unser aller Freude und Stolz. Eine gute, große Ernte, die Gott uns bewahre.

Wir haben im Kirchenschrank ein Schriftstück, 70 Jahre alt. Da wird ein traurig Lied gesungen von jammervollen Erntejahren, eins nach dem andern. Wie die Gemeinde in große Not kam, und die Landleute verzweifelt vor ihren Feldern standen, und die Armut bitterhart wurde, und Verbrechen aufkamen und alle traurig waren. Ja, *das* muß von allem Traurigen in der Welt etwas vom Traurigsten sein, wenn so am Felde alle Arbeit und Treue gethan ist: *Da* stand der gute Hafer; *da* schoß auf das grüne Gras. Aber nun ist alles vertrocknet: Graue Erde starrt uns an, starrt uns an wie tote Augen, starrt uns an wie Hunger . . . Und doch weiß ich einen traurigeren Anblick: das ist, wenn ein Mensch, der dem heiligen Gott Früchte und Ernte bringen soll, weder pflügt noch sät. Gefühl und Wille: alles ist verwildert, vom Unkraut überwuchert. Am Ende, wenn Gottes Erntezeit kommt, kommt er vergeblich: es sind da weder Halme noch Ähren.

Wir wohnen in einem glücklichen Land. Wer an seinem Acker seine Pflicht gethan, tief gepflügt hat und gut gedüngt,

dem verspricht er guten Lohn. Seid still und betet: die ganze große Ernte steht unter des Himmels offenen Schleusen. Alle Halme, alle Äcker, die ganze Feldmark ruft: Wir warten. Nun kommt die schöne Zeit der heiligen Ernte. Wer nun übers Feld geht und hat ein feines Herz, der freut sich an dem schweren Gottessegen. Das Herz lacht ihm über Gottes Güte. . . . Und doch weiß ich noch schönern Anblick, das ist: Wenn das Herz eines Menschen, die feinste Arbeit Gottes, viel feiner als Bohnenblüten und Weizenhalme, sich in Lieb' und Treue Gott zuneigt und sagt: „Alles, was ich bin und habe, soll dir geweiht und geheiligt sein. Das ist mein Begehren: daß ich dir Frucht bringe, soviel du Heiliger von einem armen Menschen verlangen kannst. Amen."

Ich verlese aus dem Evangelium nach Lukas 19, 1—10.

Durst. I. Wie ein Hirsch schreit nach frischem Wasser, II. und dann steht am frischen Wasser, III. so freue ich mich deiner, Gott.

I.

Es ist ein schöner Tag im Leben des Herrn. Das ganze Ereignis steht klar vor unsern Augen. Wenn wir an Ort und Stelle wären, könnten wir die Straße entlang gehn, wo es ins Gebirge hinaufgeht, und könnten raten: hier an diesem Baum ist es gewesen: da auf dem Zweig hat der neugierige Zöllner gesessen.

Die Zöllner lebten von der Übervorteilung der Reisenden und Kaufleute; sie lebten immer im Krieg mit dem siebenten Gebot. Am Ende wurden sie's gewohnt. Auch die Verachtung, die sie traf, kümmerte sie nicht mehr. „Zöllner und Sünder! Zöllner und Sünder!" rief das fromme Volk. Sie lachten dazu. Dieser Zachäus war ein Oberzöllner. Da hatte er noch mehr Gelegenheit gehabt, zuzugreifen. Und er hatte es gethan. Es steht hier: „Er war ein reicher Mann."

Die meisten Zöllner lebten fröhlich in den Tag hinein.

Sie hatten kein Gewissen mehr, hatten gar keine Unruh mehr „Wir sind Zöllner und Sünder", sagten sie und nickten dazu und lachten. Wenn aber dieser Zachäus durch die Stadt ging und die Leute ihn ansahen und sich anstießen und sagten: „Sieh da, der Oberzöllner": dann wurde er unruhig. Wenn er am Zahltag von den Unterbeamten das Geld einsammelte, dachte er daran, daß dies Geld nichts anderes wäre, als der Schweiß des arbeitenden Volkes. Wenn er arme, blasse Frauen und Kinder über die Straße gehn sah, dachte er: „Das ist deine Schuld, du Blutsauger." Wenn er allein war, kam er ins Grübeln hinein. Wenn er seinen Gedanken dann freien Lauf ließ, dann kamen sie immer zu einer Stelle gelaufen, da stand groß und breit geschrieben: „Du bist ein Dieb. Du bist ein ganz gemeiner Dieb: du nimmst von den Armen." Des Zachäus Gewissen schlief; aber es hatte einen sehr leichten und unruhigen Schlaf. Bei jeder Gelegenheit wurde es wach und sagte: „Du bist nicht wert, daß du noch gesund bist und hast noch Augen, die sehen können, und hast noch gute Kinder."

Jesus hatte im Norden, in seinem Vaterland, einen tiefen Eindruck gemacht. Er hatte das ganze Land erschüttert. Die Erregung der Herzen schlug weite Wellen; sie schlugen gegen die Mauern der Stadt, wo Zachäus wohnte . . . Was hatte Jesus gethan? Er hatte viele Wunder gethan. Aber das war es nicht. Es war das, was aus seinen Wundern herausredete und Urteil des Volkes wurde und von Mund zu Munde ging: Wie hat er die Menschen so lieb! Was hatte er sonst noch gethan? Er hatte allem Bösen im Land, aller Ungerechtigkeit gegen die Armen, aller Heuchelei, aller Sünde Widerstand gethan. Aber das wars nicht. Es war das, was aus seinen Worten und Werken herausleuchtete: Er selbst war von aller Ungerechtigkeit ganz frei, war unschuldig und die reine Wahrheit . . . Lieb und rein war er: dies Beides war es, was man im Land von Jesus sagte.

Das Gerücht sprang durch die Stadt: Jesus, dieser

wunderbare Menſch, einzig lieb und einzig rein, der nie böſe war, nie ſtahl, nie ungerecht war, der keine Schuld hat und darum auch keine Sorge, der ins Leben ſieht wie junger, unſchuldiger Frühlingsmorgen: der kommt in die Stadt. Da erwachte das Gewiſſen des Zachäus: es wurde hell wach. Er begehrte Jeſus zu ſehen, wer er wäre, und konnte nicht vor dem Volk; denn er war klein von Perſon; und lief voraus und ſtieg auf einen Maulbeerbaum, daß er ihn ſähe. „Der Reine kommt! Der Liebe kommt!“ „Wie ein Hirſch nach friſchem Waſſer ſchreit, ſo ſchreit meine Seele, Gott, zu dir.“

Liebe Chriſten . . . Viele Menſchen leben ſo in den Tag hinein, ich kann ja auch ſagen: in den Tod hinein. Denn dem Tod gehn wir entgegen. Sie ſagen zueinander — ich habe das Wort oft gehört; ſie rühmen ſich damit — ſie ſagen: Wir ſind Lebemänner, d. h. „Wir haben kein Sittengeſetz über uns, und kein Gewiſſen, keine Stimme Gottes, in uns; und vor uns iſt kein Richter: es geht ins ſtumme, ewig ſtille Grab.“ Sie ſagen zu einander: „Wir ſind Sünder“, und winken mit den Augen und verſtehn ſich und lachen. Dieſe Leute mit dem feſtſchlafenden Gewiſſen, die Gott nicht fürchten, wird Gott am Arm faſſen, ſei's hier, ſei's dort; dann wird ihr Erwachen ſchrecklich ſein. Sie werden diesſeits oder jenſeits des Grabes in die Hände des lebendigen Gottes fallen; der läßt ſich nicht zum beſten halten. Was ſie geſät haben, genau das werden ſie ernten. Dann wird das Augenwinken vorüber ſein und das Lebemannſpielen zu Ende.

Aber ich ſage von dir, daß du nicht zu dieſen gehörſt. Nein: dein Gewiſſen: das macht dir noch Not. Wenn du Böſes gethan haſt: ein Ruck, und auf wacht dein Gewiſſen und ſteht vor dir und eifert: „Ein Dieb biſt du! Ein Zorniger biſt du! Ein Lügner! Ein Hochmütiger! Ein Narr! Wie ſchade . . ein Sünder!“ Wenn deine Gedanken unterwegs ſind und die Wege alter und neuer Vergangenheit gehn, dann kommen ſie immer an eine Stelle, da ſteht geſchrieben: „Gott war voll

Liebe und Güte, alle Jahre. Er war mir fürwahr ein treuer Hirte. Aber ich, ich habe viel gesündigt und bin wie ein Narr gewesen. Nicht zusammenzuzählen ist das, was ich verkehrt gemacht habe.

Nun — wenn es so steht — dann muß Jesus Christ einen großen Eindruck auf dich machen, grade auf dich. Denke dir, was ich vorhin Sonderbares von ihm gesagt habe: Er hatte nie ein schlechtes Gewissen; er kannte nicht die Not der Schuld und der Sorge. Er war immer fröhlich und sicher in Gott, wie ein junger Baum mitten im Garten in der Sonne. Aller Sünder, aller unruhigen Menschen Augen im ganzen Land müssen sich auf diesen richten, den einzigen, der keine Sünde hatte und darum auch keine Not. Alle Zornigen, alle Launigen, alle Lügner, alle Ehebrecher müssen auf ihn sehn. Wenn irgend etwas Sehenswertes ist in der ganzen weiten Welt, in der ganzen Menschengeschichte: Der ist sehenswert. Er ist sehenswert für dich, du in Schuld, du in Unruh, du — wie schade — ein Sünder! Du möchtest so gerne heraus und möchtest so gerne sein wie er, so lieb und so rein. Von dir gilt: wie ein Hirsch schreit nach frischem Wasser. . .

II.

Und dann steht am frischen Wasser! Das war das Zweite.

Nun kam der Herr richtig die Straße entlang und sah den Mann und seine großen, fragenden Augen und sah da gerade hinein. Und die Augen des unruhigen Zöllners und die klaren, ruhigen und reinen Augen des Heilands hefteten sich fest in einander und konnten nicht von einander. Und mit einem Mal steht der Herr still und sieht immer noch auf den Zöllner. Und des Zöllners Name wird genannt. Da kommt über all das Volk weg das Wort: „Zachäus, steig rasch herunter! Ich muß heute in deinem Hause zu Gaste sein."

Ich glaube . . . wenn je ein Mensch erschüttert gewesen ist in jenen großen Tagen voll von Unruh und furchtbarem Ernst: dann war es dieser Mann. Wenn du dich der schwersten Stunde deines Lebens erinnerst, so war dem Mann zu Mut, der mit stockendem Atem unterm Baum heraus auf Jesus zuging. Es ist nicht zu sagen, was durch des Mannes Seele ging, da er neben dem Herrn, keines Wortes mächtig, nach seinem Hause zuging. „Er hat es mir angesehn. In mein Herz hat er gesehn wie in ein offen Fenster. Es hat ihn meine Unruh gejammert. Er konnte das nicht ansehen und konnte nicht vorüber kommen. Er will nicht, daß ich verloren gehe. Wie schlägt mir das Herz! Hellwach ist mein Gewissen, schlägt donnernd gegen die Thür meiner Seele und schreit: „Du Dieb! Du Blutsauger des Volkes! Deine Stunde ist da . . Mach auf! Mach auf! Der Heilige Gottes kommt, und will in dir wohnen. Helfer im Elend! Heil in der Not!"

Und auf der Diele mag es gewesen sein, eher fand er nicht die Sprache, da fing er unter Thränen an zu danken: „Daß du unter mein armes Dach kommst, du Reiner und Lieber, und daß du dich meiner annimmst". Und plötzlich in dem Suchen, dem Herrn zu dienen, kommt es über ihn: Seine Worte überstürzen sich: „Sieh, Herr, die Hälfte meiner Güter, . . will ich . . gebe ich heute noch den Armen. Und wenn ich jemanden betrogen habe, gebe ich es vierfältig wieder. Heute noch."

Liebe Christen, ich gebe zu, daß wir nicht in der günstigen Lage sind, in der sich Zachäus befindet. Wir haben den Herrn nicht vor uns gesehn. Wir standen nicht unter der Gewalt seiner Augen: wir litten nicht unter der Reinheit seiner Erscheinung; wir haben das Ansichreißende seines Wesens nicht gekannt. Aber wenn das auch nicht: du bist doch nicht schlechter daran, meine ich. Du kennst all sein Thun und Lassen; sein Leben und seine Lehre ist dir wohlbekannt. Du

weißt, daß aus seinem Munde und aus seiner Erscheinung niemand anders als dein Vater im Himmel herzergreifend mit dir redet. Du weißt auch, wie er zuletzt, getreu seinem Leben und seinem Glauben, freiwillig den bittern Kelch des Todes getrunken hat. Darum kann ich wohl mit Wahrheit sagen, so wie er hier zu dem Zachäus sagt: „Ich muß heute noch in deinem Hause rasten" . . . so sagt er in der Kraft seines Geistes zu dir, der du heute Kirchgänger bist: Ich muß heute noch bei dir zu Gaste sein.

Du bist auch unruhig, wie der Zöllner war. Menschenherz bleibt Menschenherz: Du bist nicht anders wie jener, der vor so langen Jahren neben Jesus Christ in der Diele seines Hauses stand. Wenn du auch kein großer Dieb bist oder dergleichen: deine Last Sünde hast du auch. Und hast du Sünde, so hast du Unruh. Wann kannst du wohl sagen: „So, nun ist es still! Nun bin ich aus Sorgen und Mühen und Unruhen heraus?" Wenn du später auf dem letzten Lager liegst, ob du dann wohl sagen kannst: „Da war eine Stunde, und da war ein Tag: da war Friede, da war Sonntag." Ich glaube: die Stunden und die Tage wirst du zählen können. Die werden seltener sein als windstille Tage in diesem deinem Heimatland. Sieh, du in Unruh, nun kommt dies Wort an dich, heute im Gotteshaus: „Ich muß zu dir kommen." Was will er damit sagen: ich muß zu dir kommen? Das heißt: „Meine Liebe treibt und zwingt mich. Ich sehe, wie müde und unruhig du bist. An deinen Augen sehe ich es. Du bist ja so in Unruh und Sorgen und in kläglichen, täglichen Gedanken verstrickt, daß du kaum noch ein Vaterunser lang an große, heilige Dinge denken kannst. Sieh, das thut mir bitterleid. Gieb deine Hand her! Ich bitte dich, laß mich mit dir gehn, auch in dein Haus hinein. Ich bin deinetwegen durch Not und Tod gegangen." So redet Gottes süße Liebe mit dir.

Und wenn du nun wirklich, obwohl du so hart bist, diesen Bitten nachgäbest, und Jesus Christ — das ist die Liebe

Gottes — wollte mit dir in dein Haus gehn, zu deinen Kindern, an deinen Tisch, in dein täglich Leben hinein, wollte mitten hinein in deine Sünde und Unruh gehn . . unterwegs schon würdest du den Kopf schütteln und plötzlich würdest du stille stehn und würdest sagen: „Herr . . es geht nicht, du weißt nicht, wie viel Unfriede in meinem Hause ist; und all die vielen Unfreundlichkeiten, die wir tagtäglich einander sagen. Und die unehrlichen Gedanken! Und die Faulheit im Guten und all das Unheilige!" Aber der Herr sieht dich an, mit den Augen, die er hatte, wenn er in Galiläa mit den Mutlosen redete: „Gieb deine Hand her. Ich bitte dich, laß mich doch mit dir gehn". Und er ginge mit dir. Und immer näher kämt ihr deinem Hause. Da, auf deiner Diele, da würdest du, von seiner Güte überwunden in großer Not zu ihm sagen: „Herr . . es soll anders werden . . nein, Herr, es ist schon anders. Es ist alles rein, freundlich; es ist alles neu . ." Da spricht der Herr mit fröhlichen Augen: „Siehe! Ich mache alles neu". „Ja Herr, ein gut Leben fängt nun an. All' Fehd' hat nun eine Ende."

Wie ein Hirsch schreit nach frischem Wasser, und dann steht am frischen Wasser:

III.

So freue ich mich deiner, Gott. Das war das Dritte.

Es steht da schon vorher: „Er nahm den Herrn mit Freuden auf". Er war glücklich, zum ersten Mal in seinem Leben. Er saß dem Herrn gegenüber; er sah seine Frau ihm dienen; er sah seine Kinder an seinen Knieen. Sonntagsluft wehte durchs ganze Haus. Wie ein drückend Joch war all der Schein und Gleiß und die Unehrlichkeit und die Unfreundlichkeit abgeschüttelt. Und ein ander Joch war angelegt: Es wohnten nun Leute im Haus, die reinlich, ehrlich, treu und freundlich waren; und dies Joch war sanft, und diese Last war leicht, ganz wie er versprochen hatte. Er aber, da er den

Sonntagsglanz in den Gesichtern sah und wie die Eltern strahlende Augen hatten und die Kinder lachten: da freute er sich in seiner großen Güte und nickte ihnen zu und sagte: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.“ . . . So machte der Herr in seinen Tagen sein hohes Wort zu starker, fröhlicher That: „Ich bin gekommen, zu suchen, das verloren ist.“

Liebe Christen . . Einige unter deinen Nachbarn halten sich wohl schon jetzt darüber auf, daß du dann und wann ins Gotteshaus gegangen bist. Sie sagen: man wird dort unfrei und finster und beschränkt. Und ob es solche Kirchen giebt, in denen solch düsteres Christentum gepredigt wird: Du trau dem nicht! Sage dir immer wieder und richte damit deine Seele immer wieder auf: Frohe Botschaft hat Jesus gebracht, frohe Botschaft! Licht hat er gebracht, nicht Dunkel. Ach, es ist dunkel genug in der Welt.

Sieh, dieser Zachäus, ganz rein ist er wohl nie geworden. Ganz freundlich, ganz treu, glaube ich, wurde er nicht. Du wirst es auch nicht. Die Sünde wirst du nicht ganz los werden. Es ist Menschenschicksal — ich weiß nicht warum — Sünder zu sein bis in den Tod. Aber, ob du auch wieder ein wenig mutlos wirst, ein wenig unruhig, ein wenig unrein: deine Seele hat doch Weg und Richtung in Gottes Liebe. Und das ist alles. Das ist mehr als alle Gesundheit, als alles Geld und alle Ehre. Das ist die rechte Lebensfreude. Amen.

Du bist nicht fern vom Reich Gottes.

18. Sonntag n. Trin. — Evang. nach Markus 12, 28—34.

Das Wort, das ich heute besprechen will, hat der Herr an dem Tag gesagt, der einer der größten seines Lebens war.

Es war der Tag, da die Dunkelmänner im Land mit finsterm Gesicht ihn fragten: „Sollen wir dem Kaiser Steuer zahlen oder nicht?“ Und da die Lebemänner mit breitem Lachen zu ihm sagten: „Wenn eine Frau der Reihe nach sieben Männer hatte, wessen Frau wird sie im ewigen Leben sein?“ Er aber, König im Reich des Geistes und des Herzens, warf diese Großen und Stolzen im Volk mit raschem, entschiedenen Wort in ihre eigenen Gruben und schüttelte den Kopf und sagte: „Ihr steckt tief im Irrtum.“

Es ist der Tag, da er so herrlich und groß war, daß alle Dummheit und alle Sünde ihre Augen vor ihm niederschlug, da er unter die große, bedrückte, unwissende Menge seine ewige Wahrheit stellte, und das Volk, von großer Last frei geworden, einen Festtag hatte wie nie zuvor.

Es ist der Tag, da er mit seinen Jüngern über die Zukunft seines Volkes sprach. „Meister, sieh doch, was für Steine in der Tempelmauer! Mannshoch und mit Eisen verankert!“ Aber er sagte traurig: „Es wird nicht ein Stein auf dem andern bleiben, daß er nicht abgebrochen würde.“ Und er hob die Flügel seines Geistes und zeigte ihnen in der weiten Ferne das Ende dieser Welt, die Stunde, da die Sterne irren werden wie Menschen, und an der Stelle der alten stehn wird eine neue Welt: das Gottesreich.

Es ist der Tag, den er mit den Worten schließt, als langte er mit der Hand nach jedem einzelnen von uns, zöge uns an sich heran und sähe uns in die Augen: „Das sage ich euch allen: Wachet!“

An diesem großen Tag hat der Herr die Unterredung gehabt, die ihr . . . wachet! wachet! . . . jetzt hören wollt.

Text Evangelium nach Markus 12, 28—34.

Der Herr sagte: „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes.“ Das scheint uns I. sehr viel. II. Ob es genug ist?

I.

Es trat also ein Gottesgelehrter, ein gebildeter Mann,

im feinen Rock, zu dem Herrn. Er hatte es mit angehört, wie der Weise aus Galiläa sich mit den Ersten des Volkes stritt, und — wie hier steht — er hatte erkannt, daß er „fein" geantwortet hatte. Er hatte Achtung vor Jesu Geist bekommen; und des Herrn tiefer Ernst und gewaltiger Mut hatten ihn ergriffen. Er sagte zu sich: „Der ist ein Mann, mächtig von Geist und Gaben! Rostige Formen zerschlägt er, und vergrabene und verkleidete Wahrheit stellt er blank wieder dar. Ich will mit ihm reden. Ich will ihn fragen, was das Größte im Menschenleben ist und das Beste in der Welt!" Und mit raschem Schritt — wie ich mir denn denke, daß er noch jung an Jahren war — geht er auf Jesus zu: „Meister, welches Gebot ist das allererste?"

Nun will ich zuerst meine Freude darüber aussprechen, daß dieser Mann an den Herrn herantrat und ihn fragte. Du hast wohl auch in deiner Seele dieses oder jenes, das du wissen möchtest, weil es für deine Seelenruhe wichtig ist oder für das Gedeihen deines Hauses oder deiner Kinder oder für das Sterben. Solche Fragen mußt du nicht verschließen, du mußt nicht thun, als wären sie nicht da. Es nützt dir nichts, daß du die Thür deiner Seele verriegelst und sagst: „Seid still!" Sie werden wie kleine, bange Kinder gegen die Thür schlagen und schreien und immer lauter schreien, und wenn du nicht öffnest, sich zu Tode weinen. Ich sage euch, mancher Mensch hat die Seele voll von gestorbenen Fragen. Es ist nicht gut, daß man die Kinder einsperrt; man muß sie in der Sonne und im Winde spielen lassen. Wenn du etwas auf dem Herzen hast, so mußt du dich nicht allein damit quälen, sondern du mußt zu deinem Bruder kommen, zu dem du das Vertrauen hast, daß er dich und die Wahrheit lieb hat, und mußt zum Evangelium gehen — da ist die Wahrheit — und mußt dir Wegweiser und Trost holen und dir also das Herz erleichtern.

Zum zweiten rühm' ich an dem Mann, daß er eine Frage

that, die so ernst ist. Die Dunkelmänner hatten eine finstere, listige Frage gethan: das ist ihre Weise seit grauen Zeiten. Die Lebemänner hatten einen oberflächlichen, läppischen Witz gemacht: das ist ihre Weise seit tausend Jahren. Dieser Mann aber kam mit einem großen, ernsten Anliegen: „Herr, welches Gebot ist das allererste?“ oder mit anderen Worten: „Herr, was ist das Beste im Menschenleben?“

Meine Christen . . . Die ganze Menschheit ist jetzt und immer voll von Fragen. Wenn du in die Zeitung siehst, so scheint es, daß es für den Menschen zwei allerwichtigste Fragen giebt, erstens: Was sind wir dem Kaiser schuldig? und zweitens: Was ist der Kaiser uns schuldig? Wenn du dich unter Menschen bewegst, so hörst du zwei andere allerwichtigste Fragen, so weit verbreitet, als Menschen wohnen, die eine, mit Gram im Gesicht: Wann kommt das nächste Unglück? Die andere, über das ganze Gesicht lachend: Zu welchem Vergnügen gehn wir heute? Diese und etliche andere, das sind die Fragen, das sind die sogenannten „Lebensfragen“ . . . Dieser Mann aber, und — Gott ist Zeuge — viele andere, auch in unsern Tagen, sind weniger oberflächlich. Sie urteilen. Sie wägen ab. Sie denken nach. Und man *muß* nachdenken. Denn es steht so, daß Wichtiges und Unwichtiges, Glück und Unglück sich durchaus ähnlich sind. Sie sind sich so ähnlich wie Klee und Seide. Man muß die Stirn in Falten ziehn und genau zusehn. Sie thaten das. Und als sie alle Dinge genau untersuchten, wie sie dem Glück der Menschen nützlich oder schädlich wären, da entdeckten sie dies Große: Gottes Gebote halten, das ist das Beste im Leben. Da liegt das Glück! Also stellten sie die andern Fragen zurück und stellten zuerst diese Frage: Welches Gottesgebot ist das allererste?

Welches Gebot ist das allererste? Was hättest du wohl geantwortet? Du hättest die Gebote in die Wage gelegt und hättest vielleicht gesagt: Das vierte Gebot liegt Gott am meisten am Herzen; denn in diesem Gebot liegt der Bestand der

Familie und damit der Bestand des Vaterlandes . . . Vielleicht hättest du gedacht: die Lüge ist weit verbreitet in der Welt, welch traurige Rolle spielt sie in so manchem Familienleben und in den Zeitungen, die jeden Morgen mit ihren Lügen das ganze Land überschwemmen, und in den Meineiden vor den Gerichten. „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden": das ist das größte Gebot . . . Vielleicht hätten deine Gedanken höheren Flug genommen, du hättest gesagt: „Das größte Gebot ist: „Glaube an den Herrn Jesum Christ, so wirst du und dein Haus selig." . . . Aber Jesus . . . er selbst . . . antwortet anders: „Das allererste Gebot", sagt er, „ist dies: du sollst Gott lieben mit allen Kräften, die du aufbringen kannst, und deinen Nächsten mit der unverwüstlichen Kraft, mit der du dich selbst lieb hast." Das ist es.

Die Liebe ist das Beste im Menschenleben. Wer hält das vierte Gebot, wer den Feiertag, wer lügt nicht, wer flucht nicht? Der, welcher Gott und Menschen liebt . . . Wer sieht die Not seiner Volksgenossen, hilft dem, was klein und bange ist? Der, welcher Gott und Menschen liebt . . . Wer ruht nicht, bis sein Herz ganz Gott geworden ist, d. h. ganz und gar in Pflicht und Bann des Guten steht? Der, welcher Gott und Menschen liebt . . . Wer sitzt im größten Glück? Tausendmal mehr Leben hat, der sagt: „Mein lieber Vater in dem Himmel und alle meine Brüder!" als der andere, der sagt: „Was gehn mich Gott und Menschen an!". . . . Alles Gute, Reine, Edle, Schöne, Ewige hat der, der Gott- und Menschenliebe hat. Darum — und nicht aus Laune oder Zufall — sondern weil da unser Glück liegt, hat Gott durch seinen Gesandten diese Botschaft an uns: Ihr sollt Gott und Menschen lieben. . . . Gott ist die Liebe, und Liebe hält im Himmel Gottes Hausstand zusammen und ist der Grundsatz seines seligen Reiches. Liebe ist darum auch das Glück der Wesen, die er nach seinem Bilde schuf.

Liebe zu Gott und Menschen ist ein einheitlich Ding.

Die Dunkelmänner sagten und sagen: „Wir lieben Gott; aber jene ungläubigen, armseligen oder rohen Menschen können wir nicht lieben.“ Die Lebemänner sagten und sagen: „Wir lieben die Menschen, die unsrer Lust Genossen sind; aber die anderen Menschen und Gott im Himmel interessiert uns nicht.“ Aber die Leute Jesu Christi sagten und sagen: „Wir lieben dich, Vater im Himmel, und alle deine Gebote und alle deine Werke, so würdig deiner Kraft und Größe. Das ist dein Teppich, der auf den Feldern liegt; das ist deine Sonne, die uns froh macht; das sind deine Menschen, die um uns wohnen. Wir lieben alle Menschen, ob es auch von manchem Antlitz nach Kains Weise heißt: und verstellte seine Geberde. Du giebst sie nicht auf. Sie sind Teile von deinem Leben; sie sind Glieder von deiner Seele. Wir können uns nicht abwenden von unserer Schwester, noch hart sein gegen unsern Bruder, der mit uns an derselben Brust liegt: an deiner.

Die, welche keine Liebe haben, die hart und voll Launen sind: die sind tot wie die Steine in diesen Kirchenmauern. Aber die Gott und Menschen lieben: die leben, die sind unterwegs, die sind, wie der Heiland hier sagt, „nicht fern vom Reiche Gottes.“

Das ist sehr viel.

II.

Ob es genug ist? . . . Das war das Zweite.

Einige Ausleger wollen einen Tadel in dem Wort finden: „Du bist zwar nicht fern vom Reiche Gottes; aber du bist noch nicht darin.“ Ich sage aber: es war die helle Freude. „Sieh da“, dachte der Herr, „ein Mensch, der nachdenkt! Einer, der den Dingen auf den Grund geht! Sieh da, ein Mensch, der gesucht hat, bis er die Stelle fand, wo der Menschen Glück wohnt! Sieh da, ein Mensch, der zum Reiche Gottes unterwegs ist.“ Schön und strahlend war das Gesicht des jungen Gottesgelehrten, als er sagte: „Ja, Meister, recht hast du geredet: Gott und die Menschen lieben, das ist besser,

als alle Opfer." Aber schöner noch leuchteten des Herrn Augen, als er sagte: „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes."

Aber das ist allerdings wahr: es hat etwas Bedenkliches, dies Wort: Du bist nicht fern vom Reiche Gottes.

Freilich: die meisten von unsern Kindern in der Lehre, die sich am Tag vor Weihnachten nach dem Elternhaus auf den Weg machen und dann „nicht fern" vom Elternhaus sind, die kommen auch wirklich an. Aber wir haben es doch erlebt, daß sie sich aufmachten und sahen schon den Kirchturm und malten sich schon die Weihnachtsfreude aus und kamen zu dem Fluß da drüben, und das Eis ging in großen Blöcken und harten Stößen dem Meere zu und füllte das ganze Wasser; und sie mußten Weihnacht feiern, so schlecht es ging, nicht fern vom Elternhaus, in der Fremde. Es ist doch ein bedenklich Wort: Du bist nicht fern vom Reiche Gottes.

Und sieh: wenn ich mir denke, wir beide hätten gesagt: „Ja, Meister, Gott lieben und den Nächsten als sich selbst, das ist das Allerbeste im Menschenleben." Und der Herr hätte uns wahrhaftig zugenickt und hätte strahlend vor Freude zu uns gesagt: „Ja, ihr beide, ihr seid nicht fern vom Reiche Gottes." Und nun lebten wir unsre Tage dahin und kämen zuletzt durch des Todes Thür zu der Grenze des anderen Landes und sagten nun zu unsrer Seele: „Nun fliege auf, fliege auf ins Himmelreich" . . . und wir könnten nicht, hätten keine Kraft, oder da wäre eine breite Kluft, und wir könnten wohl sehn, wie sie da in der seligen Heimat Weihnacht feiern, wir beide aber müßten, so schlecht es geht, in der Fremde feiern? Es ist doch ein bedenklich Wort: du bist nicht fern vom Reiche Gottes.

Stütz' den Kopf in die Hand, junger Gottesgelehrter: Ich bin nicht fern vom Reiche Gottes? Was ist denn noch für eine Strecke oder Graben oder Hindernis zu überwinden? Ich bin doch nicht wie ein Knabe, der ging feldüber und kam glücklich über dreißig Gräben und Zäune und stand dicht vor

seinem Ziel: da war da noch ein Graben, der war ihm zu breit. Er wagte es nicht. Er schlich wieder zurück wie ein Geschlagener. . . Stütz' den Kopf in die Hand . . . „Ich bin unterwegs, ich bin nicht fern? Aber ich bin noch nicht da?" . . . Sicher ist es eine schwer gangbare Strecke, ein hartes Hindernis. . . Was wird den Menschen schwer? Was ist den Menschen hartes Hindernis, schwerer Weg? „Wollen habe ich wohl", sagt ein Menschenkenner, sagt Paulus, „aber Vollbringen das Gute, das finde ich nicht." Das Vollbringen! Ja, das ist ein breiter Graben. O ja, vor dem stehn Menschen in dichten Haufen. Da muß man noch hinüber: man muß zu Thaten kommen. Was hilft Begeisterung für eine gute Sache? Wir hatten einen, der sang mit besonders heller Stimme Vaterlandslieder; aber als er Soldat werden sollte, als das Vaterland Thaten sehen wollte, schlich er sich über die nächste Grenze davon. Was hilft es, daß ein Landmann sagte: „Ich weiß mir nichts Besseres, als pflügen, säen und ernten" . . und er saß im Wirtshaus, während draußen auf seinen Feldern der harte Ostwind sein überreifes Korn mit den Köpfen zusammenstieß, daß es aus der Ähre sprang? Was schafft Leben? Beschlüsse doch nicht? Prahlen doch nicht? Kopfnicken doch nicht? Nein! die That! die Arbeit! Du sagst: du hast Gott lieb und alle Menschen? Sieh: der liebe Gott ist in Leutenot zur Erntezeit. Es ist alles weiß zur Ernte, so weit du sehen kannst. Ein großes Feld zum Helfen! Spring mitten hinein, daß das Korn dir zur Brust reicht. Da ist das Reich Gottes. Da bist du mitten drin. . . Sieh da, deine Hausgenossen, der eine muß ermahnt, der andere getröstet werden; den einen mußt du zum Lachen bringen, den andern mußt du ernst machen. Du sagtest: du habest Gott lieb und alle Menschen? Und versäumtest dies in deinem eignen Hause? . . . Sieh: deine Brüder und Schwestern, deine Nachbarn in Not: sie erwarten deine Freundlichkeiten, deine Bereitwilligkeit zu helfen; sie verlangen dein

Herz. Du sagtest: du hättest Gott lieb und alle Menschen . . und versäumtest dies? . . Sieh: deine Mitarbeit verlangt Gott. Es scheint, daß er ohne dich die großen Dinge nicht betreiben will oder kann, die er angefangen hat. In seiner schweren Arbeit, die Sache Jesu Christi in der Christenheit zu vertiefen und in der Heidenwelt zu verbreiten, braucht er dich. Du sagtest: du hättest Gott lieb und alle Menschen? Und dies versäumtest du?

Stütz' den Kopf in die Hand: „Ich bin nicht fern vom Reiche Gottes? . . . Und wenn ich dies alles nach meinen besten Kräften gethan hätte, so will ich doch nie sagen: nein, ich will nie sagen: „Ich bin im Reiche Gottes." Ich will nie mit mir zufrieden sein, ich will immer stehen zwischen Trauer über mich und Freude über mich. Ich will immer sagen: „Ich bin nicht fern vom Reiche Gottes, und darum bin ich froh; und: Ich bin noch nicht im Reiche Gottes, und darum bin ich traurig." Ich will es immer wie Paulus machen und sagen: „Ich habe es noch nicht ergriffen, und ich bin noch nicht vollkommen; ich jage ihm aber nach!" . . . Ja, jage ihm nach! Unermüdlich! Glaube, daß du es noch erreichen wirst. . . Hör', ich halte für möglich, daß der junge Gottesgelehrte sich auch schon in Thaten bewährt hatte und also schon im Reiche Gottes drin war. Aber der Herr wollte es ihm nicht sagen. Ein Mensch kann das wohl nicht vertragen. Er würde rasten und rosten. Es sind keine guten Worte für Menschen: Besitzen und Haben. Streben, nahe daran sein: das sind gute, rechte Menschenworte. Darum sagt der Herr: „Du bist nicht fern, du bist fast schon daran! Du bist dicht dabei. Auf! Vorwärts! Nicht müde!"

Vater im Himmel, tief ist deine Weisheit. Eines Menschen Geist steigt nicht bis auf ihren Grund. Wir wollen nicht sagen: „Wir haben dich und dein Reich." Aber wir wollen unermüdlich, bis an unser Lebensende, darauf losgehn, ihm näher kommen, in Thaten tiefer hineindringen. Amen!

Von der Herrlichkeit des Dienens.

21. Sonntag nach Trinitatis. — Evang. nach Mark. 10, 35—45.

Liebe Christen! Man will in unsern Tagen nicht recht mehr im Dienste stehen. Der Widerwille gegen das Dienen ist allmählich auch zu uns gekommen und damit auch die Leutenot. Wir haben in den Zeitungen viel davon gehört; nun haben wir das auch. Mancher Bauer ist in diesen Wochen in Sorge: „Bekommst du Arbeitskraft für Küche und Stall oder nicht?“ Freilich, einige Häuser haben es redlich verdient, daß sie keine Dienstboten bekommen können. Andere sind in unverschuldeter Not. Sie sind rechtschaffene Herren und ihre Frauen gerecht und freundlich und haben doch keine Hilfe.

Die Kinder unserer Arbeiter wollen nicht mehr beim Landmann dienen. Sie wollen lieber Maschinen bauen oder auf dem Baugerüst stehen oder in städtischer Werkstätte; oder sie suchen ein kleines Amt. Von denen, die im Arbeiterstand bleiben, verlassen noch einige die Heimat und suchen im fremden Land Haus und Herd. Der Stand der Landarbeiter, obwohl auch er sich gehoben hat, hat sich nicht so sehr gehoben, wie diese andern Stände. Also ist klar, daß, die drin sind, unzufrieden sind und heraus und hinaufstreben. Und ehrenwert ist der Arbeiter, der sich die Lehrlingsanzüge seiner Knaben vom Munde abdarbt, damit sie es weiter bringen als ihr Vater. . . . Auch die Mädchen gehen in die Städte. Sie sagen: sie verdienen dort leichter ihr Brot. Sie denken: das Land ist arm an Knechten, und wir nehmen lieber einen Handwerker. Und da haben sie Recht. Wir sehen freilich jeder einzelnen mit Sorge nach. Denn wir wissen, daß dies leichter verdiente Brot auch leichter an Gewicht ist und oft nicht so rein als Schwarzbrot auf dem Lande.

Nichts mehr über diese Sache. Klagen ändert nichts daran. Die Thatsachen sind da: sie wollen nicht mehr dienen.

Das ganze Wort Dienen ist bei uns in Mißkredit gekommen; es hat einen alten, schimmligen Geschmack bekommen. Nur ein Dienen hat noch Ansehn bei uns — und das freut alle ernsten Menschen: im bunten Rock dem Kaiser dienen.

Das Dienen! . . . Wie weit reicht denn das Dienen? Ist das Dienen für die aus der Welt geschafft, die von unsern Bauernhöfen in die Städte ziehen oder übers Meer? Mögen sie bleiben oder fortziehen, ich kann's nicht ändern — Gott mit ihnen —, aber sie sollen wissen, daß sie dienen müssen bis an ihr Ende. Sie mögen von dem Dienen beim Bauern schlecht reden, sie sollen aber wissen, daß sie dennoch im Dienste sein sollen bis in den Tod. Sonst ist eines Menschen Leben nichts wert. . . . So oder so . . . in des Kaisers Rock oder auf der lärmenden Werft oder an den eigenen Kindern: dienen muß man. Wir müssen alle dienen. Sonst sind wir nicht wert, daß uns die Sonne bescheint. Ich sage: da im Dienen: da liegt des Menschen Ehre. Heil allen, welche dienen. Ich will von der Herrlichkeit des Dienens reden.

Evangelium nach Markus 10, 35—45.

Thema: Von der Herrlichkeit des Dienens.

I. Der Herr sagt: Die, welche dienen, sind große Leute. II. Die Schöpfung und die Weltgeschichte geben dem Herrn Recht. III. Du giebst ihm auch Recht.

I.

Liebe Christen! An anderer Stelle wird uns erzählt, daß die beiden Brüder auch noch ihre Mutter mitgebracht, daß sie alle drei vor Jesus auf den Knieen gelegen und ihn angebettelt hätten und daß die alte Frau die Sprecherin gewesen wäre: „Sprich, daß diese meine beiden Söhne, einer dir zur Rechten, einer dir zur Linken, sitzen sollen in deinem Reich." . . . Es ist eine Mutter, die hier bittet. Sie denkt nicht an sich: sie bittet für ihre Kinder. Und sie erbittet für ihre Kinder eine Fülle von Glück und Ehre. Ein rechtes Muttergebet.

Es wird bei diesem Text zuweilen bemerkt, daß Jesus die Bitte der alten Frau weiter nicht tadelt. Ich meine aber: wenn diese Mutter sich das Reich Jesu auch sehr irdisch gedacht hat, so hat sie doch sicher gewußt, daß in diesem Reiche nur reine, freundliche und fromme Menschen wohnen werden. Wenn sie also bat, daß ihre beiden Söhne, die schon jetzt, wenn der Herr mit seinen Jüngern zu Tische saß, als seine Lieblinge nicht weit von ihm saßen — wie wenigstens von Johannes berichtet wird — so hat sie nichts Übergroßes begehrt. Ich lege es vielmehr allen Müttern ans Herz, daß sie doch ja nicht unterlassen, für ihre Kinder mit immer großer Treue zu beten, daß der Vater im Himmel ihnen viel Eifer für alles Gute geben möge, kurz, für des Herrn Sache, damit sie einst nicht fern von ihm sein mögen, wenn diese Wanderschaft hier zu Ende ist.

Wie treu und ehrlich die beiden Jünger es mit dem Herrn meinen, das sehen wir. Denn wie der Herr sie fragt: „Ihr wißt nicht, was für Furchtbares ihr begehrt. Wollt ihr auch so leiden, wie ich leide? Könnt ihr auch das schwere Geschick auf euch nehmen, das ich mich anschicke zu tragen?“ Da antworteten sie beide: „Ja, Herr, wir können es!“ Aber — trotz ihrer Liebe — Jesus kann ihnen die Erfüllung nicht versprechen. Die Bitte geht über sein Verständnis; die Entscheidung darüber liegt in den Händen Gottes. Die Ehren des Himmelreichs zu verleihen, kommt ihm nicht zu.

Damit aber war diese Sache nicht erledigt. Die Jünger erfuhren auf irgend eine Weise, was die beiden Brüder für sich erbeten hatten, und faßten die Bitte sehr einseitig auf. Sie waren der Ansicht, daß nicht Liebe zum Herrn die Bitte veranlaßt hatte, sondern nur hochmütiger Ehrgeiz. Denn nach Jerusalem war ja der Herr auf dem Weg, und dort sollten herrliche Kronen verteilt werden. Wer bekam wohl die allerfunkelndste? Ach, schlimme Kronen wurden verteilt, die sie fast alle erlangt haben, zuerst er selbst, dann die Seinen: Dornenkronen.

Also werden die Jünger zornig über die Beiden. Es geht ein Riß durch die Jüngerschaft, und sie fangen an, sich zu streiten, wer von ihnen der Größte und Tüchtigste sei. Da hat Jesus die Gelegenheit wahrgenommen und hat ihnen dieses gesagt: daß in der ganzen Schöpfung die Mächtigsten von oben her auf die andern treten, immer die Oberen auf die Unteren. Und die da von oben her das Treten und Regieren so recht verstehen und so recht kräftig ausführen, die nennt man in der Welt „Herren". Aber im ganzen Reich Gottes ist es umgekehrt: Die, welche dienen, sind in Gottes Augen große Leute, und die, welche sehr vielen dienen, sind die allergrößten Leute. Das war das Erste.

II.

Meine Christen, das ist ein merkwürdiger Gedanke. Dieser Gedanke stellt die ganze Welt auf den Kopf. Die ganze Welt ruft: „Herrsche! Herrsche! Und wenn du auch nur in deinen vier Wänden herrschen kannst: Herrsche! Herrsche!" Das Wort Gottes sagt: „Im Gegenteil: Sieh ab vom Herrschen! Lege die Krone weg. Nimm das Schurzfell! Diene! Diene immer! Diene möglichst vielen! Einerlei, ob du Dank hast oder nicht . . . diene!" Was nun? Ist denn nun die ganze Schöpfung mit ihrem Herrschgesetz, mit ihrem „Kampf ums Dasein", im Widerspruch gegen Gott und unsern Heiland? Sollen wir nun glauben, daß die Schöpfung von Gott verlassen sei? Wohnt nicht Gott und seine Gesetze auch in den Sternen und in den Fliegen und in den Menschen? Wenn Gott nicht mehr in der Schöpfung wohnt, dann dürfen wir ja gar nicht mehr singen: „Dich preisen Sonnenschein und Sturm; dich preist der Sand am Meere. Bringt, ruft auch der geringste Wurm, bringt unserm Schöpfer Ehre . . ."

Gehn nun Gott und seine Schöpfung auseinander? Das kann nicht sein. Sie ist das Werk seiner Hände und gehorcht, wie

er winkt. Wohlan: Dann muß auch die Schöpfung reden von der Herrlichkeit des Dienens. Das war das Zweite.

Sie sagen, es ist ein Kampf ums Dasein? Ja, so ist es! Nun also: darum ist die Welt voll von Opfern . . . Sie sagen: die Starken in der Schöpfung siegen? Ja, so ist es. Nun also: dann dienen und opfern sich die Schwachen. . . . Ich behaupte: Es giebt viel mehr Dienen in der Schöpfung als Herrschen, viel mehr Unterliegen als Siegen, viel mehr Klageruf als Siegesgeschrei . . . Sie sagen: Es ist ein Kampf ums Dasein in der ganzen, weiten Schöpfung? Ich sage: Stärker noch und größer ist das andere, das durch die Welt geht: das Verzichten aufs Dasein . . . Seht die Bäume im Walde: wie sie still halten, wenn die Axt kommt, und den Weizen, wenn er von Ferne die Sichel sieht; und das Schaf verstummt vor seinem Scheerer. Und selbst die große Sonne ist eine Dienerin, legt sich an jedem Morgen in die Siehlen und zieht den flammenden Wagen über den weiten Himmel. Was sollte aus vielen Kindern in unserer Gemeinde werden, wenn die Väter nicht an jedem Morgen zu frischem Dienst den Spaten in die Hand nähmen? Was sollte aus vielen Hausständen werden, wenn die Frauen nicht immer von neuem ihnen dienen wollten? Was sollte aus dem Vaterland werden, wenn nicht immer von neuem junge Leute bereit wären, des Kaisers Rock anzuziehen, wenn nicht Beamte, Minister und Fürsten da wären, die für uns alle grübelten und sorgten? Ich glaube: das Herrschen ist das Widernatürliche, das durch die Sünde Hinzugekommene. Das Dienen ist das Wesentliche der Schöpfung, ist das Ewige an ihr, ihr Göttliches.

Die meisten dienen unfreiwillig. Die elektrische Kraft und der Dampf dienen in Ketten und Rädern. Der Sperling muß unfreiwillig dem Habicht dienen. Unfreiwillig dienen viele Menschen denen, die über ihnen stehn. Aber der Hund dient schon freiwillig seinem Herrn und leidet für ihn

und sei's den Tod. Und der Soldat dient seinem Land freiwillig, und der mit dem roten Kreuz geht in erster Reihe; und die Mutter sucht ihr Kind unter brennenden Balken. Je höher die Geschöpfe stehen, um so treuer wird das Dienen. Um so kraftvoller und freiwilliger wird es. Es wird ein Dienen bis zum letzten Hauch. Es wird „Treue bis zum Tod." Freiwillig dienen! „Auf, meine Jünger!" spricht der Herr, „ihr sollt am höchsten stehn in der ganzen Welt. Freiwillig dient! Und wer am meisten dient, der ist der größte Held." . . Ich sage: Dies Wort vom Herrn kämpft nicht gegen die Schöpfung. Fürwahr: wer gute Augen hat, der sieht, daß die ganze Schöpfung wie ein Kind vor sich hinweint und zum Vater will, den es verloren hat. „Es seufzt die Kreatur", sagt Paulus. Es dient alles und muß dienen und sich opfern und weinen. Lache nicht! Das Leben ist nicht zum Lachen! Das Leben ist zum Dienen! Laß uns weinen und opfern und dienen! Auf dem Weg liegt unsere Erlösung. Dazu ist er selbst auch gekommen, wie er sagte, zu nichts anderem als „um zu dienen" und sein Leben zu geben zum Lösegeld für viele.

Nun sage ich weiter: Das Wort stimmt auch überein mit der Weltgeschichte. Freilich, man muß das Wort Weltgeschichte richtig verstehn, Weltgeschichte ist nicht Kriegsgeschichte, sondern ist Menschheitsgeschichte. Verstehst du sie als Kriegsgeschichte, dann sind die Fürsten die größten Menschen gewesen, die mit harter Faust und mit blutigem Schwert, um ihrer Herrschsucht zu fröhnen, die Menschen unterworfen haben. Es scheint, daß sie von Gottes Vorsehung unterwegs geschickt werden, wie Sturmwind im Frühling, um das Morsche und Alte herunter zu reißen und Neuem Platz zu machen. Also sind auch diese Gottes Diener. Die Völker nennen sie Gottes Geißeln. Verstehst du aber die Weltgeschichte als die Geschichte der Menschheit, dann sind diejenigen die Stolzesten und ersten Namen, die am meisten den Menschen gedient

haben, die mit Mühe und Not und Arbeit, mit vielem Grübeln und durch die schweren Stunden der Verkennung und der Zweifel, mit tapfern Thaten und mit Thränen, die ganze Menschheit oder ihr Volk ein Stück vorwärts geführt haben, nach dem Guten zu.

Ich komme auf die, welche Diener vieler Menschen, vielleicht ganzer Völker gewesen sind. Ich kann sie nicht alle nennen, es sind viele Tausende. Ich weiß auch nicht, wer von ihnen herrschen wird im Himmelreich. Ich nenne Propheten wie Moses, Jesaias und Paulus. Ich nenne Johann Huß, der in Constanz verbrannt wurde, und Martin Luther. Viele, die ich nicht kennen kann, haben diesen Männern geholfen. Sie sind nicht so groß wie diese, aber sie sind auch Diener im Reiche Gottes, Helfer der Menschheit gewesen.

Ich nenne Staatsmänner, wie Josua und David, wie Friedrich den Großen und unsern alten Kaiser und Bismarck. Ich kann sie lange nicht alle nennen. Sie haben mit viel Mühe, Angst und Verkennung ihren Völkern vorwärts geholfen, daß sie einig und stark würden, damit in Zeiten ruhigen Friedens, den sie schufen, das Gute wüchse und blühte. Viele Männer haben ihnen geholfen. Ich denke an die stillen Schlachtfelder in Böhmen und Frankreich, auf denen es einst so laut herging, auf denen jetzt so viele Kreuze stehn, aufgerichtet auf den Leibern derer, die ihrem Volke gedient, ihm in der Notstunde geholfen haben.

Ich nenne Männer der Künste und Wissenschaften, Göthe und Schiller, deren Namen hoch klingen im ganzen Land. Viele neben ihnen. Von den großen Naturforschern will ich nicht reden, noch von den großen Darstellern der Weltgeschichte. Diese Könige im Reich der Künste und der Wissenschaften errichteten mit vielem Schweiß und großer Sorge starke Wohnungen für die Menschen. Viele tausend Kärrner und Handlanger arbeiten noch heute daran. Sie alle haben mitgedient, daß es in der Welt Licht werde.

Diese alle sind „Knechte“ gewesen, wie das Wort hier im Evangelium lautet. Du mußt nicht so thöricht sein und meinen, diese Männer hätten nur Ehre gehabt. Sie haben viel mehr Arbeit und Mühe, Zweifel und Not gehabt. Ich sage dir: sie hatten tausend mal mehr Sorge, als Ehre. Erst allmählich, da ihr Haar schon grau geworden war, da sie vierzig oder fünfzig Jahre still gedient hatten, ohne Stern, ohne Kreuz, ohne Krone, oder da sie gar schon im Grabe lagen: da erst haben die Menschen erkannt, daß diese Männer groß gewesen seien, darum, weil sie gedient hatten.

Und wenn ich nun so weit bin, meine Zuhörer, wer ist unter allen Menschheitsdienern der allergrößte? Wer hat am meisten gearbeitet? Wer war es, der mit vieler Mühe, Angst und Arbeit die Menschheit auf hohe Berge führte und zeigte ihr weit nach vorn die Wege, die sie zu ihrem Glück gehen soll? Von wem erzählt man, daß sein Schweiß war wie Blutstropfen, und daß er so sehr verkannt worden sei, daß sie ihn aus der Mitte der Menschen herausstießen, nicht wert die Sonne zu sehen: Darum, weil er am meisten gedient und geholfen hat, am allermeisten, bei weitem, und allen Völkern und dient noch heute und hilft und führt die ganze Menschheit vorwärts und wird das noch thun auf unabsehbare Zeit: Darum hat Gott ihn, diesen Diener aller, diesen Knecht der Knechte zum Höchsten gemacht, darum — und nicht um nichts und wieder nichts. Mit Schweiß und Ängsten und Blut hat er's bezahlen müssen. Darum hat er ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen — ob sie wollen oder nicht — aller derer Kniee, die im Himmel und auf der Erde und unter der Erde sind. Weil er am meisten gedient hat, darum ist er der Größte im Himmelreich.

III.

Ich weiß, daß ich auf dem rechten Wege bin. Der

Herr giebt mir recht mit vielen seiner Worte, die du kennst: „Selig sind die Barmherzigen, Sanftmütigen, die Friedfertigen, die um Gerechtigkeit Verfolgten.“ Das sind die Dienenden.

Und wenn er uns sagt, nach welchem Maßstab Gott über Menschen richtet, so hörst du ihn sprechen: „Dann will ich sagen zu denen zu meiner Rechten: die der Hungrigen sich annehmen, der Kranken und Gefangenen sich erbarmen und den Heimatlosen Heimat schaffen und Kinder, die im Schatten wohnen, an die Sonne führen: die sollen selig werden. Ja, die sollen selig werden! Das sind, die dienen.

Ich weiß, ich bin auf dem rechten Weg: du selbst stimmst mir zu. Du sagst nicht: Je mehr einer Herr ist oder Geld hat, desto mehr ist einer wert: dann müßten deine Frau und deine Kinder dir wert oder unwerter sein, je nachdem sie Geld haben oder nicht. Nein: die Treue giebt den Wert! Daß wir uns halfen in Not! Daß wir einer des andern Last trugen bis hierher, jeden Tag, mit gleicher Fürsorge: das ist, was uns zusammenschmiedet, fest, fester als Stangen von Gold.

Wenn ich nun also dich überzeugt habe — nicht aber ich, sondern Jesu Evangelium — daß das Dienen und Helfen ein Menschenleben groß und herrlich macht: so will ich dir nun ganz nahe kommen und es dir ans Herz legen: Nun sieh nüchtern und ehrlich in dein eigen Leben hinein, ob du von dieser Herrlichkeit, von diesem Ewigen schon etwas hast, von diesem, was einem Menschen in Gottes- und Menschenaugen den Wert giebt. Sieh zu, was du bisher in der Welt gewollt hast: herrschen oder helfen. . . . Es giebt ja Männer, welche, da sie sonst nicht herrschen können, in ihrem Hause Tyrannen sind. Ihre üblen Launen, ihren Ärger gießen sie über die Ihrigen aus, die ihnen nicht zu widersprechen wagen. Schweres Gericht wird über sie kommen. Du mußt es anders machen. Gerade umgekehrt mußt du es machen! Du mußt sehn, daß du den Deinen ein Diener bist. Du mußt nicht ruhn, bis die Deinen von dir sagen: „Er ist die Güte und

die Fröhlichkeit und die Liebe selber.“ Der, welcher jetzt König ist im himmlischen Land, der war ein Diener.

Aber als einem Christ ziemt es dir, aus deiner Hausthür herauszukommen und dich unter die Menschen zu mischen. Das that auch dein Herr. Dann wirst du sehn: unter den Menschen wird Krieg geführt, Kampf ums Dasein — du hörtest schon davon — und viele siehst du gefangen, viele müde, viele von Haus und Hof vertrieben, heimatlos, und viele tausend Kinder in großem Jammer. Da kannst du helfen! Da kannst du dienen. Der, welcher König ist im himmlischen Land, der war ein Diener. Suche den Ruhm jeden Tags und deines ganzen Lebens in keinem andern Ding als darin, daß du dienst. Prüfe und messe deine Tage und lege keinen andern Maßstab an als den des Dienens. Dann sollst du erfahren — so wahr Gottes Wort „Evangelium“ ist, d. h. frohe Botschaft —: du wirst fröhlich werden.

Ich sage dir: Die sich nach vorne drängen, die haben Angst in der Enge; denn viele drängen sich nach vorne. Steh' du zurück in Freiheit, auf breitem Raum, und freue dich. Ich sage dir: die breit in dem Wagen sitzen, die haben Langeweile und Mißmut: Du fasse die Leine und thu' die Arbeit und freue dich. Ich sage dir: die oben stehn und herrschen wollen, die begehren einzunehmen, immer einzunehmen: Geld und Freude und Ehre, und bekommen nie genug; sie hungern ihr Leben lang. Du aber, der du dienen willst, du bist ein Reicher. Reich wie ein König bist du! Du giebst immer, immer aus, königliche Gaben. Liebe, Fürsorge, Treue, Arbeit, Freude und Freundlichkeit streust du um dich. Und je mehr du ausgiebst, desto reicher wirst du. Ja . . du Dienender: Du bist ein Reicher und bist eines reichen Mannes Kind. Du bist Gottes Kind. Amen.

Gott und Mensch.

Bußtag. — Evang. nach Matth. 7, 16—23.

Liebe Christen! Es ist keine angenehme Sache, sich Buße predigen zu lassen, still zu sitzen, um sich von einem Menschen sagen zu lassen: Da und da hast du Gutes versäumt; und da und da hast du Böses gethan. Es ist begreiflich, daß das Herz sich aufbäumt und der Verstand anfängt zu murren. Es mag häufig noch hinzukommen, daß solch Bußpredigen von oben herab geschieht, in aufdringlicher, taktloser Weise. Es steht nicht mehr so, — und das ist gut — daß die Leute zu dem Mann auf der Kanzel hinaufsehn und sich ducken; sondern sie sehen ihn geradeswegs an; und er merkt an ihren Augen, daß sie ihn fragen: „Wie steht es mit deinem Herzen? Und wie steht es mit deinem Leben?"

Jener Prophet zu Davids Zeit: der machte es fein. Der erzählte dem ehebrecherischen König eine kleine Geschichte. Der hörte sie an, und seine Augen flammten auf; er griff im Eifer nach seinem Schwert: „Das ist möglich in meinem Königreich, daß man einen armen Mann seines einzigen Gutes beraubt? Rächen will ich das, so wahr ich der Herr im Lande bin". Da sprang der Prophet auf: „König im Land! Du selbst bist der Mann . . . ." Ja, der verstand das Buße predigen.

Es ist eine schwere Sache. Sie ist seit des Propheten Tagen nicht leichter geworden. Wir haben den Jungen Buße zu predigen und den Alten, den schlafenden und den bangen und den wachenden Sündern. Und dazu uns selbst. Ja, wenn man sich selbst vergißt: dann soll man lieber nicht erst anfangen; dann wird die Predigt ohne Saft und Kraft sein.

Was soll man thun . . . in solcher Lage . . . wenn man so vor seiner Pflicht steht, wie vor dem Sturm, und die Festung ist stolz, hat starke Werke und tapfere Besatzung . . . Das Beste ist in solcher Lage: man thut, wie Paulus sagt:

„Ziehe an den Harnisch Gottes. Und umgürte deine Lenden mit Wahrheit!“ Ja, mit Wahrheit! Dann prüfe noch das Schwert deines Geistes. Und nimm den Helm des Heils! Ja, des großen Heils: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde! Und nun hinein in die Predigt als in den Sturm.

Ich verlese aus dem Evangelium nach Matthäus 7, 16—23.

Ich will sagen: Gott und Mensch.

I. Gott urteilt nach Thaten. II. Wie steht es mit deinen Thaten? III. Schaff in mir, Gott, ein reines Herz! Amen.

I.

Wenn sich hier unter uns ein Landmann befindet, der wird nicht mit dem Knecht zufrieden sein, der immer bereit ist, die Mütze abzunehmen und zu sagen: „Herr, Herr“; sondern er wird verlangen, daß der Knecht seinen Willen ausführt. Dazu hat er ihn sich gedungen. Und wenn hier ein Gärtner ist, so wird er nicht mit dem Baum zufrieden sein, der mit schönen, blätterreichen Zweigen nach dem Himmel strebt; sondern er wird sagen: Trägst du keine Frucht, hau' ich dich ab. . . Wir alle sind Leute, die vom Gerede und Gethu nicht viel halten. Wir wollen Werke sehen. Darum ist uns aus der Seele gesprochen, was der Herr hier sagt: „Nicht jeder, der zu mir sagt „Herr! Herr!“ wird ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel thun.“

Viele Menschen meinen, das Christentum sei etwas Ungewisses, Haltloses, so ein Ding von unendlichem Umfang und ohne Inhalt. . . Aber hier steht es deutlich: Es ist ein bitterernster, sittlicher Streit, ein Heldenkampf in einer Menschenseele um das Höchste, nämlich Gottes Willen zu thun, Gott ähnlich zu werden in Thaten.

Der große Schöpfer der Welt ist ein Mann der Arbeit. Sieh, wie er arbeitet! Es ist ja nicht so, daß er nur einmal sechs Tage lang gearbeitet hat. Er arbeitet noch. Nachdem er die Sterne hingestellt hat und unsichtbare und ungeheuer

Kräfte als Seile gezogen hat, durch welche sie aneinander gebunden sind, schafft er noch immer weiter an der Schöpfung, bringt hervor neue Werte. Er ruft die Saat in jedem Frühling aus der Erde und bewegt Tag und Nacht das unendliche Meer, daß es nicht faule. Er baut am Strand wilde Dünen auf, und er läßt auf den Bergen und in den öden Ebenen in aller Stille neue Völker entstehen in junger Kraft. Was er aber an den vielen andern tausend Sternen thut, das wissen wir nicht. Wir sehen aber, daß er auch dort arbeitet. Es wandeln sich vor unsern Augen die Gesichter der fernen Welten.

Und wenn er also selbst am Arbeiten seine Lust und sein Leben hat, so hat er für alle Zeiten das Arbeiten zu dem adligen Beruf gemacht. Wer arbeitet, neue Werte schafft, aus Tod Leben macht, mit Händen oder mit dem Geist: der Arbeiter, der die tote Erde aus dem Graben aufs Feld wirft, daß sie fruchtbar wirke; die Handwerker und die Zeichner in der Fabrik, die mit ihren Händen und mit ihrem Grübeln die Maschinen bauen; der Lehrer, der den schlafenden Geist im Kinde weckt; die Mutter, die den Tisch deckt, der neue Kraft giebt; der pflügende Landmann und des Landmanns Sohn, der das junge Pferd einreitet, und der Prediger, der durch Verkündigung von Gottes Wort zu einem ernsten, thätigen Leben und zu Liebe, Treue und Gerechtigkeit Grund legt und Mauern bauen hilft: die stehen alle in Gottes Arbeit. Darum: Wenn das Christentum von Gott gekommen ist, so muß es Arbeit aufgeben. So muß es neue Werte schaffen. So muß es Land urbar machen. Es muß zu uns sagen: „Da ist Unkraut! Reiß' es aus. Da ist Heide: grab' sie um." Wenn das Christentum die göttliche Wahrheit ist — wie es behauptet — so muß es sagen: „Gott ist ein Mann der Arbeit, darum: nach deinen Arbeiten will er dich richten." . . . Und sieh', hier steht es: „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines himmlischen Vaters."

Ich kann es glauben, daß einige wenige mit „Herr, Herr!“ sagen in den Frieden und die Freude des Himmelreichs hineinkommen . . . Wenn da irgend ein armer Kranker ist auf langem Lager . . ich denke, der große Held der Barmherzigkeit ist zufrieden, wenn der Kranke sagt: „Herr, Herr!“ und wieder aus seiner Not heraus: „Herr, hilf mir, ich bitte!“ Oder wenn da ein Kind, das sich müde spielte, abends betet: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich . . .“ und bringt es nicht zu Ende und schläft darüber ein: so werden die Engel lachen, die an seinem Bette stehn. Aber wir hier am Landesbußtag im Gotteshaus, wir Erwachsenen, wir Gesunden, wir in der vollen Kraft, Gutes oder Böses zu thun: Wir kommen nicht mit „Herr, Herr!“ sagen ins Himmelreich. Wir sollen arbeiten. . . . Und wenn du es in diesem Leben etwa nicht willst und machst also den Versuch, das Wort des Heilands lächerlich zu machen: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde . . ich sage dir, du sollst in einem andern Leben um so mehr arbeiten. Es soll, nach dem Wort unsers Herrn, in deiner Seele ein Feuer arbeiten, das nicht verlöscht, bis sie ganz geläutert ist, und ein Wurm, der nicht stirbt, bis er alles Verwesliche in ihr verzehrt hat. Du kannst es glauben: Es wird Gott gelingen, dich zu beugen, wie des Tagelöhners Rücken am Grabenrand. Ich sage dir: deine Gerechtigkeit soll dir werden! Ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß! Glaube doch nicht, daß einer dem allmächtigen Gott, wie ein Kontraktbrecher aus Arbeit und Tagwerk läuft, nachdem er den Gotteslohn empfangen und an seinem Tisch durch dreißig oder siebzig Jahre sich satt gegessen hat! Durch Arbeit sollst du selig werden. In Thaten sollst du Gott ähnlich werden. Arbeit hat die Welt gebaut, rastlos arbeitet er an ihr. Arbeit hat die Welt erlöst, auf Golgatha die übermenschlich schwere Arbeit; rastlos arbeitet er an ihr. Arbeit soll auch dich erlösen.

II.

Wie steht es mit deinen Arbeiten und deinen Thaten? Das war das Zweite.

Überfieh dein Leben. Stelle eine Rechnung auf und mache beim Zusammenzählen keinen Fehler. Wie steht es mit deinem Fleiß? Das ist dir doch klar: Gott wird vom Landmann sein Land fordern, vom Handwerker seiner Hände Werk, von jedem Arbeiter seine Arbeiten und von jeder Mutter ihre Kinder. Wie viel sittliche Arbeiten hast du hinter dir in Bezug auf das zweite Gebot? Du sollst Schulter an Schulter mit Gott durchs Leben gehen. . . Das dritte Gebot? Du weißt, daß dieses Haus an jedem Sonntagmorgen drei Thüren öffnet, damit hier immer von neuem wachgerufen werde, sie, die so leicht einschläft, die Lust zum Guten. . . Und das sechste Gebot? Du weißt, es ist sehr schwer, das sechste Gebot zu halten. Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen. . . . Und das achte Gebot? Du weißt, mancher sündigt gegen dies Gebot wohl zwanzig Mal an einem Tag und hatte wohl zwanzig Mal am selben Tage Gelegenheit, es zu erfüllen: nämlich Gutes zu reden in Sachen seines Nachbarn und alles zum Besten zu kehren! . . Ach, sagst du: Wenn ich dies alles bedenken und thun soll! Aber davon rede ich ja gar nicht. Ich frage dich nur: was von dem allen hast du gethan? Du sollst nur zeigen, was von dem allen du gethan hast. Du mußt doch den Punkt nennen können, wo du dir Mühe gegeben hast. Du mußt doch sagen können: „Hier und hier habe ich um Gottes Willen mich sehr angestrengt.“ Du mußt doch die Stelle zeigen können, wo du mit zusammengebissenen Zähnen — aus Liebe zu Gott — das Böse überwandst und das Gute thatst, so bitter sauer es dir wurde.

Und nun komme ich auf die Liebe, als auf das Erste und Wichtigste, das Gott vom Menschen verlangt . . . . Für dich selbst thust du ja viel, täglich. Du hast dich immer herzlich

lieb gehabt und dir recht viel Gutes zukommen lassen. Es sei dir vergönnt. Aber es kommt jetzt darauf an, wieviel du den Deinen hast zukommen lassen. Lauter Güte und Freundlichkeit warst du? Hast wegen Vater oder Mutter dir keine Vorwürfe zu machen: du Muster nach dem vierten Gebot? Hast auch deinem Lebensgefährten alle Liebe bewiesen und Treue blank wie Gold? Und gegen deine Kinder liegt weder Versäumnis noch Vergehung vor: du hast sie zur Kinderfreude und zum Kirchgang, zur Arbeit und zur Barmherzigkeit angehalten: das sind für Kinder die wichtigsten Dinge. Deinen Nachbarn warst du wie ein Bruder, wie ein wirklicher Bruder: du freutest dich mit ihren Freuden, und du standest dicht bei ihren Sorgen und bei ihren Särgen? Wieviel hattest du für die Not übrig, für die Not in dieser Gemeinde, dann in der Weite, für den Schrei, der dann und wann durchs Land geht, und für jene vornehmste Sache, die es auf der ganzen Welt giebt, allen Menschen das Evangelium von Jesus Christ zu bringen? . . . Ach, sagst du, wenn ich das alles wollte; die Menschen würden mich zerreiben und zertreten! Ja, die ganze Welt ginge auseinander! Ganz richtig. Wenn alle Menschen allen Willen Gottes erfüllten, ginge die Welt auseinander. Das Ende der Welt wäre da. Es würde mit Posaunenruf und Tubahall der Heilige Gottes kommen. Aber sie thuns ja nicht alle. Rede nicht von den „allen". Wir bleiben bei dir. Was du in Sachen der Liebe, der Barmherzigkeit, des Helfens gethan hast, darüber verhandeln wir. Du hast doch sicher etwas gethan! Es steht hier doch klar, „die den Willen thun meines Vaters im Himmel". Sein Wille aber geht — du weißt es — besonders auf die Liebe. Du hast so oft schon das Vaterunser gebetet: das hohe, schöne Herrengebet. Du hast dir doch etwas dabei gedacht? Da ist nur eine Bitte um das Wachsen des Weizens; aber sechs Bitten um das Wachsen der Liebe. Deine Liebe ist im Lauf der Jahre doch gewachsen? Zeige mir die Stelle! Ich sage dir im

Namen Gottes: zeige mir die Stelle mit deinem Finger. Ich sage dir: du mußt mir doch die Stelle nennen, wo deine Anstrengung liegt, wo du mit zusammengebissenen Zähnen, aus Liebe zu Gott, das Böse überwandst und thatst das Gute, so bitter sauer es dir wurde.

Nun siehst du — aber du wußtest es auch schon — es steht nicht gut mit Leben und Thaten. Und du hast doch allerlei ins Leben mitgebracht: deine Mitgift war nicht schlecht. Deine Eltern waren wackere Leute; du bist von Haus aus nicht sittlich verkrüppelt. Auch große Not kann einen Menschen schlecht machen; aber du warst nicht in großer Not. . . Aber du warst nachlässig. Sittlicher Müßiggang war aller Laster Anfang. Es war dir alles egal. Du gingst mit deiner Seele um, wie schlottrige Menschen mit ihrer Kleidung: ein Sonntagsanzug, den man billig im Laden kauft und darunter Unsauberkeit. Es ist ja ganz gleichgültig. „Seele? Seele entwickeln? . . . Körper entwickeln! Geldbeutel entwickeln! Aber Seele? Was ist Seele?“ Blank kam der Groschen aus Gottes Präge; und nun ist er so schmutzig, so abgegriffen. Leicht war die Last vom Herrn, und du hast recht, Herr: das Joch deiner Sittlichkeit ist nicht schwer. Aber wir schüttelten es doch ab, und ließen es liegen und nahmen das andere Joch, das uns nun drückt und quält. Nun ist es nichts mit uns. Thörichte Menschen sind wir. Ein unseliges Geschlecht, haben Lust am Unglück. Du giebst Wagen und flinke, unruhige Pferde und giebst Leine und Peitsche in die Hand. „Nun fahr zu!“ Und wir fahren, wie Wilde, ohne Sinn und Verstand, alles entzwei und stürzen zuletzt mit Angst in die Grube. Es ist ein Jammer mit uns. Was fangen wir an?

III.

Schaff in mir, Gott, ein reines Herz. Das war das Dritte.

Aber du meinst, an deinem Herzen, daran läge es nicht.

Die Thaten, das äußere Leben, die ließen freilich zu wünschen übrig, das wolltest du nicht leugnen; aber der Grund in dir, das Herz: das wäre gut. Komm, wir wollen durch den Garten gehn und nach Blüten und Früchten suchen. Sieh, da ist ein Baum und da noch einer, der hat kümmerliche Blüten und kleine trockne Früchte. Was sagst du nun dazu? Machst du ein wehleidig Gesicht und sagst: „Der arme Baum! Das ist nicht seine Schuld; er ist so kräftig und gesund!“ Sondern du sagst kurz und klar: „Krank und faul ist er, darum hat er kranke Früchte.“ . . . Komm! wir wollen aufs Feld gehn. Sieh, da steht am Grabenrand eine schöne, große Distel. Schönes, zackiges Blätterwerk hat sie, von zierlichem und vornehmem Schnitt, daß die Baumeister diese Blätter schon seit vielen hundert Jahren nachmachen, feiner Schmuck an Steinsäulen; und oben trägt sie, mit steil aufgerichtetem Haar, den unfruchtbaren, strohgefüllten Distelkopf. Was nun? Schlägst du die Hände überm Kopf zusammen und jammerst: „Ach dieser schöne Busch, so fein, so ritterlich! Warum trägt er keine Weizenähre?“ Sondern du kennst das schon. Es ist dir eine alte Weisheit: Disteln tragen Distelköpfe.

Wovon sprachen wir? . . . . Von deinen Thaten, von deiner Lebensart, daß sie nicht schön wären, daß in deinem Leben viel Faules, Strohiges, Eitles wäre. Wenn man da hinein greift, ist es, als griffe man in den alten Haufen Laub, der in der Ecke des Gartens liegt. Es ist ein Jammer. Es ist sehr traurig. Es könnte ganz anders sein, wie junges Buchenlaub, grün und blank, im Wind sich drehend; zuletzt könnte es sein, wie ein volles, starkes Blatt, das vom Herbststurm vom Baum gerissen wird und still verweht und weht hinauf in die Luft und weht in Gottes Land. Aber nun dies! Woher dies Faule, dies Hohle, dies Kranke? Woher? Ja . . . . Leere Frucht wächst auf der Distel! Schlechte Früchte wachsen auf krankem Baum! Sind deine Werke krank? So glaube ich: es steht nicht gut mit deinem Herzen. Der

Grund in dir ist krank, die Wurzel taugt nichts. Es ist Gerede, was du sagst von deinem guten Herzen.

Es mag kosten, was es will: Man muß sich ein anderes Herz verschaffen. Nun kann man wohl versuchen, selbst sich ein anderes Herz zu machen. Wir erinnern uns, daß Martin Luther, der Vater unsers evangelischen Glaubens, den Versuch machte, sein Herz allmählich zu erneuern. Er versuchte, statt der bösen Werke gute Werke zu thun. Er versuchte es mit großem Ernst, mit viel Angst. Er wurde krank und fast irr dabei. Es ging nicht. Es geht nicht, so von außen am Herzen heilen und doktern. Man ist in einer alten Täuschung: Man bindet gute Früchte an die Zweige des kranken Baumes, und man bindet oben auf die Distel eine gute Weizenähre. Die Früchte werden rasch welken und die Ähre verdorren. Es ist ein Unsinn; es ist unnatürlich.

Es mag kosten, was es will — es giebt keine andere Rettung — man muß sich ein ganz neues Herz bestellen und machen lassen. Es muß etwas ganz Neues und etwas Mächtiges geschehn. Etwas wie eine neue Geburt.

Eine neue Geburt. Höre! Nun stehe ich mitten in heiliger Schrift. Aus uralter Zeit kommt aus Sündennot eine bittende Stimme: „Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz!" Die alten, gottbegeisterten Volksmänner, die ihrem Volk, das sie so heiß liebten, so bitter gern helfen wollten, wissen keinen andern Rat: „Gott wird euch ein anderes Herz geben. Statt Herzen von Stein, werdet ihr Herzen haben von Fleisch und rotem Blut, pochende Herzen." Der Herold des Heilands ruft: „Einen andern Sinn, ein anderes Herz!" Und als er selbst kam, da sagte er es auf den Märkten und sagte es im Dunkel der Nacht zu dem Frommen: „Es ist nichts mit der Frömmigkeit in allerlei guten Werken, wenn das Herz noch das alte ist. Wie der Wind übers Feld weht, man weiß nicht woher, so muß über den Menschen kommen — man weiß nicht woher — neue Geburt, Geist von Gott, Herz von

Gott: danach entsteht aus diesem Herzen, wie aus gutem Baum, gute Frucht, gutes Leben." Also bleibt nichts anderes übrig, als von Gott uns zu erbitten, was wir uns selbst nicht geben können: Geist von ihm, Herz von ihm, bis wir wie Paulus und die andern Frommen rechter Art, demütig und namenlos glücklich sagen können: „Nun bin ich von Gottes Gnaden, was ich bin." Und dann: „Und seine Gnade ist nicht an mir vergeblich gewesen; denn ich habe gearbeitet".

Also kommen wir am Bußtag zu dir, Helfer in Not, mit solcher Bitte: Wir, die wir bekennen müssen: es ist viel an uns krank, von der Wurzel bis zur Krone — und an dem Alten und Kranken salben und heilen, das hilft nicht viel — die wir nicht aus eigener Vernunft noch Kraft zu Jesus Christ, unserm Herrn, kommen können: wir bitten dich, gieb uns ein reines Herz und einen neuen und gewissen Geist; verwirf uns nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von uns. Amen.

Dorfpredigten

von

Gustav Frenssen.
Dr. theol.

Dritter Band
7. Auflage
(20.–22. Tausend)

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1911

1. Auflage 1902.
2. Auflage 1903.
3. Auflage 1903.
4. Auflage 1904.
5. Auflage 1905.
6. Auflage 1907.

Brunn'sche Buchdruckerei, Heiligenstadt.

Inhalt des dritten Bandes.

		Seite
1. *4.* Advent	„Du mußt umkehren“	5
2. *2.* Weihnachtstag	„Was es mit dem Kinde auf sich hat“ .	11
3. Sonntag n. Weihn.	„Von dem Herzen Gottes“	20
4. Altjahrsabend	„Die Stunde des Pächters“	28
5. Sonntag n. Neujahr	„Es ist ein Licht erschienen“	38
6. *3.* n. Epiphanias	„Fromme Leute“	47
7. Invocavit	„Vaterunser“	54
8. Judica	„Konfirmanden-Ansprache“	62
9. Quasimodogeniti	„Von der großen Dummheit“	67
10. Misericordias	„Von den zwei Wegen“	76
11. Jubilate	„Vom Wachsen des Reiches Gottes“ .	86
12. Kantate	„Der Christ unterwegs“	95
13. *1.* n. Trinitatis	„Die ersten Erlebnisse des Heilands . .	103
14. *8.* n. „	„Weltanschauung“	111
15. *12.* n. „	„Vom Helfen und Heilen“	120
16. *13.* n. „	„Vom Geben“	127
17. *14.* n. „	„Menschenleben“	136
18. *15.* n. „	„Die Zeit“	145
19. *16.* n. „	„Das rechte Lebenswerk“	153
20. *19.* n. „	„Von den tiefsten Dingen“	161

Verzeichnis der im dritten Bande behandelten Stellen.

		Seite
Jesaias	9, 1	38
Evang. n. Matth.	3, 1—3	5
	9, 35—38	153
	9, 35—10, 8	120
	25, 14—30	28
Evang. n. Mark.	1, 21—45	103
	2, 23—3	47
	4, 26—29	86
	6, 34	20
	10, 13—16	111
	12, 41—44	127
Evang. n. Luk.	2, 1—14	11
	2, 30	62
	6, 9—13	54
	16, 1—8	67
Evang. n. Johs.	8, 31—34	76
Römer	8, 18—21	161
2. Kor.	3, 17—18	137
Epheser	5, 15—21	145
1. Petri	2, 11—17	95

Du mußt umkehren.

4. Advent. — Ev. nach Matth. 3, 1—3.

Die Natur ist nun ganz schlafen gegangen. All die tausend Bäume und die unzähligen Halme auf den weiten Feldern sind still und steif geworden, als wären sie tot. Der kalte Ostwind weht Tag und Nacht. Der wird bald mit seinen harten, eisigen Fingern Eisblumen an unsere Fenster malen und wird von Nordost her die weißen Laken schleppen und wird unsere Welt bedecken. Wir aber werden — ganz anders als im Sommer — getrennt von der lieblichen Natur, in stiller Einsamkeit, in kurzen dunklen Tagen und langen Nächten, in einfacher Beschränktheit dahinleben.

Aber mitten in all der grauen Luft und dem weißen Schnee fährt in der Ferne ein freundliches, klares Licht auf. Wunderbare Erscheinungen tauchen im Nebel auf und kommen uns entgegen. Unzählige Kinder tragen Palmen in den Händen und singen laut ein altes frohes Lied und gehn vorüber. Und wie sie vorüber sind, hören wir eine müde, bange Stimme, die fragt schüchtern: „Bist du, der da kommen soll oder sollen wir auf einen andern warten" . . und eine ruhige, ernste Stimme antwortet freundlich: „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert." Und eben ist die Stimme verklungen — immer näher kommt uns freundlicher Lichtschein . . da hört man einen hellen, fröhlichen Ruf: „Freut euch in dem Herrn alle Wege! Und noch einmal sage ich euch: Freut euch! Der Herr ist nahe!" Und kaum ist es still geworden, da ist das Licht nahe heran. Es flammt hoch auf. Die ganze Christenheit erhebt sich wie ein Mann. „Willkommen

mitten im Winter, du Licht vom Herrn, du aller Menschen große Freude!"

Aber . . so wie dies freundliche Licht kommt, so wie die Erscheinung des Heiligen sich nähert, so mischt sich in unsere Freude die bange Sorge: Sind wir wert und sind wir vorbereitet, das Fest zu feiern, das vor uns steht? Darum, ehe wir aufstehn, Weihnacht zu feiern, wollen wir ein ernstes Wort reden, nach der Weise des Liedes, das wir vorhin gesungen haben: Wie soll ich dich empfangen! Herr, wie begeg'n ich dir!

Das Wort, über das ich reden will, steht im Evangelium Matthäus 3, 1—3.

Du mußt umkehren. I. Du gehst verkehrt. II. Du mußt mit dem Heiland zu Gott umkehren.

I.

„Thut Buße!" steht hier. Genau heißt das Wort: „Andert euren Sinn." Ihr habt einen gewissen Sinn, der ist auf gewisse Dinge gerichtet. Ihr müßt diesen Sinn ändern.

Die einen von uns klettern, in Not und Furcht, im Sorgenland umher; die andern schlendern über grüne Wiesen. Da kommt nun mit einem Mal dieser Johannes, dieser wildfremde Mann, kommt in diesem Augenblick, da wir gerade die Hände heben wollen, Weihnachten zu feiern, und schreit uns an: „Ihr geht alle verkehrt. Ihr habt alle vergessen, daß ihr weder Kletterer seid noch Schlenderer. Wanderer seid ihr! Seht ihr: Dort den Weg müßt ihr gehn . . dann durch die hohen Tannen . . dann nach den Bergen zu, über denen die Morgenröte steht. Seht ihr den Weg? Wahrhaftig, da müßt ihr gehn. Ihr geht alle verkehrt."

Es ist fürwahr eine schlimme Sache. Wahrhaftig, wenn das wahr ist, was der Mann sagt, dann ist es schlimm. Der Weg vergeblich, die Zeit verloren, das Ziel vergessen? Und so zehn oder zwanzig Jahr oder vierzig Jahr verkehrt

gegangen? Vielleicht ist das Haar von all dem Staub schon grau geworden, oder gar schon weiß, weil die Reise bis tief in den schneereichen Winter gedauert hat. Und nun kommt dieser Mensch und sagt: „Falsch bist du gegangen. Du mußt wahrhaftig wieder umkehren.“ Fürwahr, da fängt das Herz an zu pochen. Und das junge Blut kocht auf und sagt: „Was geht mich der Mann an, dieser Johannes? Ich weiß selber, wie ich es treibe, wo ich bleibe.“ Und der Greis steht still und sagt ruhig: „Ich will so weiter gehen, wie ich lange schon gegangen bin; ich komme doch wohl an ein gutes Ende.“ Und keiner, weder jung noch alt, dankt dem Mann, der von Umkehren redet.

Buße thun? Umkehren? Das ist uns allen ein unbequemes Wort. Wir sind auf dem Wege, den wir uns selbst gewählt haben; wir sind Leute, die wissen, was sie thun. Und wir sollen uns sagen lassen, daß wir verkehrt gegangen sind, gerade wie Kinder, die zum ersten Mal den Weg zur Schule gingen und ihn nicht finden konnten? Buße thun? Das liegt unsern täglichen Gedanken und unsern täglichen Arbeiten so fern. Es stört uns in unsrer gewöhnlichen Stimmung. Wir sollen über unsre Sünden nachdenken, die Schlacken im Herzen umrühren und den letzten Funken auslöschen? Und wir möchten am liebsten, er würde wieder helle Glut! Mißgriffe, dunkle Stunden, die wir glücklich schon vergessen haben, die sollen wir wieder hervorzerren und ihnen in das fratzenhafte, wüste Antlitz sehn? Buße thun? Buße thun gehört garnicht zum Christentum. Wir wollen versuchen, Gott zu gefallen durch ein ehrbar Leben, und wir wollen seiner Liebe überlassen, die Fehler zu bedecken, die wir an uns haben.

Wohl: Das sind so bequeme Gedanken. Aber diese bequemen Gedanken können der großen Wahrheit nichts anhaben. Sie sind wie kleine Hunde, die den Mond anbellen. Es bleibt für uns Menschen bestehn: Abbiegen oder gar umkehren! Ihr wißt, daß unser Heiland das wahre echte

Menschenleben mit solchen Worten gezeichnet hat: „Du sollst Gott lieben mit deinem ganzen Gemüt und den Nächsten als dich selbst.“ Wer von uns lebt denn so? Ja, der immer so gedacht und gehandelt hat, der darf dort aus der Kirchenthür hinausgehn und sagen: „Für mich ist die Predigt heute nicht.“ Wer keine Falten auf der Stirn bekommt, wenn er an vergangene Tage denkt, wer aus sich gemacht hat, was er nach seinen Gaben aus sich machen konnte: der bedarf dieses Wortes nicht, das hier steht: Kehrt um. Aber so ist keiner. Wir alle haben das Leben, das Gott uns geliehen hat, nicht recht blank gehalten. Wir alle haben die feine flügge Taube, unsere Seele, die Gott uns in die Hand gegeben, lange Zeit im Dunkeln eingeschlossen gehalten; wir sollten sie in der hellen Sonne fliegen lassen. Wir alle haben die Menschen, die Gott uns zu Reisegenossen bestellt hat, nicht treu und freundlich genug begleitet. Kurz: Wir haben nicht gethan, was wir thun sollten und thun konnten. Ist das Wahrheit oder nicht? Wenn es Wahrheit ist, müssen wir ein wenig anders gehn, müssen umkehren. Das müssen wir. Wenn man erkannt hat, daß man sich geirrt hat, muß man es eingestehn und muß es besser machen. Das ist Anstandssache.

II.

Man muß umkehren. Man muß es anders machen. So sagt ihr nun: „Dann sage uns, wie wir es machen sollen, wohin wir gehen sollen. Mache nicht eine lange Rede, sage es uns in zwei Worten, daß wir es uns überlegen, ob wir dir Recht geben wollen oder nicht.“ Das will ich thun. Ich sage: Wir müssen mit dem Heiland zu Gott umkehren. Das ist es.

Liebe Christen . . Da stehn wir nun alle Mann vor dem Heiland. Da stehn die Jungen, mit ihrem leichtfertigen Lachen, die mitten im Leben mit ihrer Arbeitsmühe und ihrer Arbeitslust,

die Alten, welche die letzten kleinen Lebensfreuden noch so fest halten. Da stehn die Armen mit ihrer Bitterkeit, und die Reichen mit ihrer Gedankenlosigkeit, mit der sie die Güter des Landes halten, als wären sie ihr Eigentum. Und nun fängt der Heiland an: „Da war ein junger Mensch, der lebte im väterlichen Hause; das war ein reines und gutes Haus. Der nahm, was ihm gehörte und zog fort, und warf es mit vollen Händen weg. Weg damit! So wie der verwöhnte, liederliche Sohn eines reichen Mannes, so handelte er.“ Und da der Heiland so weit erzählt hat, sieht er uns alle an, und seine Augen sagen: Rat einmal, wer ist der Sohn?

Wer ist der Sohn? Wir sind des reichen Mannes Kinder, reich begabt und überreich beschenkt von ihm, zum Leben entlassen. Haben wir nicht ein Herz so groß und leer wie ein großes, leeres Haus, daß wir alles Gute und Schöne der ganzen Welt ernten und hineinfahren? Haben wir nicht einen Geist, wie ein gutes Gewehr, um als ferne und nahe Beute uns zu holen, was zu entdecken und zu ergrübeln ist? Haben wir nicht Menschen zum Lieben und Hände zum Helfen? Aber nun? Was hast du mit diesen wahrhaft königlichen Gütern gemacht? Und sind die Menschen, die neben dir gehn, an deiner Seite gediehen, sagen sie von dir, du seist die Liebe und die Treue selber? Und was hast du mit deinen Augen gemacht? Sie sehen schon lange nicht mehr so fröhlich in die Welt wie Jenes Augen, als er sechsmal nach einander sagte: Selig sind! Selig sind! Deine Seele, die Königin, ist eine Bettelfrau geworden und schlägt sich ohne Freude mühsam durchs Leben, und deine beiden Hände sind Notknechte der Sorgen geworden. O, du stolze Krone der Schöpfung!

Was nun? Was soll man nun thun? Alles dies ist verloren. Es war Reichtum da; aber nun ist da bittere Armut. Es war viel Gutes da; aber nun ist da Böses und Not. Was soll man thun? Was man thun soll? Umbiegen soll man! Einen andern Weg suchen! Man soll sagen: Ich will

thun, wie der Heiland sagt, ich will zu meinem Vater gehn und zu ihm sagen: Vater, ich habe gegen dich gesündigt.

Viele von uns haben eine harte Kruste um ihr Herz. Sie können nicht mehr Vertrauen und Liebe haben zum Guten, können nicht mehr herzlich und freundlich sein und lachen. Sie können auch nicht mehr hoffen, weil sie meinen, daß alles Licht und alle Freude ein Ende hat, wenn der Tod kommt. Muß man denn nun so weiter wandern und ein solch trübseliges Leben immerfort führen? Was sagst du, Heiland, können solche Leute nicht zu einem Glück kommen? Sag' es mir, daß ich es ihnen wieder sage und sie es thun und werden wieder fröhliche, rechte, ganze Menschen. O ja, sagt der Heiland, sie können wohl wieder fröhlich werden. Sie müssen zu ihrer Kindheit umkehren. „Wenn ihr wie die Kinder seid", sagt er „dann seid ihr im Himmelreich." Man muß zu Gott laufen, wie Kinder zum Vater laufen.

Kinder sind harmlos und sicher in Elternhut. Sie springen vom Tisch in Vaters Arme und fürchten sich nicht. So trau' auch du deinem Vater im Himmel das Gute zu. Du hast so lange auf dich vertraut und auf dich gebaut, da bist du so ganz von selbst in die Sorgen und die Bitterkeit gekommen . . Kinder sind unschuldig. Sieh', wie das Kind sich entsetzt, wie sein Gesicht sich verzerrt, wenn es Ekles sieht. So fürchte und meide auch du das Böse. Es ist so schlimm, daß du mit dem Bösen so vertraut geworden bist . . Kinder können beten. Bete doch einmal wieder, so wie du beten konntest, als du klein warst und in die Schule gingst. Geh' auch einmal wieder zum Abendmahl und denke dir dabei: Du kämst aus der Fremde zu Gott auf eine Stunde nur, gäb'st ihm die Hand, redetest kurz von deiner Lebensnot und müßtest dann wieder fort in die Fremde. Dies denke dir bei deinem Abendmahlsgang. Mehr ist nicht nötig . . Sieh', wenn du es so machtest, wenn du so wieder ein Kind würdest, dann —

das siehst du deutlich — würdest du mit deiner Seele dicht heran an Gott kommen.

So seht ihr es: Wir müssen uns vor die Worte und vor das Leben des Heilandes stellen, dann kann das leidige Umherirren wohl noch ein Ende nehmen; wir könnten in Gottes Nähe kommen und also zu einer leidlichen Fröhlichkeit und Ruhe. Denn unsre Seele ruht nicht eher, bis daß sie ruht in Gott.

Zuletzt aber meine ich, daß es wohl keine bessere Zeit giebt, um einen solchen großen Entschluß auszuführen, als diese Zeit. Denn nun bald, übermorgen schon, reißen die Engel Gottes die Thore des Himmels auf und rufen mit lachendem Mund: Das Kind! Das heilige Kind . . Liebe Christen, wenn noch ein heiliges Sehnen in uns ist, noch etwas vom heiligen Geist — wir sind ja doch alle von seinem Geschlecht — so laßt uns versuchen, mit diesem heiligen Kind ein Kind zu werden; und also in dieser Zeit das Umbiegen unsres Wegs vornehmen. Fürwahr: Es wird nichts aus unserm Weihnachtsfeiern, es wird nichts aus unserm ganzen Leben, wenn wir nicht umbiegen, wenn wir nicht mit dem Heiland zu Gott gehen. Amen.

Was es mit dem Kinde auf sich hat.

2. Weihnachtstag. — Ev. nach Lukas 2, 1—14.

Liebe Christen . . Nach langer Fahrt und manchem wilden Wind kam eine Bark um die Weihnachtszeit von der Nordsee her und war nicht mehr fern von der Küste. Es war ein böig Wetter; Regen schlug schräg über Deck und die See war schwer, und sie warteten schon einen halben Tag, ob da kein Seezeichen käme, Feuerschiff oder Leuchtturm, und sie waren in Sorge, ob sie vielleicht bei bedecktem Himmel

und schwerem Wetter verschlagen wären. Und sie fürchteten die kommende Nacht; denn aus Nordwest setzte ein Sturm ein und jagte sie mit Gewalt vor sich her. Und der Steuermann stand und fuhr sich mit der Hand über die Augen, die ihm vom Regen immer wieder dunkel wurden, und spähte hinaus, ob er vorn etwas sähe. Und da, wie er so stand und spähte, kam eine mächtige, lange Welle, die legte sich unter das Schiff, hob es mit großer Macht und trug es empor. Da sah der Mann am Ruder Leuchtturm und Feuerschiff, deutlich sah er sie in der Ferne. Da war in einem Augenblick die Sorge weg; er rief es laut hinunter: „Kinder", sagte er, „Seht! Das Feuer!" Da kamen sie alle herauf. Es dröhnte die Treppe; es klatschten die schweren Schuhe. Sie standen um den Steuermann, beredeten die Sache und freuten sich.

Wir sind ein zerrissenes Volk, auseinander und durcheinander geworfen wie gespaltenes Holz. Es giebt so viele Arme und Mühselige, die verbittert sind; und es giebt so viele Reiche, welche ihre Seele verloren haben, da sie dem Geld oder dem Vergnügen nachliefen. Es giebt so viele Junge, die leben, als wäre das Leben ein Ding zum lachen, und so viele Alte, die mit öden, sinnlosen Gewohnheiten die letzten Jahre verthun. Aber wenn dies Fest der Hirten kommt, dann fällt es von vielen Herzen wie Asche von Feuer; es stiebt wie Staub vom blanken Gold. Das verborgene Gute der Seele wird offenbart. Komm' näher ans Feuer, Bruder! Schließ' die Reihen! Wie brennt das Feuer der Hirten so hell in unserer Nacht! Komm' näher ans Feuer! Vorn sollen die Kinder stehn und dahinter die Alten und dahinter Vater und Mutter, Hand in Hand, und dahinter die Verbitterten und die Harten. Seht ihr? Da kommt es. Hell wird es mitten in der Nacht. Und übers dunkle Feld kommen die Himmelslieder.

Wir sind ein mühselig und sorgenvolles Geschlecht. Das

Leben singt uns, wie der Westwind singt. Wir meinen immer, wir verfehlen den Hafen und das Glück. Wir ziehen nun schon lange dieselben Gleise, im selben Trott, hinter uns dieselbe Last. Aber nun kommt dies Fest der Hirten. Es nimmt uns alle auf seine breiten Schultern und trägt uns hoch empor. Ihr stelltet die Arbeit beiseite, die Werkstatt wurde rein gefegt. Klar Deck, ihr Jungen. Stell' die Schüsseln hin, Mutter. Vater, zieh' deinen Sonntagsrock an! Mutter, sieh' mal, was das Kind für Augen macht! Ein anderer Geist ist in das Haus geflogen, und es ist ein guter Geist. Inniger ist die eheliche Liebe, wärmer sind die Stuben, gemildert ist alle Lebensnot.

Ich kann nicht gering denken von all' dieser Freude, die mit dem Weihnachtsfest über Haus und Dorf und Volk gekommen ist. Diese allgemeine Freude, die in jedem Jahr in diesen Tagen über den weitaus größten Teil unseres Volkes kommt, ist eine christliche Freude. Es ist Glanz, der kommt von des Heilands Angesicht. Aber das ist freilich wahr: Des Festes Kern ist dies nicht. Das weißt du auch.

Und darum bist du hierhergekommen. Was willst du hier? Was suchst du hier? Du willst hier an des Festes Kern heran. Du willst hier nach des Weihnachtsengels Krone greifen. Du willst hier das Ding selbst mit den Händen anfassen. Ich will dir ganz deutlich sagen, was du willst: Du willst, daß die Thür dort auffliegt . . es weh'n ihm die goldenen Locken im Ostwind, im weißen Kleid steht der Engel des Herrn vor dir: „Hör', ich verkündige dir große Freude! Freu dich und lache: Ein Heiland ist da. Neues Leben hat der in die Welt gebracht, Leben vor Gott, ein Leben, das ewige selige Dauer hat." Ja, das ist des Weihnachtsfestes inneres, starkes Wesen, und da willst du herankommen.

So komm' denn, du alter wunderbarer Weihnachtstext und führe uns aus äußern Dingen mitten in das Fest hinein.

Evangelium nach Lukas 2.

Ich will nun wieder das Große und Schwere unternehmen, was ich hier immer unternehme und kann es nie ausführen, denn es geht weit über Menschenkraft: Ich will versuchen zu sagen, was es mit dem Kinde auf sich hat. Ich erzähle:

I. Von dem Kind und seiner Mutter. II. Von dem Kind und dem einzelnen Menschen. III. Von dem Kind und der ganzen Menschheit.

I.

Vor neunzehnhundert Jahren veröffentlichte der Kaiser, der damals über alle Länder regierte, die um das Mittelmeer liegen, ein Gesetz, daß alle Menschen in seinem Reich gezählt und nach ihrem Vermögen eingeschätzt werden sollten. Auch die Juden gehörten zu seinem Reich. Er hatte sie durch einen grausamen Krieg unterworfen; mit harter Hand regierten des Kaisers Vögte im Land; eiserne Gesetze lagen schwer auf dem Volk; die Seele des Volkes atmete bange, zuweilen schluchzte sie auf, wie ein Kind, das weint. „Wo ihr herstammt, da sollt ihr gezählt werden!" Da machte sich der Zimmermann Joseph auf, mit ihm seine junge Frau Maria.

Da lag und liegt noch, auf ziemlich hoher, unfruchtbarer Ebene ein Dorf, heißt Bethlehem. Dort hatte einst David seines Vaters Herden geweidet und hatte, wie man sagt, dazu gesungen: „Der Herr ist mein Hirte. Mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue." Dahin kam der Zimmermann und die junge Frau Maria.

Durch Bethlehem geht eine vielbegangene Straße. Reisezeit war auch, viel Volks unterwegs, Reiter und Wagenzüge: So kam es, daß die Herberge besetzt war. Und sintemal arme Leute nicht so leicht Obdach finden, als die reichlich zahlen können — er sah auch den Zustand der Frau — zog der Wirt die Schultern, und der Hausknecht rief übereifrig: „Es ist kein Raum im ganzen Hause." Aber da war eine

Magd — Armut hat nicht immer mit Armut Mitleid; Frau hat nicht immer Erbarmen mit Frauennot — aber die führte sie in den Stall. Und in diesem Stall, zwischen den Tieren des Stalls, dicht bei den Krippen, da wurde am späten Abend der jungen Frau das erste Kind geboren, ein Knabe. Die Mutter — wie da steht — wickelte ihn selbst, mit schwacher Kraft, und legte ihn neben sich ins Heu.

Nun waren in dieser selben Nacht zwei oder drei Hirten auf dem Felde, die standen vor dem Lattenwerk ihrer Hürden. Wie sie nun so halb verschlafen dastanden — es rührte sich nichts; still war die Nacht; fern von der Wüste kam das schwache Geheul eines wilden Tieres: da wurde es hell um sie und heller. Und als sie sich erschreckt aufrafften, lag eine strahlende Helle auf dem Feld, ein so durchsichtiges Licht, als wäre ihnen die Sonne vor die Füße gefallen. Und als sie die Hände von den geblendeten Augen nahmen, da stand da in dem Glanz Einer von den Seligen Gottes und sagte freundlich und schlicht: „Fürchtet euch nicht! Euch ist heute der Heiland geboren. Ihr werdet das Kind finden in Windeln in einer Krippe." Und als dieser, von allen der klügste und flinkste, der den andern zuvorgekommen war, seine Rede eben beendet hatte, da kamen die andern ihm nach. Es schimmerte das ganze Feld. Von den Hürden bis an den Waldrand standen dicht gedrängt die himmlischen Scharen. Die lobten Gott und priesen die Menschen glücklich. Denn man konnte wohl verstehen, was sie sagten, nämlich: „Lob sei Gott in der Höhe. Und auf der Erde Friede den Menschen, die Gott gefallen." Und als sie das gesagt hatten, da verschwand die ganze Herrlichkeit: Die Sterne standen wieder am Himmel und jenseits des Feldes stand der schwarze Wald.

Liebe Christen . . Daß dieser Bericht schön ist, wunderbar schön, das fühlt ihr. Niemals ist in solch holder Klarheit Himmels- und Erdenschönheit ineinander übergegangen. Selig der Mann, der mit den Augen seiner Seele dies ge-

sehen hat, was auf jenem Felde geschehen sein soll: Er hat das Allergrößte und Allerschönste gesehen. Aber das ist klar: dies hier: diese Hirtengeschichte und diese Engelserscheinung sind nicht des Weihnachtsfestes Kern. Man kann an der Wahrheit dieses Berichtes zweifeln, wenn man will, und man kann ihn ganz und gar verwerfen und kann doch in rechter Weise Weihnacht feiern. Unsere Weihnachtsfreude steht auf besserem Grund, darauf: Was das Kind für den einzelnen Menschen bedeutet. Das war das Zweite.

II.

Liebe Christen . . Wir können uns keinen rechten Begriff davon machen, wie das Leben eines Menschen ist, der von Jesus Christ und seinem Geist ganz und gar unberührt geblieben ist. Der Mensch, von unten aufsteigend, als wüchse er aus der Erde, ist dem bösen Aberglauben zugeneigt, ist verworrenen Sinnes und der finsteren Verzweiflung nah. Es ruht ein doppelter Fluch auf ihm: erstens, daß er in Sünde, Sorge, Schuld und Tod verstrickt und verknotet ist und da nicht herauskommen kann, und zweitens, daß er über diese traurigen und finstern Dinge und über ihren Zusammenhang auch noch finstere falsche Gedanken hat. Es ist ein Wirrwarr in seinem Geist; und wenn er beim Abschiednehmen in sein Leben zurücksieht, ist es nicht viel mehr gewesen, als ein langes zweckloses Irren über eine dunkle wegloſe Heide. Solch Leben voll Dunkel und Grauen kennen wir nicht mehr; unter uns ist es ausgestorben. Wir müßten zu den alten heidnischen Zeiten zurückgehen und uns da erkundigen; oder wir müßten die Soldaten fragen, die in China gewesen sind, was das Volk dort für wüste Geister hat; oder wir müßten in den großen Städten die aufsuchen, welche, sei es in Reichtum oder in Armut, gemein und roh geworden sind, und erforschen, was für schreckliche verworrene Gedanken ihre arme Seele erfüllen . . . Aber damals, vor neunzehnhundert Jahren, hatten,

mit ganz wenig Ausnahmen, alle Menschen auf der ganzen Welt so trostlose, finstere und verwirrte Geister.

Da kam nun dieser Jesus Christ, wurde irgendwo geboren, trat auf in irgend einem Land. In Galiläa trat er auf

Ihr kennt die Geschichte von Dornröschen. Wie sie, verwundet und vergiftet, als wäre sie tot, mit all' ihren Hausgenossen hundert Jahre schlief und schwer träumte. Und eine Dornenhecke wuchs hundert Meter hoch um ihr Haus. Und es war darin nichts als Dunkelheit und Grauen. Aber da kam der Königssohn, und mit machtvollem Wort und mit scharfem Schwertschlag schlug er die Hecke nieder und weckte die Verschlafenen und ließ die Sonne in das Grauen scheinen... So kam er in die Welt, mit seinem hohen stolzen Mut, mit seiner wunderbaren Reinheit, mit seiner holden Treue, mit seiner übergroßen Liebe, mit seiner strahlenden lachenden Hoffnung . . . er, der erste reine, klare Mensch, der erste Mensch, so beschaffen, wie er sein soll; er, der Durchschauer der Gotteswege und der Menschenfahrt, er, der Entwirrer des verwickelten Knäuls alles Menschenirrens, der wußte, wo vom Lebensstrom die verborgenen Quellen liegen und wie es mächtig in der Tiefe dahinrauscht und wie es in die Ewigkeit mündet. Er kam und trat an diesen heran, und an jenen, und lebte vor ihnen und redete zu ihnen, und viele verstanden ihn und freuten sich seiner, und viele verstanden ihn nicht, und viele werden ihn nie verstehen. Wo aber einer von seinem Leben und seiner Lehre, kurz, von seiner Persönlichkeit berührt wurde, da, wie von Zauberspruch und Zauberschwert, sprangen in derselben Seele verschlossene Truhen auf, Goldgeschmeide, verborgene Herrlichkeit trat zu tage. Es zeigte sich, daß in der Seele, die so wirr und finster schien, verborgen geschlafen hatte: stilles Vertrauen auf einen guten liebreichen Gott, süße Bruderliebe, Lust an Reinheit, milde Freundlichkeit und die Hoffnung, daß jenseits des Todes ein heimliches herrliches

Land läge, das wohl für uns Arme Heimat werden könnte und Vaterland. Das alles hatte verworren, bestäubt, schlafend in uns gelegen, da kam dieser Reine und Mutige und dabei Demütige und so Treue und weckte es mit seinem Leben und mit seinem Wort. Es kostete ihn seinen ganzen Mut, bis auf den Rest, denn es war eine schrecklich große Arbeit. Es kostete ihn zuletzt sein junges Leben.

Das ist Jesu Christi That: Daß er die einzelne Menschenseele aus den harten Armen der Natur, zu der wir ganz zu gehören schienen, herausriß und sie vor die Augen und unter den Schutz eines treuen Gottes stellte, der nicht nachlassen wird, an unserer Erlösung zu arbeiten, bis er sie ganz und ohn' Maßen vollendet hat. Das ist Jesu Christi That: Daß er in den einzelnen Menschen ein neues Leben weckte, nämlich ein Leben vor Gottes Angesicht, ein Leben, das statt mit Haß und Aberglauben und Angst, angefüllt wäre bis an den Rand mit Glauben und Liebe und Hoffnung. Das ist Jesu Christi That und das die Erlösung, die er uns gebracht hat: Er hat viele einzelne Menschen, die in die Nacht hineinsahen und in das Grauen, umgestellt, daß sie nach dem Guten sehen und nach Gott und nach dieser Richtung hin vorwärts streben.

Also hat er im Lauf der Jahrhunderte viele einzelne Menschen mit dem Feuerbrand seines Geistes und Lebens berührt. Wo einer sich mit ganzer Seele hingab und das neue Leben ganz in sich aufnahm: da wurde dieser selbe Mensch ganz verwandelt, also, daß er mit einem Fuß zwar noch im irdischen Land und in der Not der Natur stand, mit dem andern aber schon in einem ewigen Leben und einer ewigen Heimat. Alle andern aber, die in den weiten Ländern der Christenheit leben und sterben, hat er zwar nicht ganz umgewandelt, nicht ganz umgestellt; aber sie sind wahrhaftig doch nicht dieselben geblieben; sie sind wahrhaftig ein wenig in andere Richtung gekommen: Er weckte in ihnen viel Abscheu

der Sünde, viel Luft am Guten, in dem einen Treue, in dem andern Reinheit, in dem andern Demut, in dem andern Liebe, in dem andern stille Hoffnung an frischen Gräbern. So ist er Tausenden ihr alles geworden, Zehntausenden starker Wegweiser und Tröster, allen ein Heiland und ein Erlöser. Das ist Jesu Christi That und seine Bedeutung.

III.

Von seiner Bedeutung für die ganze Menschheit nun das letzte Wort.

Liebe Christen . . Es ist klar, daß das Heilige, das er in den einzelnen Menschen geweckt hatte, allmählich in die menschliche Ordnung eindrang und sich in ihr geltend machte. Es kam in die Menschheit das Erbarmen mit den Elenden und Kranken. Es kam das Erbarmen mit dem Feinde, der verwundet oder gefangen war; mild wehte die Fahne mit seinem roten Kreuz. Es kam das Erbarmen mit den Kindern, die ohne Unterricht aufwuchsen, und mit denen, die im hellen Sommer in den dunklen Stadthöfen saßen. Es kam das Gefühl der Verantwortung über die Könige, über die Regierung und die Reichen. Es trat die Liebe in die Gefängnisse, und das christliche Gewissen wurde Beisitzer in den Gerichtssälen. Alle diese Segensthaten sind von Jesus Christus gekommen und von keinem andern. Da er die einzelne Menschenseele zum Guten wandte und zum Milden stimmte, hat er allmählich das Gesicht der ganzen Welt, das sehr finster war, mehr und mehr gewandelt — und ist noch dabei — und ist so auch der ganzen Menschheit, zusammengefaßt, Heil und süße Freude geworden.

Dieweil aber Weihnacht ist, eine wunderbare Zeit, und wunderbare Dinge geschehen, nicht allein auf dem Feld zwischen Hürde und Waldrand — wer gute Augen hat, der sieht es — so werde in dem Glanz dieser unserer Feierstunde auch die verborgene Zukunft hell, und es werde gesagt: Wohl ist

jetzt noch manche Seele hart und darum manches Haus dunkel, und viel Unrecht und Jammer ist noch in der Welt, daß man wohl auf Stunden den Mut verlieren mag. Aber du, Gott, gelobt seist du, du wirst nicht müde. So wahr du draußen am Meeresrande an den Watten arbeitest und mit nackten Füßen über die weiten Sande läufst und weiter baust an deiner ganzen Schöpfung, so wahr wirst du immer mehr Quellen des Guten aufschließen; es werden immer mehr Menschen kommen, die in deinem Lichte stehen und deine Lichtwerke schaffen. Ich sehe eine Menschheit kommen, die von deiner Liebe bis auf ihr letztes Glied durchdrungen ist. Dann werden die Kinder der Reichen und der Armen miteinander spielen, Gerechtigkeit und Treue werden sich küssen und wird eine Herde sein und ein Hirte. Und der Hirte: Das bist du.

Seht, das hat Jesus Christus der Welt gebracht. Nun sagt mir: Haben die Engel Recht, da sie sagten: „Freut euch, euch ist heute der Heiland geboren?" Haben sie Recht? So freu' dich über den hellen Glanz auf dem Feld, als er aufflammte zwischen Hürde und Wald, und komm näher, sieh zu, daß etwas von diesem Glanz in deine Seele fällt. Amen.

Von dem Herzen Gottes.

Sonntag nach Weihnachten. — Ev. nach Markus 6, 34.

Liebe Christen . . Wir haben gehört, daß es eine Zeit gegeben hat, da der liebe Gott in eigner Person über Land reiste. Das alte Testament und Märchenbücher berichten darüber. Auch sollen in jenen grauen Zeiten seine Engel ihre mächtigen und schönen Flügel ausgebreitet und sich zu den Menschen begeben haben, und haben bald neben einer alten wegemüden Großmutter auf dem Stein gesessen, bald einem

Kinde zurecht geholfen, das sich im Walde verirrt hatte; einige sind, sagt man, einer Mutter erschienen, die in einer langen stillen Nacht in halbdunkler Stube am Bett ihres kranken Kindes saß. Wenn diese alten Geschichten wahr sind, so muß der „Schöpfer Himmels und der Erde" damals ein bekannter Mann gewesen sein.

Wenn wir dagegen nun an uns und unsre Zeit denken, so müssen wir sagen: Gott steht den Meisten von uns sehr fern. Von seinem Herzen müssen sie sagen: wir kennen es nicht; von seinen Thaten müssen sie bekennen: sie sind uns zu wunderlich und zu hoch; wir können sie nicht begreifen.

Nun steht es aber so, daß wir ihn gar zu gern kennten. Wir, die wir keine Schlafmützen sind, sondern geistig rege Leute: wahrhaftig! wir möchten ihn kennen. Wenn wir am Abend nach dem Himmel sehn und seine hellerleuchtete Werkstatt bewundern und ganz von selbst anfangen zu grübeln, wie hoch wohl der Himmel sein mag und welche Leute in all' den Wohnungen da oben seine Mietsleute sind: dann halten wir damit nicht auf, grübeln weiter und wollen wissen, was wohl der Herr aller dieser Welten für ein Mann sei, was er wohl für ein Herz habe, ob ein weiches wie ein Kind oder ein hartes wie ein Geiziger.

Liebe Christen . . . das Predigtamt ist, abgesehen von anderen Nöten, ein schweres Amt, darum, weil man Sonntag für Sonntag — wenn man alt wird: durch dreißig Jahre — von Dingen reden soll, welche sowohl an den Grenzen des menschlichen Wissens, wie des menschlichen Könnens liegen. Wir haben den Menschen zu sagen: „Liebe und vertraue Gott"; und wir haben ihnen zu sagen: „Wandle vor Gottes Augen und sei fromm." Das eine ist so schwer wie das andre. Da kommt ein Prediger so leicht dazu, in solchem Amte, daß er ein Vielwisser wird, ein Kenner Gottes und der Menschen, und ein Hochtrabender. Er kommt leicht dazu, daß er, staunend über Gottes Weisheit, die er durch und durch erkannt hat,

und ein wenig über seine eigene, mit dem großen Paulus ausruft: „O welch' eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!"

Er kann sich vor dieser Gefahr nur so retten, daß er sich immer wieder von neuem als das wichtigste vornimmt: sein bescheiden und demütig zu reden. Also will ich versuchen — als einer, der es lieber nicht thäte, muß aber — zu reden von dem Herzen Gottes.

Ev. nach Markus 6, 34.

Ich will reden von dem Herzen Gottes und will gleich vorher sagen, was ich darüber denke, nämlich: I. Gott hat ein Herz. II. Er hat ein Vaterherz. III. Mensch, komm' zu Gott.

I.

Liebe Christen . . Die Behauptung, die ich zuerst aufstelle, daß Gott ein Herz hat, ist eine sehr gewagte; es giebt sehr viele Menschen, welche sagen, Gott hat kein Herz. Ich spreche nicht von den dummen und rohen Menschen, welche garnicht erst nachdenken, sondern ohne weiteres darauf losbrüllen: „Was sollte Gott ein Herz haben?! Unsinn! Gott hat kein Herz." Sondern es giebt sehr verständige, nachdenkliche Menschen, welche sagen: Gott hat kein Herz.

Ich bin mehr als einmal mit einem solchen zusammengekommen, und ich erinnere mich sehr deutlich, wie er zu mir sagte: „Gott hat genug zu thun den ganzen Tag, daß er seine Millionen Welten in Ordnung hält; sein Blick ist aufs Große gerichtet." Und ich weiß noch, daß ich zu ihm sagte: „Und doch gab er dem kleinen Käfer, der an der Baumrinde seiner Nahrung nachgeht, alles Handwerkzeug, das er brauchte, gab ihm noch dazu Kleider und Schuh!" Aber er blieb bei seiner Meinung: „Wir sind Staub"; und er warf Staub auf mit der Spitze seines Fußes und sagte: „D a s sind wir! Mehr nicht! Ein Herz hat Gott nicht."

Und wenn du mit klaren, nüchternen Augen — so schickt es sich für einen Christen — in die bunte Welt hineinsiehst· dann werden auch dir die Zweifel, ob Gott ein Herz hat, nicht fern sein. Ja, ich sage: je heißer dein Herz ist, je größer dein Mitgefühl ist, desto größer wird dein Zweifel sein. Für einen Menschen, der ein weiches und reiches Herz hat, ist auf der Welt genug vorhanden, das uns an dem Herzer Gottes zweifeln läßt.

Sieh', da mühen die Menschen sich ab, pflügen und säen und bauen alle ihre Hoffnung auf das Gesäete; aber wenn sie ernten wollen hat die Trockenheit ihr Feld gefressen. Sieh', da müht sich die Frau des Arbeiters mit ihren Kindern, sorgt und kümmert, gönnt sich selber nichts, nicht einmal ein Sonntagskleid, und hofft fünfzehn Jahr lang auf die Stunde, daß die Kinder „groß sind": dann will sie sich ein schönes schwarzes Kleid kaufen und fröhlich sein; aber als sie zehn Jahre so gearbeitet hatte, kam der Tod und nahm sie mit. Sieh', da ist einer, der müht sich ab, betet und sagt: er möchte gern von böser Leidenschaft befreit sein, möchte freundlich und fleißig, nüchtern und rein sein; „wäre ich so", sagt er, „so hätte ich endlich Frieden." Aber er kann, trotz seines Arbeitens und Betens, nicht durch das schwarze Dickicht hindurchkommen auf einen hellen Weg. Und soll ich von dem elenden Leben reden, das viele Tausende in diesem Winter in den großen Städten führen: ich meine die vielen Armen, die hungern und frieren; und ich meine die vielen Reichen, die ohne Ernst und Arbeit leben? und dies letztere Leben ist wahrhaftig noch elender als das erstere. Und soll ich vom Kirchhof reden? Von den Kindern, die wahrhaftig nicht sanft in die Grube sinken, wie Blütenblätter von den Bäumen fallen, sondern sehr unruhig waren, ehe sie still wurden? Und von den Alten, an deren Grabe ich nicht viel mehr sagen konnte, als: Er suchte immer das Glück; er hat es einige Male von ferne gesehn; aber er hat es nie in die Hände bekommen?

Liebe Christen: wenn dies und vieles andere — das ich nicht alles nennen kann — an unserer Seele vorüberzieht, so kann man wahrhaftig leicht zu dem Resultat kommen: „Gott soll ein Herz haben? Nein, das ist nicht wahr!“. . . Hat er nun aber wahrhaftig kein Herz, was dann? Dann ist es sehr traurig, ein denkender und gar ein warmherziger Mensch zu sein. Wenn Gott wie ein Riese ist, der übergroß vor den Menschen sitzt und jagt und ängstigt sie als sein Spielzeug über das öde Menschenfeld, und schlägt zuweilen, bald hier, bald da, sinnlos, mit harter Faust zwischen sie und zerschmettert etliche: dann weiß ich wenigstens nicht, wie ich noch ein einzig Mal wieder lachen soll.

II.

Aber nun . . weg mit diesem schrecklichen Bild und mit dieser übergroßen Angst. Ich sage etwas Großes; ich sage: Gott hat ein Vaterherz.

Lieber Zuhörer, ich meine, es sind Anzeichen da, welche darauf deuten, daß Gott ein Herz hat. So wie oben in den Wolken die weißen Haken uns frische Winde deuten.

Ich denke an das bunte kleine Leben in der Natur, wie er doch an alles so sorglich gedacht hat. Wie er die Schwalbe unterwies, ihr Haus zu bauen, und der Biene die Blumen zeigte, die ihren Kindern bekömmlich sind. Wie er nicht allein jedem Sterne seine Stelle gezeigt hat, daß er im Spiel der ungeheuren Welten mitspielen kann, ohne Schaden zu nehmen; sondern auch dem kleinsten Moose, das deine Augen verachten, Wurzeln und winzige Blüten gab, — gleichwie dir, dem großen und klugen Menschenkinde Leib und Seele, kunstvoll bereitet.

Und dann: ich weiß wohl, daß es ein beliebtes Wort ist bei vielen Christen: die Erde sei ein Jammerthal. Und allerdings giebt es viele Menschen, die durch lange Jahre hindurch mühselig mit gehäuftem Leid dahingehn, gebückt, und

die Sonne nicht sehn. Aber die große Menge der Menschheit wird ehrlich sein und wird sagen müssen: nein, ein Jammerthal ist uns die Erde nicht, sondern: in unsrer Jugend wars ein guter Spielplatz, jetzt, in unsern rüstigen Jahren, ist es eines großen Zimmermanns Bauplatz, auf dem Axtschlag und zuweilen ein Lied klingt; und wenn wir nicht häufiger gesungen haben, so ist das unsere eigene Schuld gewesen. Wenn wir aber alt werden, wird es, hoffen wir, ein Plätzlein geben an der Sonne, zuzuschauen, wie die Rüstigen an dem gewaltigen Bau christlicher Kultur weiterarbeiten. Die Masse der Menschen muß wohl sagen: nein, ein Jammerthal ist die Erde nicht; sondern ein guter ernster Gott regiert die Welt, so wie ein starker ernster Vater in seinem Hause über seine vielen Kinder regiert, über Böse und Gute, Gesunde und Kranke, Träge und Fleißige.

Und zuletzt: er, der Schöpfer, gab mit seinen eignen Händen, nach seinem eignen Willen, seinen Geschöpfen ein Herz. Wenn er selber kein Herz hätte, wie könnte er Herzen machen und verschenken? Wie schrie in diesem Sommer an deinem Fenster die Schwalbe bange um ihre Freunde, als die Katze durch den Garten schlich. Wie umsprang in diesem Herbst der Hund des Nachbarn das kleine Kind, als es an den Rand des tiefen abschüssigen Wassers kam. Uns Menschen aber legte er Liebe und Sorge als das Echtmenschliche ins Herz hinein: er machte uns traurig bei fremder Not, und er machte, daß unsere Augen blank wurden, wenn wir von tapferer Männer hohem Mut und edlen Thaten hörten. Der das in seine Geschöpfe hineinlegte, der muß wohl dasselbe haben, wie sie: ein mitleidig Herz.

Und also ist es denn ein alter Glaube in der Menschheit geworden, daß Gott ein Herz hat. Schon unter den Menschen, die vor dreitausend Jahren lebten, ging das Wort: „Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich Gott über die, die ihn fürchten.“ Die das damals sagten,

die müssen doch irgendwie diese Erfahrung gemacht haben. Und um dieselbe Zeit lobt einer Gott und sagt: „Herr, deine Güte reicht so weit der Himmel ist, und deine Treue, so weit die Wolken gehn." Der das gesagt hat, der hat wohl diese Güte und Treue in seinem eignen Leben geschmeckt, und sie hat ihm gut geschmeckt, und darum hat er diese Worte gesagt und gesungen.

Ich sage nun aber mehr, liebe Christen. Ich sage: es sind noch deutlichere Anzeichen vorhanden, als die genannten. Ich meine: Gott hat uns sehr deutlich gezeigt, daß er ein Vaterherz hat. Es ist Etwas geschehen, das uns überzeugt. Das ist geschehen: einer, der ein Herz hatte, so lieb und rein, wie man sich nur ausdenken kann, ging über die Erde und malte uns in wunderbaren Worten und in einem kurzen mächtigen Leben vor die Seele: „Seht auf mich, so seht ihr Gott! Seht! Was ich thue und sage, was ich glaube, liebe und hoffe: so . . . genau so ist Gott!" Da, als sie das sahen, glaubten viele ihm dies alles und sagten: „Wahrhaftig, nun ist es uns klar, daß Gott ein Vaterherz hat" . . . . So, auf diese Weise, bin auch ich zu diesem Glauben gekommen.

Wäre diese Erscheinung des Herrn nicht, so wäre es mir viel zu schwer gewesen, zu glauben, daß Gott ein Vaterherz hat. Auch wäre ich zu trotzig dazu gewesen. Ich sagte schon: es spricht so viel dagegen, und es ist einem nüchternen Menschen gar zu unglaublich. Aber nun dieser gekommen ist, nun ist es glaubhaft. Ich glaube es nicht, weil die Kirche sagt, daß er Gottes Sohn ist, oder weil die Kirche oder die Bibel sagt, daß ich es glauben müsse. Sondern es war so: meine Seele wollte gern glauben, daß Gott ein Vater wäre; aber es war ihr unmöglich. Denn meine Seele ist ebenso nüchtern und klug wie eure Seele und sagte zu mir: „Es geht nicht, daß er ein Vater ist, er ist so voll rätselhafter Härte und scheint voller Launen." Aber da, als ich also im Zweifel war, ging diese geschichtliche Persönlichkeit, dieser Jesus Christ, an mir

vorüber. Ich sah ihn lange an und hörte ihm lange zu, Jahre lang, und beobachtete ihn genau, wie sein Leben wäre, ob auch ein Unterschied wäre zwischen seinem Leben und seiner Sprache, wie bei so vielen Menschen. Ich sage euch: ich habe ihn mit dem ganzen Mißtrauen betrachtet, welches den Leuten an der Nordsee eigen ist, und mit den Furchen auf der Stirn des Denkenden. Aber da, als ich ihn also lange ansah, habe ich ihm immer mehr Recht gegeben in allem, was er thut und sagt, und habe ihn immer mehr lieb gewonnen. Von Müssen ist in meinem ganzen Glauben garnicht die Rede. Besonders auch davon nicht, daß ich meine Vernunft gefangen nehmen müßte unter den Gehorsam Jesu Christi. Meine Vernunft ist frei geblieben, wie ein Vogel in der Luft; sie steigt mit dem neusten Naturforscher in die Tiefen der Vorzeit und hinauf zu den goldenen Sternen. Mein Glaube an Gott den Vater, den ich durch den Herrn Jesus Christ gewonnen habe, streitet nicht gegen meine Vernunft. Mein Glaube ist ganz freiwillig, stolz und fröhlich, wenn auch zuweilen etwas ängstlich und stolpernd. So wie ein kleines Kind in die ausgebreiteten Arme seiner lieben Mutter läuft, freiwillig, gern, lustig, wenn auch zuweilen etwas ängstlich und stolpernd.

III.

Und wenn es denn wahr ist, daß Gott ein Vaterherz hat, dann heißt es: Mensch, komm' zum Vaterherzen! Das war das Dritte.

Ich denke, daß es Ursache genug für uns giebt, zu Gottes Vaterherzen zu gehen. Bald ziehen allerhand Sorgen, wie schweres Gewölk, über unsern Himmel; bald erkennen wir, daß unsere Seele in Gefahr ist, Glauben und Liebe und Hoffnung mehr und mehr aufzugeben und dafür zu gewinnen Unlust, Härte und Verbitterung; bald merken wir es deutlich, daß wir nur durch eine dünne Wand getrennt sind von der Not und nur durch ein dünnes Brett vom Tod. Mir scheint, wir

sind alle in irgend einer Art in der Lage, in welcher sich jener arme kleine Knabe befand: der hatte eine schlechte Erziehung gehabt und kam in eine christliche Anstalt und wurde dort bald warm und fröhlich. Aber zuweilen brach noch schlimme Neigung hervor, wie ein böses, inneres Fieber. Dann rannte er rufend und weinend durch die Gebäude der Anstalt, bis er den Vater der Anstalt fand, einen guten freundlichen Mann. Mit dem ängstlichen Ruf: „Es kommt! Es kommt!" warf er sich in dessen Arme . . . Ob über uns die Sorge kommt oder eine böse Sündenstunde oder der bitterböse Tod: weiß einer, was man sonst dagegen thun könnte? Ich weiß nichts anderes, als daß wir laufen und sagen: „Es kommt! Es kommt!" und laufen den hohen Weg, auf Leben und Tod, zu Gott und suchen da Hilfe, und holen uns aus Glauben neuen Lebensmut und neue Menschenliebe. Die es so gemacht haben, die haben erfahren, daß es ihnen von oben her entgegen kam wie Milde und Stärke. Ganz wie Jesus Christ es versprochen hat. Amen.

Die Stunde des Pächters.

Altjahrsabend. Ev. n. Matth. 25, 14—30.

Liebe Christen . . wir sind hier am letzten Abend des Jahres zusammengekommen. Wir wollen uns klar machen: was hat uns hierhergeführt?

Wenn dich sonst vielleicht, im hellen Sonnenschein oder an einem herrlichen Festtag, die Neigung herführte, von der Welt etwas zu sehen oder von ihr gesehen zu werden: heute Abend kann das nicht Ursach sein; denn sieh', es ist Dämmerung, und vom Meer her weht ein naßkalter Wind. Es ist Abend, still und ungesehen sitzt du hier, und so gehst du auch wieder

durch den Nebel, der über der Marsch liegt, die stille Straße entlang und über die stille Weide nach Hause.

Wenn du sonst hier saßest, hatte dich der Sonntagsgedanke gerufen. Du dachtest an das dritte Gebot. Du dachtest: es ist der Tag des Herrn. Du dachtest: heraus meine Seele, aus den Werktagsgedanken, und komm' herein, du heiliger Gottesbote. Vielleicht kamst du auch ein wenig als ein „Mußchrist", du dachtest: es ist Sonntag; ich will einmal Gott zu Ehren in die Kirche gehen. Und dann saßest du in der Kirche, ein wenig großartig, ein wenig gleichgültig, ein wenig mit dem Gefühl: eigentlich habe ich das garnicht nötig; und ließest das Gotteswort über dich wegrauschen, wie der Stein an der Böschung an unserem Strand, über den die Wellen gehn. Aber heute ist das anders. Heute ist kein Sonntag, heute ist ein schlichter Dienstagnachmittag.

Es ist Altjahrsabend; damit ist alles gesagt. Wir sind einen Jahrgang weiter gewandert. Wir sind immerzu, Tag aus, Tag ein, vorwärts gelaufen, und Sorgen und Sünden, und Lachen und Weinen liefen im Trabe uns zur Seite. Wir sind rechte Wandersleute. Aber nun . . heute Abend, in dieser Nacht, die in dieser Stunde sich vom Himmel senkt . . wandern wir nicht. Wir stehen. Es ist uns, als käme ein Kommandoruf aus der Luft: Still gestanden. Es ist kein Mensch im ganzen Land, der nicht heute Abend, wenn auch nur einen Augenblick lang, mitmacht dies: „Stillgestanden". Wer kommandiert dies Wort?

Liebe Zuhörer . . es hat immer Leute gegeben, die Gott haben absetzen wollen, von alten grauen Zeiten her bis heute; und das wird auch weiter so bleiben. Die reichen Leute zu des Heilands Zeit sagten: „Ewig Leben? Giebt es nicht." Pontius Pilatus sagte: „Wahrheit? Wahrheit? . . Ist in der ganzen Welt nicht zu finden, weder im Hause, noch auf der Straße, und am allerwenigsten im Menschenherzen." Judas sagte: „Reue? Vergeltung? Das sind Worte wie blasse

Wolken"; aber zwölf Stunden später flogen seine Silberlinge über die Tempeldiele. Der römische Kaiser und alle seine Großen sagten: „Weg mit dem Jesus und mit seinen Anhängern." Wo ist das römische Reich? Es ist wie Spreu von Gottes Dreschdiele geflogen. Vor hundert Jahren sagten die Leute: „Wir wollen Gott und den Glauben an ihn abschaffen; der Mensch muß auf sich selber stehen; sonst wird nie etwas aus dem Menschengeschlecht." Wo sind diese klugen Redner geblieben? Das Rad der Zeit ist schon lange über sie hinweg gegangen, geht jetzt über ihre Nachfolger und Nachbeter hin und drückt sie platt und breit. Es wird auch in Zukunft Leute geben, die werden das Gefühl der Abhängigkeit, das von Natur in jedem Menschen ist, totschweigen oder tottreten und werden gegen Gott anfahren. Aber bei der Mehrzahl der Menschen wird es bleiben wie es ist: sie werden glauben, vor den Augen eines allmächtigen Gottes zu stehn und zu sterben, und ihm verantwortlich zu sein. Wir, wir hier am Altjahrsabend Versammelte, wir glauben, daß Gott es ist, der uns heute Abend ruft: wir sollen still stehen, wir sollen uns in Reih und Glied stellen. Und nun stehen wir hier. Und nun wollen wir ein Wort hören, das er uns zu sagen hat.

Ich lese aus dem Ev. n. Matth. 25, 14—30.

Über meine Ausführung will ich schreiben:

Die Stunde des Pächters.

I. Es war eine böse Stunde. II. Er hatte mit einem Mann zu thun, der hart war. III. Aber wir sind doch nicht bange.

I.

Es ist Altjahrsabend. Die Kaufleute haben ihre Bücher abgeschlossen. Sie vergleichen ihr Soll und Haben, ob sie in diesem Jahr weiter gekommen sind, oder ob sie stehen geblieben sind, oder ob sie gar zurückgekommen sind. Und wenn einer

erkennt, daß er es nicht weiter gebracht hat, oder gar zurückgekommen ist: dann sitzt er vor seinen Büchern und hat den Kopf in die Hand gestützt und grübelt traurig.

Du hast auch ein Geschäftsjahr hinter dir, ob Kaufmann oder Landmann, Mann oder Frau, Kind oder Greis. Du hast mit den Gaben gearbeitet, die Gott dir gegeben hat, oder die Natur, oder wer sonst. Wie ein Kaufmann sitzst du heut Abend vor deinen Büchern, und vor dir und zu beiden Seiten liegen ausgebreitet die dir übergebenen Güter. Auf 365 Seiten liegen da vor dir Gaben und Gutthaten. Du warst an jedem Tag gesund: was ist das für ein Kapital, gesunde Knochen zu haben und einen fröhlichen Mut. Du hattest alle Tage Weib, Kind, Haus und was sonst noch: was ist das für eine große Summe Gutes Du hattest gute Freunde, treue Nachbarn, Eltern und Geschwister. Du hattest Frieden im Land: wir konnten alle pflügen und säen: es klang kein Lärm von Süden her; und wenn wir von der Nordsee her die schweren Kanonenschläge hörten, so wußten wir: es waren Übungen des Friedens. Dazu müssen wir noch hinzurechnen und richtig addieren: daß er uns über einige Notstände glücklich herüberhalf, über Krankheiten und Unfrieden, über Saatzeit und über Allerheiligen Kurz und gut, ich sage: Jedem von uns gab er eine Menge Wohlthaten und das nicht dann und wann, wie ein Kaufmann seinen Gehülfen alle Halbjahr eine Freude macht, sondern fürwahr: täglich und reichlich.

Was hast du dafür geleistet? Das ist hier die Frage. Du Pächter des lieben Gottes: nimm einmal dein Buch zur Hand, worin die Summen stehen, die du Gott dafür schuldig bist. Her mit dem Buch! Her mit den zehn Geboten. Und her mit dem heiligen schönen Evangelium und her mit deinen Gelübden! Das zeige nun vor!

Du warst Gott wahrhaftig schuldig, daß ich Einiges nenne: ein wenig Respekt vor der Taufe! Du magst über

die Taufe denken, wie du willst. Es bleibt Thatsache: deine Kinderseele wurde wahrhaftig nicht dem Teufel, sondern dem heiligen und gütigen Gott vor die Füße gelegt. Dahin legten sie dich. Es liegt da ein moralischer Zwang für dich, da, in der Thatsache: daß das Taufwasser über deine Stirn gelaufen ist.

Du warst in diesem Jahr schuldig: dein Konfirmationsgelübde . . Du sagst vielleicht: damals war ich ein Kind. Einerlei, ob Kind oder nicht: du hättest ja den Mund halten können. Aber du sagtest damals deutlich: du wolltest immer, so lange du lebtest, da gehen, wo Glaube und Liebe und Hoffnung wäre, und da, wo der Weg rein wäre. Da wolltest du gehen. Es liegt irgendwo, vor irgend einem Altar im Vaterland, dies dein Versprechen. Ein moralischer Zwang liegt da. Du hast wahrhaftig versprochen: dies und das wolltest du, und dies und das wolltest du nicht.

Du warst in diesem Jahr schuldig: jede Gelegenheit, Gutes zu thun! Ja, die warst du schuldig. Du hattest einmal Gelegenheit, Frieden zu stiften zwischen zwei Brüdern. Du hattest dreimal Gelegenheit, zu vergeben. Du hattest zehnmal Gelegenheit, einem müden und verbitterten Menschen Mut zu machen. Du hattest hundert Mal Gelegenheit, Gutes zu reden und alles zum Besten zu kehren. Du hattest noch viele andere Gelegenheiten, Gutes zu thun. Es ist hier heute Abend die Frage, ob du alle diese Gelegenheiten fleißig benutzt hast.

Du warst in diesem Jahr schuldig . . ja . . es ist der letzte Gottesdienst des Jahres. Wie viele Gottesdienste sind hier gehalten worden! Schöne Lieder haben wir gesungen; altes, kluges Bibelwort ist am Altar vorgelesen worden. An jedem Sonntag ist Gott hier gebeten worden, daß er alle Häuser in der Gemeinde mit guten und treuen Gedanken bedenke. Auch für dein Haus ist gebeten worden. An jedem Sonntag ist ein Stück des fröhlichen, freundlichen, fleißig und

rein machenden Evangeliums hier auseinander gesetzt worden und den Hörern ans Herz gelegt worden, wahrhaftig von einem ernsten Mann. Wie ist das nun? Bist du zuweilen hierher gekommen? Wenn einmal eine Zeit kommen sollte, wo in dieser Kirche schlechte Dinge gesagt und rohe Lieder gesungen werden: dann sollst du nicht hierher kommen. Aber so lange Dinge hier getrieben werden, welche wahrhaftig deine Seele fröhlich, freundlich und rein machen können . . . mir scheint: so lange darfst du die Gelegenheit nicht versäumen. Es sei denn: du wärst schon fröhlich, freundlich, rein. Aber ich glaube: das bist du nicht.

Nun muß ich auch noch von den Kindern reden. Ja, von den Kindern muß man am Altjahrsabend reden. Es ist klar, daß die Eltern den Kindern schuldig sind, kurz gesagt: die Erziehung zum Guten hin. Hast du nun dies fleißig besorgt? Hast du wohl zu deinen Kindern gesagt oder an dein Kind in der Fremde geschrieben: „Dort entlang, mein Kind! In die Richtung mußt du gehen! Da geht der Weg zum ewigen Leben!" Es kann wohl einst die Stunde kommen, daß dein Kind die ewige Heimat nicht finden kann. Es steht allein und weinend irgendwo am Wege in der Nacht, fürchtet sich sehr und klagt: „Vater und Mutter, die haben mich nicht geleitet."

Liebe Christen . . es war einmal ein Trinker, der vertrank in der Winterzeit all' sein Saatkorn. Als nun die Zeit des Säens kam, ging er über sein gepflügtes Land und hatte kein Korn, es zu besäen. Und er sah übers Feld; und rund um ihn . . hier und da . . sah er die Nachbarn fröhlich säen, bei leisem Wind und unter frischer Sonne. Und er ging und ging, und sah das Unkraut schon aus den Furchen schießen. Da kam die Verzweiflung über ihn; und aus der Verzweiflung wurde Irrsinn. Und er ging am andern Morgen hinaus aufs Feld, einen leeren Saatsack auf dem Arm und ging Furche auf und Furche ab und säete und säete, bis sie ihn

mit Gewalt fortbrachten. Du hast auch Saatkorn von Gott bekommen, viel schönes Saatkorn. Du mußt das nicht vertrinken, verfaulen, vergraben. Es kommt doch nicht das Unkraut schon auf? Es melden sich doch nicht schon der Sünden Folgen? Es ist doch nicht schon nahe die böse Verzweiflung?

Wenn du heute Abend, in dieser bitterernsten Stunde, hierüber nachdenkst, über das ganze Soll und Haben deines Glaubens und Lebens . . Du mußt es ja wissen; es ist deine Sache und die Sache der Deinen . . stehst du heute Abend so traurig vor Gott, wie dieser Jammermensch im Evangelium? „Herr ich wußte, daß du ein harter Mann bist! Du schneidest, wo du nicht gesäet hast; und du sammelst, wo du nicht gestreut hast. Ich fürchtete mich und ging hin und vergrub das Geld; unterm Birnbaum im Garten hat es wohlverwahrt gelegen. Sieh', hier hast du das deine. Ein wenig verrostet ist es" . . Liebe Christen . . Ich sage nicht das „Wehe" von dieser Stätte. Ich fürchte, es könnte auf mich zurückfliegen, wenn ich es sagte. Auch ist diese Kanzel von euren Vätern nicht aufgebaut worden, euch zu euren Lebenslasten eine neue aufzulegen, sondern euch das Herz leicht und froh zu machen. Aber hier steht mitten im Text das harte Weh: „Mir aus den Augen, du Fauler! Hinaus, du jämmerlicher, weinerlicher Vergraber. Bringt den liederlichen Pächter hinaus! Werft den ganz und gar unnützen Menschen hinaus!"

Die Stunde des Pächters war eine schlimme Stunde.

II.

Er hatte mit einem Manne zu thun, der hart war.

Da lag der Grund, daß es ihm also traurig erging: „Du böser und du fauler Knecht!" Faul und schlecht war er. Er mochte nicht arbeiten. Wenn er saß, mochte er nicht aufstehen; wenn er stand, mochte er sich nicht bücken. Er mochte sich nicht rühren und nicht drehen. So faul war er.

Faulheit aber streitet gegen Gott und Gottes Schöpfungsgesetze. Darum ist Faulheit gleich Schlechtigkeit. Du böser und fauler Knecht!

Du stehst zu Gott im Dienstverhältnis. Wenn du gegen diese meine Behauptung auffährst und sagst: „Das ist nicht wahr; ich bin mein eigener Herr". Meinetwegen! Glaube du, daß du dein eigener Herr und dein eigener Narr bist. Glaube es, solange du willst. Was geht mich dein Glaube an? Aber dann bist du heute Abend in ein verkehrtes Haus gekommen. Die heute Abend hier versammelt sind, die haben den Glauben: in Gottes Lohn und Brot zu stehen.

Steht es aber so: Was hat dich gehindert, ein guter und fleißiger Pächter zu sein? Warum ist es in deinem Hausstande und in deinem Beruf wiederum in dem alten Schlendrian gegangen? Es sind dieselben Sünden da gewesen, dieselben häßlichen Gewohnheiten, derselbe „Kehr dich an nichts", dasselbe finstere Gesicht. Warum das alles? Ich weiß es wohl: Du mochtest dich nicht rücken, nicht bücken, nicht drehn, nicht kümmern, du böser und du fauler Knecht!

Da liegen Gottes Gaben. Rund um dich liegen sie und rosten. Ich will einige aufzählen; ich will einige hier auf den Rand der Kanzel legen: es ist ja Pächters Rechnungstag. Da ist dein Lebenskamerad, dein Ehegemahl. Du sollst etwas dafür thun, daß er fröhlicher und glücklicher wird. Gewiß, wenn du es nicht thust, wer soll es denn! Dazu bist du ja gerade neben ihn gestellt, daß du ihn anfaßt, daß er gegen all den widrigen Wind kräftig und mutig vorwärts geht. Da sind deine Kinder. Was soll ich sagen? Junge Bäume sind sie. Wind und Staub fahren ihnen über die Kronen; böse Buben schneiden ihre Namen in die Rinde. Wer gab den jungen Bäumen Gärtner? Wer sind die Gärtner? Haben allein die Ahorne Gärtner und die Linden in der Baumschule am Ende des Dorfes, und eure Kinder haben keine Gärtner,

wachsen wild auf? Ich weiß Eltern in der Gemeinde, welche nicht für Schutz sorgen, so sehr auch die starken Weststürme wehn, noch Pfähle an die jungen Bäume binden, noch die bösen Buben verjagen. Da sind deine geistigen Fähigkeiten. Die Fähigkeiten deines Geistes sind wie junge Pferde. Du kannst sie pflegen, rühren und munter halten, und du kannst sie im Stall stehen lassen, daß sie sich steif stehen, daß sie sich die Beine in den Leib stehen. Was hast du gethan, wenn Feierabend war, wie verbrachtest du die langen Abende bei der Lampe? Hast du dich gebildet? Hast du deine jungen Pferde munter gehalten? Hast du gute Bücher gelesen, ernste Gespräche geführt, bist du vorwärts gekommen im letzten Jahr? Hast du dich gerührt und gebückt? Nein? Du thatest es nicht? Es war wieder der alte Schlendrian, das alte dumme „Kehr dich an nichts"? Du mochtest dich nicht rücken und bücken, drehn noch wenden? Du böser und fauler Knecht.

Aber nun könnte man denken: doch nicht gerade dumm hat der gehandelt, der sein Pfund nach dem Birnbaum brachte. Er hat es doch immerhin verwahrt! Er warf es doch nicht weg! Er war doch kein Säufer, kein wilder Mensch, kein „Thunichtgut"; im Gegenteil: er war ein Vorsichtiger, ein Schlauer; er war ein Leisetreter und ein gerechter Kammmacher. Er sagte zu seinem Herrn: „Herr, ich kannte dich als einen harten Mann; du ernteſt, wo du nicht gesäet hast. Da dachte ich: „Sicher ist sicher, und grub's in die Erde." Und dann mit Triumph und Prahlen: „Sieh'! Siehst du? Hier hast du das Deine! Und nun sei hart oder weich, sei, wer du willst —: Mir kannst du nichts anhaben."

Schlecht kam der weg! Der Schlaue und Leisetreter! Er hatte gegen Gottes ewiges Schöpfungsgesetz gesündigt: Was still liegt, das rostet; wer faul ist, setzt Schimmel an. Hart ist Gott. Gott ist grimmig auf Rast und Rost. Gott sah es ihm an den Augen an: Dummer war er im letzten Jahr geworden und gleichgültiger und schmutziger. Weg mit

dem! Was soll Gott mit dem? Mit einem solchen kann selbst Gott nichts anfangen. Gott kann nur Menschen brauchen, die vorwärts gehn, nur Menschen, die wollen, die das Gute wollen.

Es ist eine wunderbare Sache, ein unergründlich tiefes Schöpfungsgesetz: Wer an Fleiß, an Liebe, an Vertrauen abnimmt, dem nimmt Gott immer mehr, was er davon etwa noch hat. Er nimmt ihm das und macht ihn ganz arm. Sie sagen: Der Teufel nimmt es weg. Das Sprichwort sagt: Wer dem Teufel den kleinen Finger giebt, dem faßt er bald die ganze Hand. Nein, hier steht deutlich: Gott nimmt es weg. Gott ist hart. Gott nimmt einem Menschen das Gute. Gott reißt dir Glauben, Liebe, Hoffnung, Fleiß, Treue, Frau, Kinder, Land, Leute und was es sonst Gutes im Leben und Sterben giebt: Gott reißt dir das alles aus der Hand, der harte Mann . . wenn du dich nicht rückst und bückst, wenn du nicht springst und läufst

III.

Wenn du aber diese guten Dinge noch hast und du mehrst und pflegst sie: . . Und nun sei fröhlich, meine Stimme. Rede nicht mehr weh und bange von des Pächters Stunde! Daß sie nicht sagen, sie wären am letzten Tag des Jahrs ohne Trost aus dieser Kirche gekommen. Daß sie nicht sagen, ich hätte kein Evangelium für sie gehabt, keine Frohbotschaft, keinen Heilruf, als die Tausend dieser Gemeinde in der Dämmerung über den rauschenden Fluß in das Land zogen! . . . Wenn einer noch seine Gaben hat und mehrt sie: dann will Gott noch Gaben dazu geben, daß er die Fülle hat. Wer da hat, dem wird noch mehr gegeben. Das war das dritte.

„Wer da hat . .“ steht hier . . Nun: ich sage von uns allen: wir haben noch. Wir haben noch, was Gott den Menschen Bestes gegeben hat.

Wir haben noch Glauben. Obwohl wir zuweilen so

thun, als hätten wir ihn ganz verloren. Wir haben auch noch Liebe, obgleich wir zuweilen so sauer sehen, so wortkarg sind und so liebeleer Wir haben auch noch Hoffnung. Du hast Gräber; und in deinem Erbbegräbnis sind noch zwei Plätze frei Also hast du noch Hoffnung. Wir haben noch! Halte fest, was du noch hast! Halte es fest! Was hättest du, wenn du dies nicht hättest.

Aber wie halte ich diese Dinge fest? Wie mache ich das? Indem ich sie pflege und mehre! Nur indem ich sie pflege und mehre! Das thu du in diesem Jahr, das in dieser Nacht geboren wird, dann wird es ein gutes Jahr sein. Amen.

Es ist ein Licht erschienen.

Sonntag nach Neujahr. Jesaias 9, 1.

Liebe Christen . . Das Kirchenjahr läuft im Trabe. Vor vierzehn Tagen haben wir von der Geburt des Heilandes geredet, am vorigen Sonntag von seiner Kindheit; das Evangelium, das heute zu verlesen war, redet schon von der Zeit, da der Heiland seine Vaterstadt verließ und seine wunderbaren Geheimnisse ausbreitete, und sein Ruhm wie Feuer über das Land flog.

Der Heiland war ein Kind gewesen wie andre Kinder; doch denke ich mir, daß er sonderlich still und verträumt gewesen ist. Er hat viel einsam gestanden, in Gedanken, vor deren Tiefe er nicht erschrak, weil sein Kindergeist diese Tiefe noch nicht erkennen konnte. Als er in die Jünglingsjahre gekommen ist, hat er mit heißem Eifer alles an sich gerissen, was ihm erreichbar war: die wunderbare Schönheit der Heimat, die Geschichte und Wissenschaft seines Volkes und die Erkenntnis Gottes und der Menschen, die in den alten Büchern und bei klugen

Leuten wohnte. Und . . indem er das alles besah und durchforschte, stapelte er es nicht auf, wie die meisten Gelehrten thun, auf denen ihre Gelehrsamkeit liegt wie ein Brett auf grünem Rasen, unter dem das Gras welk und gelb wird. Sondern er pflanzte, was er sah und hörte, in seine tiefste Seele und ließ es in schwerem sinnendem Herzen quellen und keimen. Eine feine vornehme Seele war er; er erkannte, daß die Schöpfung mit leichtem oberflächlichen Denken nicht zu verstehen wäre, sondern daß man demütig und lange darum grübeln müßte. Er war das Gegenteil von denen, welche sagen: „Ich kann alles, ich habe alles, ich bin alles." Er kämpfte sehr hart um das Geheimnis, das hinter allen Dingen liegt. Denn „alles Irdische ist nur ein Gleichnis". So stand er mit klopfendem Herzen und mit großen Augen und starrte in das Dunkel des Menschengeschicks.

Da — ich weiß nicht wie es geschah, kam eine große Stunde, — oder dauerte es Wochen und Monde, — da wurde es ihm klar und klarer. Als wenn über ein weites Thal, das in Nacht liegt, das Morgengrauen kommt, und man sieht undeutlich im Grund die Dörfer und die Weiden, und dann auf den Straßen undeutlich die gehenden Menschen, — so kam ihm die Erkenntnis und die Klarheit: „Wissen können wir nicht; aber vertrauen dürfen wir! Der es alles erschaffen und durchgrübelt hat, der auch die Menschenseele in seiner Hand knetete und drehte: der hat uns herzlich lieb und wird uns allmählich alle seine Rätsel raten lassen und wird uns einst zu seinen Arbeitsleuten machen und zu Besuchern seines Hauses." Und da, wie diese Erkenntnis immer heller und weiter wurde, da fühlte er sich sicher genug und stark, als ein guter Ritter für sie zu streiten. Und er zog aus und trat auf. Und als er auftrat: da hoben sie die Hände. Sie liefen durcheinander und riefen überlaut: „Seht da! Seht da! ein Licht! Seht die Erscheinung! Seht: ein Mensch von Gott!"

Damit nun unsere weiteren Worte dieselbe Richtung behalten, wollt ihr eine Stelle aus dem Buch Jesaias hören.

Jesaias 9. 1.

Ich will sagen: Es ist ein Licht erschienen. I. Der Menschheit. II. Deinem Volk. III. Deinem Hause.

I.

Liebe Zuhörer . . Es ist ein unheimlich schönes Bild, das der Prophet hier gemalt hat: ein ganzes Volk wandert in einem finstern Land . . . man sieht Tausende von Menschen, alte Leute, Männer und Frauen, Kinder in Haufen, halten sich an den Händen, ziehn alle im Dunkeln ihre Straße. Sie haben die Köpfe vorgestreckt und spähen in die Dunkelheit, sie stoßen aneinander, und einige stolpern. Man hört einen Schrei; die andern zieh'n vorüber; auf der nachtdunklen Straße liegt eine schwarze stille Masse, wie ein Baumstamm . . . Das ist ein düsteres, unheimlich schönes Bild, das der Prophet hier malt: ein ganzes Volk . . . wohnt in einem Land, das keine Sonne hat. Die Dorfstraße liegt immer im Dunkeln. Der Vater arbeitet mit tastenden Händen an der Werkbank und die Mutter kann am Sonnabend die Wäsche für die Kinder nicht finden, die im Schrank liegt. Wenn sie nach der Kirche gehen, verirren sie sich zwischen den Gräbern; und der Knecht, der mit vier Pferden und dem Pflug auf dem Felde ist, muß sich weit vorbeugen und laut rufen und muß oft zur Seite laufen, daß er nicht mit Pferden und Eisen in den Graben kommt.

Was ist das denn für ein Volk, das in so unheimlichem Dunkel wandert, und in solch tiefem Schatten wohnt? Ich glaube: das sind wir Menschen alle miteinander: wir sind das Volk, das im Dunkeln wandert, und wir sind die Leute, die im finstern Lande wohnen. Denn wahrhaftig: wo wir herkommen, das wissen wir nicht; die Wege, die wir bisher gegangen sind, haben wir nicht verstanden. Was die Zeit,

in der wir uns jetzt befinden, für uns und der Unsrigen Leben bedeutet, das ist uns ganz dunkel. Und endlich haben wir keine Ahnung, ob die nächsten zehn Schritte, die wir aus dieser Kirche heraus machen werden, uns gelingen, oder ob wir beim dritten Schritt zusammenbrechen. Dazu kommt, daß wir bei unserem Wohnen und Wandern immerzu erschreckt werden, bald durch einen Unfall, bald durch eine äußere Sorge, bald durch eine seelische Not. Also ist unser Leben gleich einem Menschen, der steht nachts im Traum auf — so stehen wir auf aus Mutterleib — und wandert durch Haus und Hof im Schlaf und wird unterwegs oft erschreckt und wandert wieder im Traum in seine Kammer und legt sich hin. So gehen wir ins Grab.

Aber was steht hier nun? „Das Volk, das im Dunkeln wandert, sieht ein großes Licht, und über die, welche da wohnen im finstern Land, scheint es hell." Was ist das nun für ein Licht? Was ist das für eine Sonne, die da den Himmel rötet und steigt auf und macht es helle im Land der Menschen? . . . Schon tausend Jahre früher, bevor es aufging, als es noch unterm Erdrand war, warf es einen Schein von rötlichem Morgengrauen nach oben gegen den Himmel; und viele im dunkeln Land standen still im Wandern, sahen lange dahin und freuten sich und wanderten weiter. Und dann stieg es auf und warf einen hellen Schein über das dunkle Land, über die im Dunkeln irrende Menschheit. Und wenn ich die Tagesstunde angeben soll, in der wir in unsern Tagen leben, so meine ich, es könnte wohl am frischen Sommertage sein, sechs Uhr am Morgen. Zwei Stunden erst schien das Licht. Die Menschheit wandert erst am Morgen. Bevor steht ihr ein langer Tag, der immer heller werden wird . . . Was ist das für ein Licht, das also über der Menschheit aufging? So sehe ich mich um, ich suche lang oder kurz. So ist es der Mensch, von dem wir am großen Festtag gesungen haben: „Das ew'ge Licht geht da herein . .

giebt der Welt einen neuen Schein . . es leucht' wohl mitten in der Nacht . . und uns des Lichtes Kinder macht."

Seht: es ist in den fünftausend Jahren, seit man von Menschengeschichte redet, manch einer aufgestanden, hat ein Licht in der Hand gehabt, hat es hoch gehalten, und hat laut gerufen: „Seht ihr es? Ein helles Licht für euch, Leute im Dunkeln!" Aber wenn es wirklich ein ehrliches und gutes Licht gewesen ist, so war es von seiner Art. Es war rot von seiner Morgenröte, es war angezündet an der Glut seiner Seele. Es war ein Scheit von dem Feuerbrand dessen, der gesagt hat: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, wie wollte ich, es brennte schon."

Wie das Licht der Sonne unseren Augen angepaßt ist, so das Licht Gottes, im Heiland leibhaftig geworden, unsern Seelen. Das schöne Menschenbild, an dem Gott schon lange Jahrtausende bildete, bevor der Heiland erschien, und danach des Heilands eigene und milde Erscheinung, ist schon jetzt und wird immer mehr: aller ernsten Menschen Sehnen. Wo seit Jahrtausenden, vor und nach seiner Zeit, eine starke Seele einen Pfeil der Sehnsucht auf die Sehne legte: zielte sie auf Jesus Christ. Ich weiß wohl: es giebt drei Menschheitsideale: das Gute, das Wahre und das Schöne; und kluge Leute warnen, man solle sie nicht durcheinander mengen. Ich sage aber dennoch: Dies alles ist in ihm. Es kann nichts Besseres geben, als sein Leben; es kann nichts Wahreres geben als seine Liebe; und es kann nichts Schöneres geben, als den Mut, mit dem er für seine Sache gestritten hat, welche die Sache der ganzen Menschheit ist. Alles, was er uns vorgelehrt und vorgelebt hat, von dem Irren und Mühen der Menschen, von dem ewigen Wert der Menschenseele, von Gottes guten und starken Plänen, und sein hoher Mut, von dem der Dichter singt: Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf: das wird immer aller ernster Menschen Wonne sein.

Es ist ein Licht erschienen der Menschheit.

II.

Deinem Volke, das war das Zweite.

Boten kamen in unser Land und erzählten unsern Vorfahren von dem Licht, das erschienen wäre, von dem Heilande. Die nahmen es gut auf; denn die Kunde war milde und doch stark.

So sagen die Boten: „Fern von diesem Land nach Osten zu, weit über Wälder und Meere, da ist einst ein Kind aufgewachsen, hat gespielt und geweint wie andere Kinder. Als es aber heranwuchs, da hat man wohl gemerkt, was es mit dem Kind für eine Bewandtnis gehabt hat, nämlich, daß es nicht ein Menschenkind sei, sondern ein Gotteskind. Denn es war so klug, daß es Menschen und selbst Gott durchschaute; es war so gut, daß es sich selbst vergaß, immer nur dachte, wo es andern helfen könnte; es war so stark an Willen, daß es Leib und Seele heilen konnte, und ein solcher Held, daß es weder Menschen fürchtete noch böse Geister. So ging es durch sein Volk. Und sein Volk freute sich über es."

„Aber da waren Finsterlinge im Lande, Wehrwölfe, Neidlinge, die hockten beieinander in der Nacht beim Feuer und glühten einen schwarzen Plan. Sie liebten das Böse, Harte, Stumpfe und Dumpfe, die Unruh' und den Tod, darin wir Menschen immer leben; und sie haßten das Licht. Und einer seiner Helden — Weh' über ihn! — der verriet den Himmelssohn."

„Es ist ein Geheimnis. Kein Mensch weiß, warum er sich nicht wehrte und warum der große Himmelsherr nicht sein Volksheer sandte, zehntausend Mann, ihm, dem Siegfried, zu helfen in der Todesnot. Und einige sagen, daß sie wohl ausgezogen, daß sie aber zu spät kamen: da erdröhnte die Erde, Felsen bebten und sie füllten mit ihren weißen Flügeln die ganze Stadt, wie weiße Mövenschaaren das ganze Pflugland. Es war aber Gottes Wille. Er mußte so jammervoll in Todesnot kommen und in jungen Jahren sterben, damit wir

den guten Helden herzlich liebten und immer gegen die Bösen und die Schwarzen stritten, die ihm ein so schrecklich Ende bereitet haben. Wenn wir das thun, dann sieht er auf uns vom Himmel nieder und freut sich und giebt ein fröhlich Herz und holt uns einst heim in seine Himmelshalle . . . Darum sagen wir euch: Freut euch wohl eures Lebens und freut euch der strahlenden Sommersonne, freut euch auch an Weib und Kindern. Aber freut euch mehr über den Helden, der das Herz inwendig zeitlich und ewig fröhlich macht."

So sprachen die Lichtboten. Und also ist das Christentum zu unserm Volk gekommen, als ein Glaube, der den unruhigen, düstern und bangen Menschen aufatmen und lachen macht, als ein Licht, das fröhlich und hell singen macht.

Nachher — im Lauf der Jahrhunderte — sind immer wieder Leute gekommen, die haben sich an der frohen Botschaft gestoßen und haben eine harte Trauerbotschaft daraus gemacht; denn ihr wißt, daß der Menschengeist zum Harten und Finstern neigt. Also haben sie immer wieder, als wichtigstes hingestellt, seinen letzten schwarzen Tag und haben wieder und wieder zurückgestellt „das angenehme Jahr des Herrn". Sie haben immerfort gesagt: „Gekreuzigt! Gekreuzigt! Welt, deine Sünde!" und haben fast ganz vergessen: „Geboren! Geboren! Welt, deine Freude!" Und haben es mit ihrem ewigen Rufen durchgesetzt, daß der thatkräftigste Teil unseres Volks, unsere Jugend, unsere Soldaten, unsere Arbeiter, unsere Kaufleute . . sich vom Christentum abwandten und sagten: „Was sollen wir damit? Das ist ja kein Evangelium, keine frohe Botschaft, das ist ja kein Licht?!"

Wir Menschen sind ein armes Geschlecht. Gott weiß es. Es ist mit allen Völkern und mit einem jeden Menschen so: Irren und Mühen ohne Ende. Sollte Gott nun gedacht haben: „Zu leicht ist noch die Last der Menschen, und das Joch des Lebens ist noch zu sanft für ihre starken Schultern, darum will ich noch darauf legen dies: den Jammer von

Golgatha?" Nein. Was sagtest du, Herr? Du wolltest uns Freude machen und uns Mut ins arme bange Herz geben und die Hoffnung, zum guten Ziel zu kommen. Du wolltest uns Licht bringen, nicht Schatten. Schatten genug in der Welt! . . Darum: Wenn ich dein Bote sein soll in meinem Volke, so will ich wohl auch sagen: „Gekreuzigt! Gekreuzigt! Mein Volk, deine Sünde!" Aber ehe ich das einmal sage, will ich zuvor zehnmal gesagt haben: „Geboren! Geboren! Mein Volk, deine Freude!"

Ein Licht ist erschienen deinem Volke.

III.

Und deinem Hause. Das war das Dritte.

In deinem Hause ist es noch dunkel oder doch halbdunkel. Und wenn es eins der leuchtendsten Häuser in der Gemeinde wäre, so sind doch dunkle Winkel und Ecken darin. Dagegen mußt du nicht streiten.

Zu einem hellen Hause gehört, daß die Menschen Zutrauen zu Gott haben. Aber das haben viele von euch nicht. Ihr wollt es mit eurer Arbeit und mit euren Sorgen zwingen. Ihr tragt schwere Steine und wollt euch einen Damm bauen durch das lose moorige Land und tragt und tragt und habt einen gebückten Gang bekommen und tiefe Furchen in die Stirn. Ihr müßt das Tragen aufgeben und es wagen, auf Gott hin, in seinem Namen, auf Glück und Glauben, auf das moorige und unsichere Feld zu gehn. Ihr müßt Zutrauen haben: das ist das Beste am Menschenleben. Fröhlich und selig sind — das ist alte Menschenerfahrung — diejenigen, welche sagen: „Was frage ich nach Himmel und Erde, wenn ich dich, Gott, habe."

Zu einem hellen Hause gehört, daß ihr immer lieb miteinander seid, jeden Tag, vom Morgen bis zum Abend, und noch in einer besonders sinnigen Weise am Sonntag. Aber das seid ihr nicht. Es kommt vor, daß der Hausherr sich zu

sehr als der Herr fühlt und übler Laune ist; dann ist die Frau bedrückt und die Kinder sind verschüchtert. Es kommt vor, daß die Frau den Mann mit Sorgen und Fragen und mit Unselbständigkeit und mit weinerlichem Wesen quält. Es kommt vor, daß die Kinder vergessen, was sie denen schuldig sind, die das Dach über ihren unmündigen Jahren halten. Das ist klar: in Sachen der Liebe muß es noch besser werden. Fröhlich und selig sind — das ist alte Menschenerfahrung — die, welche warmherzig sind.

Zu einem hellen Hause gehört, daß ihr alle reine Leute seid. Aber das seid ihr nicht. Du mußt selbst sagen: wenn meine Seele rein sein sollte, so müßte der Gedanke heraus und der auch. Das ist klar: in Sachen der Reinlichkeit muß es noch besser werden. Fröhlich und selig sind — das ist alte Menschenerfahrung — die, welche reines Herzens sind.

Es ist noch dunkel in deinem Hause. Rede nicht dagegen! Es fehlt an allem Guten, es fehlt an allen Ecken und Enden. Es ist noch dunkel. Man muß sich beeilen und Licht machen! Es ist ein Licht erschienen. Hörst du es? Laß des Heilands Gottvertrauen hinein! Dazu seine Barmherzigkeit; und seine Reinheit! Und du sollst sehen, daß es hell wird, wie heller Sonntag.

Du willst immer Beweise haben: mach' die Probe, ob es wahr ist, was ich sage. Der Heiland verlangt durchaus nicht blinden Glauben von dir. Mach' die Probe! sagt er. Dies ist die Probe: „Wer anfängt", sagt er, „den Willen Gottes zu thun, der wird erfahren, ob meine Lehre von Gott ist oder ob ich sie von mir selbst habe". Mach' die Probe! Mach die Erfahrung! Amen.

Fromme Leute.

3. Sonntag nach Epiphanias. Ev. nach Markus 2, 23—3,6.

Liebe Christen. . . Es lebte einmal in unserer Landschaft ein Bauer, der war von Haus aus, so viel ich weiß, ein Mensch wie wir alle: bedrückt und traurig, wenn er Sorgen hatte; fröhlich, wenn die Tage gut waren. So war er noch, als er gegen vierzig Jahre alt war.

Zwischen vierzig und fünfzig erlebte er zweimal einen schweren wirtschaftlichen Schaden: zuerst ging ein Viehsterben durch seinen Stall; dann, im dritten Jahr darauf, zeigten sich an seinen Gebäuden so schwere Schäden, daß er mit vielem Geld einen Neubau aufführen mußte. Als er fünfzig Jahr alt war, da war er ein Mensch, dessen Seele nach dem Finstern hinneigte. Er war immer bedrückt, war oft übler Laune mied den Verkehr mit den Menschen.

Zwischen fünfzig und sechzig wurden die Kinder groß und verließen das Elternhaus. Sie kamen eines Tages wieder, um der Mutter die letzte Ehre zu geben. Er wohnte einsam mit einer alten schweigsamen Haushälterin in seinem stillen Gehöft, das im Schatten hoher Pappeln lag. Als er sechzig Jahr alt war, sprach er oft tagelang kein Wort, schickte die Haushälterin hinaus, das Nötige mit den Leuten zu bereden. Er kam in kein Wirtshaus; er ging zu keinem Nachbarn. Er kümmerte sich um keine Menschennot: er sandte kein Mittagessen zu der kranken Frau des Arbeiters und ging zu keinem Begräbnis.

Zwischen sechzig und siebzig alterte er rasch und legte sich eines Abends zum letzten Mal nieder. Am folgenden Tag kam sein Nachbar, der Lehrer, in sein Haus und drang, da die Haushälterin nicht gut Wache hielt, bis an sein Bett. Der Lehrer war ein Mann wie er, mit schon grauem Haar.

Der Kranke, halb aus Verlegenheit, da er so plötzlich einen Menschen vor sich sah, auch wohl im Fieber, war gleich

redselig und sagte: „Ich weiß nicht, Nachbar, wie es möglich ist, daß Sie bei all dem Ungemach, das Sie in Ihrem Leben gehabt haben, und bei der vielen Mühe mit den Kindern immer einen so frohen Sinn und so heitern Mut gehabt haben." Der Lehrer sagte schlicht und freundlich: „Ich habe mich immer am Evangelium gehalten, Nachbar, das hat mich immer wieder froh und stark gemacht." „Das Evangelium?" sagte der Kranke, „das hat Sie mutig und fröhlich gemacht? Das Evangelium? Zum Evangelium habe auch ich mich immer gehalten! Sehen Sie: da liegt das Andachtsbuch und da liegt Bibel und Gesangbuch." Da warf der Lehrer einen raschen, scheuen Blick auf die drei alten dicken Bücher und sagte unsicher und leise: „Das verstehe ich nicht!"

Zu Hause angekommen, ging er lange noch in tiefen Gedanken in der leeren Schulstube hin und her, ganz verwirrt von dem, was er erfahren hatte: daß aus demselben Evangelium Finsteres und Fröhliches, Bitteres und Süßes kommen könnte.

Ich will nun vorlesen, was das Evangelium nach Markus über diese Sache erzählt. Evangelium nach Markus 2, 23–3,6.

Ich sage: fromme Leute. I. Von finsterer Art. II. Von fröhlicher Art.

I.

Die frommen Leute im Lande hatten die feste Überzeugung: wenn das Volk strenge die vielen großen und kleinen Gebote hielte, welche aus alten Zeiten überliefert waren, dann würde es wieder ein freies und reiches und glückliches Volk werden, wegen dieser seiner Treue. Diese Überzeugung, die sie nun einmal hatten, machte sie zu harten finstern Menschen. Sie wurden wie grämliche, boshafte Polizisten, die jedem freien und fröhlichen Volk ein Greuel sind. Sie hatten von all dem Ärger, den sie hatten, Falten auf der Stirn und sahen ganz blaß und verärgert aus. Sie sahen aus wie wandelnde

Leichen oder, wie der Herr einmal sagt: wie übertünchte und gekalkte Gräber. Diese Leute standen nun also am Thor der Stadt, am Sonntag, und sahen die Straße auf und nieder und paßten auf, ob die Leute auch die Sonntagsvorschriften hielten, welche überaus mannigfaltig und engherzig waren.

Da sahen sie den Mann durchs Feld kommen, den Baumeister Jesus von Nazareth. Er machte einen Sonntagsgang mit seinen Freunden, die waren hungrig und fingen an, Ähren abzureißen, so im Gehen; und rieben das Korn zwischen den Händen und aßen es. Das war kein Vergehen gegen das Eigentum; denn so sagten die alten heiligen Gesetzbücher: Wenn du in der Saat deines Nächsten gehst, dann darfst du mit der Hand Ähren abreißen; aber du darfst nicht mit der Sichel darin hin- und herfahren.

Aber da stehen die mit den finstern Gesichtern, mit den harten Augen und den schmalen Lippen, die Verbitterer alles Lachens, die Verhinderer aller Volksfreude, die nicht eher ruhen, als bis sie eine Übertretung entdeckt, als bis sie ein Lachen erstickt haben. Also gehen sie auf ihn zu, als er durchs Thor gehen will, stehen mit ihren scharfen Gesichtern vor ihm und sagen: „Was ist das? Haben die alten Bücher nicht dem Volk dies Joch aufgelegt: am Sonntag soll man keine Arbeit thun? Wie kannst du dulden, daß die Deinen Ähren ausreißen? Wo bleibt die Sonntagsheiligung? Willst du das Joch der Vorfahren abwerfen? Du und die Deinen?" . . Es sind beschränkte und finstere Menschen, diese Leute. Es steht schlimm um ein Land, in dem solche Leute viel Macht haben.

Aber es wird noch ärger. Am selben Nachmittag kam der Heiland in die Schule. Eine Menge Menschen umwogten ihn. Da war da ein armer Mann, der hatte eine gelähmte Hand. Es war kein Leben in der Hand; sie war wie ein vertrockneter Zweig an einem Baum. Eine sehr alte Schrift erzählt: es sei ein Maurer gewesen und seine rechte Hand,

und er habe gern arbeiten und für seine Familie sorgen wollen. Der Mann drängte sich durch die Menge, blieb aber, gebannt von des Heilands herrlicher Erscheinung, stehen, wie an die Erde genagelt. Der Heiland sah ihn mit seinen strahlenden stolzen Augen an und sagte in seiner freundlichen Weise: „Komm' näher her"; . . . und er hob seine Augen und fragte die frommen Leute — die standen seitwärts und lauerten — und fragte sie mit klarer reiner Stimme, die klang schon im Voraus wie helle Siegesfreude: „Was meint ihr: soll man am Sonntag Gutes thun oder Böses, Leben erhalten oder Leben töten?" Und diese Leute . . diese Leute . . sie fühlten die Roheit ihres Standpunktes. Sie schwiegen. Aber in ihren düstern Augen stand deutlich ihr harter Wille: der Sonntag gehört dem Herrn: kein Arzt im Land darf am Sonntag in Not und Tod Hilfe leisten. Der Mann mag krank bleiben und seine Familie im Elend: stehn bleiben muß in unverletzter Heiligkeit der teure Buchstabe des Gesetzes. . . Es sind beschränkte und finstere Menschen, diese Leute. Es steht schlimm um ein Land, in dem solche Leute viel Macht haben.

Aber es wird noch ärger. Sie gehn fort, von diesem Jesus geschlagen und lächerlich gemacht, sie gehen nach Haus und stecken die Köpfe zusammen. Der Haß bricht in hellen Flammen aus: „Wir wollen sehn, ob wir ihn nicht töten können. Er nimmt dem Volk das Joch ab. Die Leute fangen an fröhlich zu werden und blanke Augen zu haben. Ich sah einen Jungen auf der Straße lachen, und ich sah eine alte Frau vor Freuden weinen. Er muß weg, damit das Menschenleben wieder bedrückt und finster wird." Und sie gingen zu der Regierung des Landes und sagten, er rüttele an Altar und Thron; und sie schlugen vor, ihn umzubringen. Und die Regierung war dumm und ging darauf ein. Es sind beschränkte und finstere Menschen, diese Leute. Es steht schlimm um ein Land, in dem solche Leute viel Macht haben.

Fromme Leute sind sie; sie sind nicht Heuchler. Das

sage ich ausdrücklich. Aber sie sind Fromme von finsterer und verkehrter Art.

II.

Nun aber von fröhlicher Art. Das war das Zweite.

Es war ein schöner Tag. Die Heimat des Heilands — sagt man — ist ein Land gewesen: so schön wie ein wohlgepflegter Garten. Sonnenschein lag auf den Weizenfeldern; die waren reif zur Ernte. Es war Sonntag.

Auf dem Feldweg ging der Heiland mit seinen Jüngern, hielt am Sonntagmorgen Kirchgang unter freiem Himmel, im langsamen gemütlichen Dahingehn. Und die Jünger, halb in Gedanken, halb aus Hunger, rissen Ähren ab und fingen an, zu essen; und er duldete es.

Da stehn die frommen finstern Leute am Thor und fragen hart und kurz: Das duldest du? Aber auf seinem Gesicht steht die helle Siegesfreude; denn er weiß: auf seiner Seite ist Gotteswille und Menschenglück. Und er sagt zu ihnen: „Euer vielgeliebter König David war einmal in Not. Er und seine Kriegskameraden hatten nichts, den wilden Hunger zu stillen: da haben sie das Brot, das auf dem Altar lag, an sich gerissen und haben sich nicht darum gekümmert, daß es heilig war. . . Der Sonntag . . der heilige Sonntag ist um der Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sonntags willen".

Was sagt der Heiland? . . . Ihr meint, sagte er, daß man dem Sonntag Ehre erweisen müsse? Ihr meint, das ganze Volk solle sich vor euren alten Sonntagsgeboten beugen und bücken, quälen und stöhnen? Ihr meint, Gott wäre ein beschränktes, neidisches und gefährliches Wesen, daß ihm solche äußern Dinge Sorge und Zorn machen? Ich sage euch: Umgekehrt! Umgekehrt! Der Sonntag soll sich vor den Menschen beugen, und Gott tritt zurück vor seiner Menschen Not. Hast du sechs Tage lang arbeiten müssen, und Sorgen dazu: nun

zieh' den guten Rock an und sei behaglich und fröhlich. Und grüß' deinen Nachbar und sage: „So, Nachbar! Heute haben wir Ruhe vor der Mühe! Hinter uns Arbeit und Sorge!" Der Sonntag ist ein sonnig schönes Geschenk von Gott, der Mitleid hat.

Am Nachmittag desselben Sonntags steht da im Gedränge der Menschen der Mann mit der gelähmten Hand; und dahinter stehn die Frommen von der finstern Art. Und der Heiland schaut ihnen ins Gesicht: Ist es erlaubt am Sonntag Gutes zu thun oder Böses, ein Leben zu retten oder zu töten? Und diese Leute schwiegen still. „Und er", steht hier, „sah sie an im Zorn." Hei, wie blitzen deine Augen, Heiland! Flieg weg vor der Sonne, Nebel und Dunkel! „Ich sollte deine Not länger ansehn? Ich sollte nicht Helferarbeit thun am sonnigen schönen Sonntag? Strecke deine Hand aus!"

Was sagt der Heiland? „Ihr meint", sagt er, „Gott wolle, daß man die alten Sonntagsgebote ehre und darüber den Jammer der Menschen vergesse? Ihr meint, Gott sei ein neidisch und beschränktes Wesen, daß er sage: „Erst komme ich; dann kommt der Jammer meiner Geschöpfe?" Umgekehrt! Umgekehrt! Falsch sind die alten Sonntagsgebote. Sie sind finsterer Menschen Machwerk; ich weiß besser, was Gott ist: Gott macht Platz für Helfen und Heilen; Gott hilft und hat Freude am Helfen.

Liebe Christen . . . So wie der Heiland hier am Sonntag in seiner Heimat dafür eifert, daß Gott nicht beschränkt sei, noch finster, sondern weitherzig und freundlich, so hat er an manchem andern Tag für Gott eintreten müssen. Er hat das Bild von Gott, das jene frommen Leute verschoben und verdüstert hatten, wieder zurechtstellen müssen. Er hat der beschränkten und finstern Frömmigkeit, die diese Leute hatten, eine weitherzige und fröhliche Frömmigkeit gegenüber gestellt. Es lag seit vielen Jahren auf dem Volk eine harte Botschaft, nämlich: Gott ist engherzig, ehrgeizig, neidisch, zornig und

furchtbar. Er hat gegen diese harte Botschaft angekämpft; er hat überall im Lande offen gesagt: „Die harte und traurige Botschaft eurer Prediger ist falsch.“ Und hat daraus eine fröhliche Botschaft gemacht oder, wie das fremde Wort heißt: ein Evangelium.

Das aber ist ein gefährliches Unternehmen. Denn es giebt nichts schrecklicheres und grausameres in der ganzen Welt, als wenn dumme und finstre Menschen sich auf die Religion werfen, als auf ihr Arbeitsfeld. Die schwärzesten Zeiten der Menschengeschichte sind die, da finstre Menschen die Religion, das heitere und reine Himmelskind, in ihre schwarzen Arme rissen. Das schwärzeste Blatt in der Menschengeschichte ist Golgatha.

Du lieber guter Heiland, wie hast du selbst in deinem Leben für Gottes Güte und Weitherzigkeit kämpfen müssen! Und wie oft haben nach deinen Tagen die Menschen wieder vergessen, daß du ein Evangelium gebracht hast, d. h. eine Botschaft, die Menschen fröhlich zu machen. Wie oft haben sie vergessen, daß deine Lehre war, Gott sei unser Vater. Diese Schreckgestalten der Menschheit, diese Gespenster, die durch alle Jahrhunderte spuken, sie haben es immer wieder versucht, ob sie nicht aus dir, dem treuen und lieben, dem mutigen und stolzen, dem tapfern und sonnigen Helden, einen Gott machen könnten, der, mit Schwert oder Satzungen, der Menschheit Angst und Not wäre. Sie haben das Christentum gehindert, aufzusteigen wie eine Lerche am Sommertag; und sie haben sich als ein Schwergewicht an den Fuß der Menschheit gehängt.

Meine Zuhörer. Ihr wollt es mir ganz gewiß glauben, — es ist nichts wahreres in der ganzen Welt als dies —: Freundlich ist der Heiland gewesen, immer lieb und hilfbereit; eine Erscheinung ist er gewesen so hoch und mild, daß man vor ihm niederstürzte und sagte: „O du Lieber, Wahrer und Schöner, vergieb mir meine Sünden und hilf mir zu deinem Leben“ . . . Und das sollt ihr mir ganz gewiß glauben, zum

Zweiten — es ist nichts wahreres in der ganzen Welt als dies —: Nur die Kirche, ob sie sich evangelisch oder katholisch nennt, darf sich eine christliche nennen, welche die holde Predigerin einer fröhlichen Botschaft ist, eine mutige Beschützerin der Kinder und der Armen und eine Geburtshelferin alles dessen, was auf das Gute, das Wahre und das Schöne zielt . . . Und das sollt ihr mir ganz gewiß glauben, zum Dritten — es ist nichts wahreres in der ganzen Welt als dies —: Nur dann bist du Gott recht, wenn du fromm und freundlich bist. Amen.

Das Vaterunser.

Invocavit. — Evang. nach Matthäus 6, 9—13.

Liebe Christen! Ich will heute vor euch über das Vaterunser sprechen. Bevor ich es aber als heutigen Predigttext vorlese, ist leider nötig, daß ich von einigen Sünden rede, die an dem Vaterunser begangen werden . . nach meiner Meinung.

Ich will zuerst sagen, daß es nötig sei, daß man das Vaterunser, wenn man es betend spricht, mit einem herzlichen, schlichten Ton spreche. Ich bin zuweilen in eine fremde Kirche gekommen und habe gehört, daß der Geistliche am Altar sowohl das große Kirchengebet, als auch das Vaterunser in einem unnatürlichen Ton gebetet hat. Der eine, der von Natur schüchtern war, betete mit einer hohen weinerlichen Stimme, nach einer alten angenommenen Gewohnheit, von der er selbst nichts wußte, der andere, der von Natur sicher war, betete mit gewaltiger, getragener Stimme, wie wenn ein großer Vogel auf seinen ausgebreiteten Flügeln in der Luft ruht. Es ist aber nach den ersten beiden Worten des Vaterunsers nur eine Weise zu sprechen die richtige: man soll sprechen, wie ein Kind

mit seinem Vater spricht. Man soll sprechen, wie ein Kind spricht, das mit seinem Vater eine sehr wichtige und bitterernste Sache zu bereden hat. Man muß kurz, klar, ehrerbietig und zutraulich die Worte sagen. Das war das erste.

Ich will zum zweiten sagen: wer das Vaterunser betet, der muß nicht in Gedanken sieben Teile machen, sondern nur drei . . Liebe Christen, wenn man mit seinem gesunden Menschenverstand — den Gott uns gegeben hat — das Vaterunser betrachtet, so kommt man niemals auf den Gedanken, sieben Teile zu machen. Sieben Sätze freilich sind es. Aber man teilt doch niemals eine Rede oder einen Aufsatz ein nach der Zahl seiner Sätze. Sondern man macht so viele Teile, als verschiedenartiger Inhalt da ist. Wenn man es so mit dem Vaterunser macht, wird man sogleich erkennen, daß, zum ersten, die ersten drei Sätze eine und dieselbe Sache vor Gott bringen. Darauf, zum zweiten, bittet der Heiland in der sogenannten vierten Bitte wiederum um eine besondere Sache. Endlich, zum dritten, bittet der Heiland in drei Sätzen wieder um eine einzige Sache. Also hat das Vaterunser drei Teile.

Zum dritten will ich sagen, daß man das Vaterunser nicht mit vielen Worten und langen Reden erklären soll. Es giebt Predigten über das Vaterunser in der Art, daß über jede Bitte eine Predigt gehalten wird, dazu noch eine über die Anrede und eine neunte über den Beschluß. Es kann ja ein jeder thun, wie er will. Ich sage aber: durch so langes und breites Erklären wird das Vaterunser zerrissen und zerschlissen. Es ist, als wenn ein kleines Kind mit herzlich lachendem Gesicht zu seiner Mutter kommt, eine schöne vollaufgeblühte rote Rose in der Hand, und die Mutter nähme die Rose und zerpflückte sie und zeigte die zerrissenen Stücke dem Kind und sagte: „Sieh' mal! Jetzt siehst du erst, wie schön die Blume ist" . . . Ihr erinnert euch, daß Luther im Katechismus zu jeder der sieben Bitten eine Erklärung hinzugethan hat. Diese Erklärung sollte selbst den dummsten Menschen, der ums Jahr

1530 in Deutschland zu finden war, befähigen, das Vaterunser zu verstehn. Aber was thun sie jetzt in allen Schulen? Sie erklären wieder die Erklärung Luthers. Sie erklären jede Erklärung eine Stunde lang. Und was ist das Resultat? Die gute Blume wird vor den Kindern zerrissen. Die drei Weizenkörner des Vaterunsers werden vor den Augen der Kinder in einen haushohen Haufen von Kaff geworfen: kein Mensch kann sie finden . . Das Vaterunser ist ein Gebet, schlicht, simpel, kinderleicht. Was soll man erklären? Hätte der Heiland es zu beten empfohlen, wenn man es erst erklären müßte? Dann müßte man wohl das Vaterunser fahren lassen und die Erklärung beten? Es mag allerdings erlaubt sein, den Versuch zu machen, die Gedanken, die im Vaterunser ausgesprochen sind, einmal mit andern Worten auszudrücken, so wie Luther es gethan hat und nach ihm Mathias Claudius; alles weitere aber ist vom Übel.

Nun will ich die Stelle im Evangelium nach Lukas vorlesen, wo der Herr seine Jünger das Beten lehrte.

Ev. n. Lukas 11, 1—4.

Ich will in kurzen Worten über das Vaterunser sprechen: I. Warum ist es das beste Gebet? II. Welche drei Dinge bringt es vor Gott? III. Willst du es nun immer in Ehren halten?

I.

Liebe Christen . . Die Jünger sahen, daß der Heiland betete. Sie sahen, daß er beiseite ging, und daß er bald in gebeugter Haltung stand, bald mit erhobenem Angesicht und daß er seine Lippen bewegte als einer, der heiß und herzlich auf jemand einredet! Wenn er dann wieder zu ihnen zurückkam, erschraken sie vor der Schönheit seines Angesichts. Es leuchtete, als wenn er Gott selbst um etwas Großes gefragt hatte und nun wiederkam, fröhlich wie das Kind, dem sein Vater eine große Bitte erfüllt hat. Da, als sie dies sahen,

dies herzliche erfolgreiche Beten, begehrten sie, auch so beten zu können.

Er ging immer, weil er jeden Tag mit sochem Erfolg zu Gott betete, einher wie ein Sohn, der auf dem reichen und breiten Hof seines guten und starken Vaters lebt, sonder Sorgen und Grämen, voll von Sicherheit und Mut. Da wollten sie auch so sicher wohnen und so mutige und starke Leute werden, und da baten sie ihn: „Herr, lehre uns beten." Da sagte ihnen der Heiland das Gebet, das er immer betete, das sogenannte Vaterunser.

Warum betete der Heiland gerade diese Worte, wollte auch, daß seine Jünger gerade diese drei Wünsche und Bitten und keine andern vor Gott brächten? Wäre es wohl möglich, daß in unsern Tagen irgend ein frommer und gelehrter Mann aufträte und sagte: „Ich habe in einem langen und bewegten Leben die Erfahrung gemacht, daß man nicht das sogenannte Vaterunser beten muß, sondern ein anderes Gebet, nämlich so und so?" Wäre das wohl möglich? . . Was für ein Gebet ist das Beste von allen Gebeten? Das ist die Frage.

Liebe Christen! Wenn ein Kind mit seinen Spielgefährten auf dem Eise spielt, auf dem Teich mit dem tiefen Wasser, und es fällt, und fallend verletzt es seine Hand, und im Fallen bricht unter ihm das Eis und es versinkt im Wasser: was wäre in diesem Augenblick für das Kind die beste Bitte? Um was soll es seine Spielgefährten bitten? Soll es bitten: „Verbindet mir die verwundete Hand?" Oder soll es beten: „Zieht mich aus dem Wasser; denn im Wasser ist der Tod." Es ist ganz klar: es wird um Rettung aus Wassersnot bitten. Das Gebet ist immer das beste, das um Errettung aus der größten Not bittet.

Ich weiß nicht, was für eine Probe man sonst noch an einem Gebet anstellen soll, als die, daß es die allergrößte Not vor Gott bringe. Thut es das, so ist es jedesmal das beste und allein richtige Gebet. So betet das Kind, das einen

Groschen verloren hat, nach Kindersinn: „Lieber Gott, laß mich den Groschen wiederfinden." So betet das Mädchen in der Liebesnot: „Erfülle mir meinen Wunsch." So betet die Mutter vor ihrem sterbenden Kind: „Laß das Kind leben." So betete unser Heiland in Todesangst: „Laß den Kelch an mir vorübergehen."

Nun wohlan: du uraltes Heiligtum der Christenheit, du altes Vaterunser: bringst du die allergrößte Menschennot zu Gott? Der Heiland sagte: „Wenn ihr betet, so sprecht . ." der Heiland wollte also, daß man zu jeder Zeit und in allen Lebenslagen das Vaterunser beten solle. Fürwahr, wenn es zu jeder Zeit und in allen Lebenslagen die große und allgemeine und immerwährende Menschennot zu Gott bringt, dann ist das Vaterunser das allerbeste Gebet. Du altes, ehrwürdiges Vaterunser, wenn du doch diese Probe beständest! Dann kann keiner kommen und sei er noch so fromm — oder gar ein Gelehrter! — und kann sagen: man müßte ein ander Gebet beten.

II.

Und nun seht: Dies ist des Vaterunsers Inhalt, so hebt es an: „Unser Vater." Es ist zwar nicht leicht zu glauben, daß Gott unser Vater ist. Die Welt starrt von Unrecht, und unser Leben von Not. Aber es hilft alles nichts: wir wollen es glauben. Denn, wenn wir es nicht glaubten, würden wir närrische oder harte oder schlechte Menschen werden. Wir glauben es, weil es einen Menschen Jesus gegeben hat und weil das Beste in unserer Seele sich freut, wenn wir es glauben. Also sagen wir: „Unser Vater!" Aus unserer Menschenmühe und Arbeit, zwischen Sünden und Sorgen und Särgen hervor, strecken wir unsere Hände nach dem Ort empor, wo du ohne Mühe, in Seligkeit hausest: Vater unser, der du bist im Himmel.

Und das bitten wir nun als Erstes, als unsere und aller Menschen Not: Christen und Heiden, Tote und Lebende, ja

die Tiere selbst und die Bäume begehren das eine Große; eine laute Bitte geht hinauf zu dem Vater des Lichts: sein Reich möge kommen. Mit allen Gutthaten möge kommen das Himmelreich. Mit allem, was es mitbringen wird, was wir nicht haben, begehren es aber, weil es unser Glück ist: mit Friede und Freude, mit Gerechtigkeit und Treue, mit Wahrheit und Heiligkeit! Ach, alles, was Menschenherz erfreut! All' das komme! Wir bitten dich, Vater, möge es kommen, möge es immer mehr kommen, möge es zu allen Menschen kommen, auch zu mir und meinen Nachbarn.

Und das bitten wir nun zum zweiten, als unsere und aller Menschen zweite Not: Alles, was Leben hat, reckt Millionen Hände zu dir empor, eine laute Bitte geht hinauf zu dem Vater alles Lebendigen: gieb uns, was wir zum Leben brauchen, gieb uns, was wir nötig haben. Gieb uns Wohnung und Kleidung und dazu ein Dach überm Kopf. Gieb uns, daß der Krieg nicht unsere Felder und Häuser verwüste, und daß unsere Sorge um die Kinder Erfolg habe, und daß es uns gut gehen mag „op unse olen Dage." Gieb allen Menschen, was sie brauchen, daß sie leben können.

Nun sind wir am Ende des Betens. Für die Seelen beteten wir um das Gottesreich; für den Leib beteten wir um Brot. Was soll man sonst noch beten? Haben wir dies Beides, dann fehlt uns an unserm Glücke nichts. Aber . . ach . . unsere Sachen sind so verworren, wir sind so arme, verstörte Wesen. Wir sind immer in Sünden, begehren das Gottesreich, haben etwas davon und haben es nicht ganz. Wir sind immer in Sorge: wir haben fast alle das tägliche Brot; aber wir verbittern es uns mit Sorgen und Sünden. Darum müssen wir noch wegen eines dritten beten: „Nimm' weg Sorgen und Sünden! Nimm' sie weg, lieber Vater! Nimm' die Sünde weg, die hinter mir liegt, die als eine schwarze schwere Wolke mir armem Wandersmann auf dem Nacken sitzt. Nimm' auch die weg, die da vor mir steht. Befreie mich vom Bösen in mir

und vom Bösen um mich. Befreie alle Menschen von allem Bösen. Dann — wenn du uns vom Bösen befreist, dann können wir kommen zum guten Brot und zu deinem Reich."

Seht: das ist der Inhalt des Vaterunsers. Seht ihr? Das alte ehrwürdige Vaterunser: was bringt es vor Gott? Was anders als unser Aller große, große Menschennot. Was sonst? Was meint ihr, warum der Heiland uns sonst gerade dies Gebet auf die Seele gebunden hat? Er betete es selbst, — er, der Gute, Treue, und er empfahl es uns, darum: weil es der Menschheit großen allgemeinen Jammer zu Gott emporträgt. Das Vaterunser ist das Menschheitsgebet.

III.

Willst du es nun in Ehren halten? . . . Das war das Dritte.

Es ist nicht möglich, daß du dem Vaterunser widerstehen kannst. Erwäge mit ernstem Sinn: du bist ein Mensch, also bist du immer in Menschheitsnot. Du liegst in Ketten, in denen die Menschheit liegt, als da ist Sünde, Sorge, Tod; also hast du Ursach, mit allen andern Menschen deine Bitten hinaufzuschicken: „Löse die Ketten, erlöse uns von dem Übel." Ja, selbst dann, wenn du meintest, du wärst nicht in Menschheitsnot — obwohl ich nicht weiß, wie du das meinen könntest — solltest du das Vaterunser beten. Wenn nicht für dich, solltest du für die allgemeine Menschheitsnot, die dir täglich entgegentritt, die drei großen herzlichen Bitten des Vaterunsers zu Gott bringen. Ja, selbst, wenn du meinst, es hätte keinen Zweck, irgend welches Beten und Bitten von der Erde aufwärts steigen zu lassen, wie roten Feuerrauch, darum, weil nach deiner Meinung ein Gott nicht vorhanden ist, weder im Himmel noch auf der Erde: so solltest du dennoch diese drei Bitten hinaufschicken; denn es wäre doch möglich, daß du dich irrtest — irren ist menschlich — es wäre doch ein Gott da und ein Gott mit einem Vaterherzen. Wenn du das Vaterunser nicht mit uns betest, stehst du tiefer als jene Heiden

vor 2000 Jahren, welche an der Religion ihres Volks zweifelten und dennoch, das Unerforschte still verehrend, einen Altar bauten dem „unbekannten Gott."

Lieber Christ . . halte das Vaterunser in Ehren. Wenn du das Vaterunser hast, hast du in Kürze die ganze Weltanschauung des Heilands, das ganze Evangelium. Wenn du das Vaterunser hast, hast du ein ganzes Glaubensbekenntnis und zwar nicht ein kaltes, wie die andern, welche in Tagen des Streites von Menschen gemacht sind, sondern ein herzliches und hohes. Wenn du das Vaterunser mit Ernst betest, hast du einen klaren und genügenden Beweis, daß du ein Christ bist. Wenn du das Vaterunser hast, hast du einen genügenden, festen und breiten Grund, auf dem du bauen kannst: Mut, Reinheit, Geduld, Hoffnung, kurz, ein klares und wahres Menschenleben. Die Menschheit hat keine heiligere Fahne als das Vaterunser, der einzelne Mensch, ob Kind oder Kaiser, Staatsmann oder Arbeiter, kann nicht höher steigen, als wenn er das Vaterunser betet.

Also wollen wir nun steigen, soweit ein Mensch steigen kann, unsere Herzen heben, so hoch wir sie heben können. Auf die Höhe der Menschheit wollen wir treten, wo ein frischer Wind herüberweht aus dem hohen ewigen Land. Da wollen wir hintreten, indem wir beten: Unser Vater in dem Himmel! Geheiligt werde dein Name; es komme dein Reich; es geschehe dein Wille auf Erden, sowie er im Himmel geschieht.

Unser nötiges Brot gieb uns heute.

Und vergieb uns unsere Schuld wie auch wir unsern Schuldnern vergeben haben. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern mach uns los vom Bösen. Amen.

Ansprache an die Konfirmanden.

Sonntag Judica — Evang. nach Lukas 2, 30.

Liebe Kinder . . daß es einen Gott giebt: ihr wißt es. Ihr seht es an dem Grünen der Bäume; bald seht ihr's an der keimenden Saat; ihr seht es an den Sonnenstrahlen, an denen er als an goldenen Stangen die Erde um die Sonne schwingt. Wenn er Kinder in der Sonne lachen und spielen läßt, erkennt man, wie freundlich Gott ist, und wenn die Totenglocke läutet, wird man daran erinnert, daß er ein harter Mann ist. In den Wolken des Himmels schleppt er den Saum seines leichten Gewandes; in der Geschichte eures Volks habt ihr es hallen gehört von seinen Schritten; und in jedes Menschenherz, tief ins Innere, ins Allerheiligste, senkte er etwas von seiner Erkenntnis. Selbst die Teufel wissen, daß es einen Gott giebt. O ja, die bösen Menschen: die wissen es auch und zittern. Sie wissen es alle, daß es einen Gott giebt: die Ungläubigen und die Gläubigen, die Jungen und die Alten, die Bösen und die Guten; alle wissen es. Es giebt nur eine Sorte im Land, eine einzige Sorte, die sagen: sie wüßten es nicht. Sie sagen es, weil sie nicht nachgedacht haben, weil sie nicht ernst sind. Das sind die Narren oder wie die Bibel sagt: die Thoren. „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es giebt keinen Gott."

Ihr, Kinder, seid nicht Thoren. Ihr seid vielmehr im Anfang zur Weisheit. Denn ihr fürchtet Gott. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Aber mehr: ihr kennt Gott sogar. Ihr habt das Göttliche mit euren Augen gesehen.

Habt ihr es gesehen? Haben wir nicht zusammen am Weg gestanden und auf das Heilige gewartet? Und am See in seiner lieben Heimat haben wir auf den Steinen am hellen Strand gesessen und haben ihm zugehört. Wie war es noch? Stand er nicht hochaufgerichtet in der hohen Tempelthür, weinte er nicht im Garten laut auf und brach zusammen?

Hat er nicht vor unsern Augen vor den Reichen und Frommen im Land Rede und Antwort gestanden? Sind wir nicht mit ihm gegangen bis an sein Kreuz, und am selben Abend im Dunkeln bis an sein Grab? Und was er gesagt hat: das war uns Gottes Wort. Warum war es uns Gottes Wort? Weil die Kirche es behauptet? Nein Sondern weil das Beste in unserer Seele seinen Worten zujubelte und zu jedem seiner Worte sagte: „Recht redest du, Heiland!" . . Was sagte er denn zu uns? „Kommt' her", sagte er, „die ihr Sünden und Sorgen und davon Mühsal und Last habt. Legt ab dies harte Joch und diese böse Last, und nehmt mein Joch auf und meine Last." Und er redete von dieser seiner Last. „Leicht ist sie," sagte er; „freundlich und fröhlich und leicht geht dahin, wer sie trägt. Das ist meine Last: Gott vertrauen und lieb und freundlich sein und reines Herzens . ." Seht ihr wohl? So hat er zu uns gesagt. Seht ihr? Ihr kennt Gott. In Gestalt des Heilands habt ihr ihn gesehen.

Aber nun geht ihr fort von mir und von der Schule; und die Meisten von euch gehn auch fort vom Hause; und nun ist mir um die Zukunft bange. Ich fürchte, ihr werdet mit Leuten umgehen müssen, die von Gott nichts halten. Ihr werdet in Häuser kommen, wo man den Sonntag feiert, indem man die Hände ein wenig in den Schoß legt. Ihr werdet vielleicht das Vaterunser vergessen. Ihr werdet wohl gar zu eurem himmlischen Vater sagen: „Gieb mir den Teil meiner Güter, der mir gehört . . und ihr zieht fern über Land . . in das Land, wo es keinen Glauben an das Gute giebt, wo es keine freundliche helfende Liebe giebt, wo es keine Hoffnung giebt, die zwischen Grauen und Gräbern mutig macht, in das Land, wo die Menschen auf der Straße sich fragen, die einen mit lachenden Mienen: Wo sollen wir uns Freude suchen an diesem Tag? Die andern mit traurigen Mienen: Was sollen wir essen, was sollen wir trinken? und die Dritten mit harten Augen hinter dem Gelde herlaufen,

was Gott verflucht hat: dann . . wenn ihr nun wirklich in dieses fremde Land hineingeht, dann, im fremden Land — ich bitte euch — dann erinnert euch an eins: Eure Augen haben Gott gesehen. Setzt euch in dem fremden Land niemals auf die Bank, wo die vielen Spötter sitzen. Redet nicht oberflächlich und lachend über das, was euch heilig war, als ihr Kinder wart. Sondern: Seid still und wartet; geht durch jenes fremde Land mit zusammengebissenen Lippen und mit ernsten Augen. Wartet! Bis der Herr euch einmal wieder begegnet. Er hat eine große geheimnisvolle Macht über alle Menschenseelen, die ernst bleiben. Und er ist treu. Er wird euch wohl begegnen im fremden Land, er wird sich euch wohl in den Weg stellen. Der Heiland — der liebe Heiland . . ich glaube, er hat die Geschichte vom verlornen Sohn nicht richtig erzählt. Es war nicht allein so, daß der Vater stundenlang auf der Hofstelle stand und nach seinem verlornen Kinde ausfah und es freundlich empfing und über ihm weinte; sondern es war so: daß er noch dazu den Ältesten, den Ernsten und Treuen, in das fremde Land sandte, um den Jüngsten des Hauses zu suchen in der bitterbösen Fremde.

Nicht wahr . . ihr Eltern: steht mir doch bei und gebt mir Recht. Später im Leben habt ihr den Heiland getroffen, den ihr seit den Tagen der Schulentlassung nicht gesehen hattet. Es kam ein Tag der Not: der Jammer ging euch bis an den Hals. Wer trat hervor, hoch und heilig, wie aus Vergessenheit und Nebel . . das war Gott im lieben Heilandsbilde. Es kam ein Tag von anderer Art, ein Tag, der euch anlachte und in beiden Händen große schwere Freude trug. Wer stand plötzlich mitten in diesem Tag, in der hellen lachenden Sonne, und erinnerte euch an das lang vergessene Wort: Alle gute Gabe kommt von oben herab? Das war Gott im lieben Heilandsbild. Oder ist da unter euch Eltern einer, dem Gott nicht wieder begegnet ist? Ich sage euch: So steht er in diesem Augenblick hier neben eurem Kind. Es ist

keiner unter euch so roh, so sehr ein Narr, der nicht in dieser Stunde alles Gute, Schöne und Wahre auf seines Kindes Haupt herabbetet. Wahrhaftig, ihr Eltern: Eure Augen haben Gott gesehen.

Liebe Kinder! Das Menschendasein ist arm. Ihr werdet das später auch erkennen. Es ist nicht immer so ein Feiertag wie heute, so ein Frühlingstag, mit weichem Wind vom Meere her, als ginge Gott durch das liebe Ditmarscher Land und atmete leise und tief bei seinem Wandern. Laßt euch nicht irre machen durch viel lachende Gesichter und viel redende Menschen. Die das thun, das sind nicht die Besten in unserm Volk . . Das Menschendasein ist arm: ihr werdet es selbst erkennen. Ihr werdet erkennen, daß die meisten Menschen dem Leben nicht gewachsen sind. Das Leben ist ihnen zu schwer. Es hängt ihnen wie ein Mühlstein am Hals, also, daß sie sinken. Wie viele Menschen giebt es, die mit den Jahren reiner werden, freundlicher, geklärter, klüger, die mehr und mehr ehrfürchtig staunen und Gottes Wunder bewundern? Sondern die meisten werden geiziger oder unfreundlicher oder wunderlicher, oder sie werden immer mehr, die einen gerechte Pharisäer, die andern ehrlose Menschen. Sie sinken, sie sinken, sie werden immer ärmer. Ihr aber . . ihr nicht also! Ihr sollt immer reicher werden, immer mutiger, ehrlicher, fröhlicher, freier, immer mehr über Gottes Größe demütig euch verwundern. Ihr, ihr sollt nicht sinken. . ihr sollt steigen; denn eure Augen haben den Heiland gesehen.

Kinder, wer kann euch zeigen, wie man die Dinge in der Welt verschieden schätzen und taxieren muß? Ich will es noch anders sagen: wer kann euch zeigen, wo man auf der Menschenstraße das Gute und Schöne und Wahre suchen und finden kann? Ich weiß keinen, der es besser kann, als der, den wir aus diesem Grunde den Heiland nennen. Wer kann euch Knaben männlich und stark machen, daß ihr sagt: Ich will gehn, wie ich will, und mich nicht kümmern um das

Reden der andern? Das kann der, welcher sich weder vor Kaiphas fürchtete noch vor Pilatus, der sich nicht vor seinem Jahrhundert fürchtete, der sich wahrhaftig auch nicht fürchtet vor diesem großen Jahrhundert, das wir haben erwachen sehen. Wer kann euch, ihr Mädchen, die Liebe zeigen, welche treu und still und immer freundlich ist, immer vergiebt und immer geduldig ist? Oh, ihr Mädchen . . wenn ihr wüßtet, wie sehr ihr diese Liebe einst brauchen müßt, damit ihr nicht kalt werdet, wie so viele, die vor euch hier gestanden haben. Fürwahr, wenn zwanzig Jahre vorüber gegangen sind: ein ander Frauenbild wird das sein, das durch zwanzig Jahre von keinem andern Licht erleuchtet wurde, als vom Licht des Tags, und ein anderes das, welches immer im Heilandslichte stand. Ja, ich will in diesem ernsten Augenblick mich nicht scheuen, wie im Scherze zu euch Mädchen zu sagen — und ist doch ernst genug —: körperliche Schönheit wird die haben welche ihre Augen auf das reine, freundliche und Mut machende Heilandsbild gerichtet hatte, vor der, welche in nichts anderes hineinsah als in grauen Tag und in trübe Sorgen. Ihr alle, Kinder . . wer kann im Sterben unterweisen? . . Werft es nicht so weit weg: Wir haben einige begraben, die standen zwischen Sonntag Judica und Hochzeitstag. Der mag uns sterben lehren: der im Sterben verborgene Weisheit verehrte.

Und nun: Kinder: mit eurer Kindheit geht es nun unaufhaltsam zu Ende. Wir dürfen wohl sagen: Heute wird der Schnitt gemacht, heute wandelt sich in euch Kindheit zur Jugend, Abhängigkeit zur Selbständigkeit. Wir hielten euch an den Händen: heute laßt ihr unsere Hände los. Wenn ihr dort aus der Kirchenthür hinaus geht: dann gehört ihr nicht mehr uns, dann geht ihr eure eignen Wege, und uns bleibt das Nachsehn. Und seht: darum: weil wir mit euch an dieser Stelle eures Wegs, an dieser Wegscheide, angekommen sind: darum haben wir — auf dieser Wegscheide — diese Feier angesetzt. Wir haben euch hierher geführt, an diese Stätte,

die euren Vätern heilig ist seit 600 Jahren. Wir dachten in unserm Sinn: wir wollten euch noch einmal nachdrücklich und in einer feierlichen Handlung, die ihr nicht vergessen könnt, daran erinnern: eure Augen haben das Göttliche gesehen im Heilandsbild. Wir dachten: Wenn euch nachher im Leben die Menschen fragen: Wo kommst du her? Dann sollt ihr sagen: „Ich komme von einem guten Ort, da hat man mir das Gute und Wahre und Schöne gezeigt." Und wenn die graue mutlose Sorge an euch herantritt oder das Gemeine oder die Trägheit und will Wandergenoß werden und fragt dich: „Was hast du für freundliche und reine Augen, was hast du für einen stolzen, frischen Schritt?" Dann sollt ihr sagen: „Das kommt, weil immer mit mir geht, heimlicher Weise, das Gottesbild, der freundliche und reine Heiland." Und wenn dann die Leute euch fragen: „Wo willst du hin?" Dann sollt ihr sagen: „Habe allewege keinen größern Wunsch, als einst zu Gott zu kommen. Heiß geht es mir durch und durch, wenn ich an die ewige Heimat denke. Denn meine Augen haben Gott und Gottes Liebe gesehen in Jesus Christ." Amen.

Von der großen Dummheit.

Sonntag Quasimodogeniti. Evang. nach Lukas 16, 1—8.

Liebe Christen .. Die Kirchenleute reden von dem Heiland als dem ewigen Gottessohn. Sie malen ihn auf goldenem Grund, mit einem Gesicht, das dem Himmel zugerichtet, vom Erdenleben und vom Menschentreiben abgewandt ist. Die Kirchenleute reden und schreiben von dem Weltabgewandten, von dem in Gott Versunkenen, von dem, der tausend Meilen fern ist von der Menschen Sünde.

Es steht mitten im Evangelium eine Geschichte, die macht

den Kirchenleuten viele Not. Es ist die Geschichte vom ungerechten Haushalter. Sie meinen, der Heiland könnte diese Geschichte unmöglich erzählt haben. Sie meinen, so weltkundig, so weitherzig, so praktisch klug, so „Ellbogen an Ellbogen" mit der Welt könne der hehre, ewige Heiland unmöglich gestanden haben.

Ich sage, daß mir diese Geschichte im Munde des Heilandes besonders lieb ist. Sie zeigt deutlich — worüber ich mich freue — daß der Heiland ein Mann gewesen ist, der die Heiligkeit trug, als hätte er sie sich mühsam erworben, und die Himmelskrone, als wäre er erst nach heißem Kampf gekrönt. Sie zeigt, — worüber ich mich freue — daß der Heiland ein Mensch war, wie wir alle, ein Mensch, der mit seinen besonderen, natürlichen Geistesanlagen in das Leben sah und sich menschlich klare, kluge Gedanken darüber machte, wie sie diesen Anlagen seines Geistes entsprachen. Sie zeigt — worüber ich mich freue — daß der Heiland sich nicht viel Bedenken machte, ob er etwas that oder sagte, was irgend einen beschränkten Heiligen vor den Kopf stieß. Er war in allen Dingen hochherzig und weitherzig; wenn er nur das Eine erreichte: daß ein Mensch das ewige Starren und Stieren in Sünde und Sorgen hinein aufgab und seine Augen mit Munterkeit und Vertrauen dem Guten zuwandte.

Also wollen wir an diese Geschichte, welche der Schrecken aller hölzernen Christen ist, mit besonderer Freude herangehen. Sollte Gefahr vorhanden sein, daß der Heiland unheilig wäre und mit Liebe Unheiliges malte? Wir wollen auf das bunte Bild, das der Heiland uns mitten im Menschengewühl zeigt, mit gutem Zutrauen losgehen, sowie wir als Kinder mit gutem Zutrauen an die Geschichten herangingen, die von den großen Wölfen erzählten und von den grausamen Riesen; denn wir wußten, daß die Geschichten zum guten Ende gingen.

Ihr wollt nun die Geschichte hören. Evangelium nach Lukas 16, 1—8.

Ich will von der großen Dummheit reden. I. Sieh, wie klug ist der Mensch! II. Sei klug in himmlischen Dingen.

I.

Ein Landmann war des Wirtschaftens müde geworden; das Alter war gekommen. Da er für seinen großen Hof keinen Käufer fand, so machte er den Großknecht, der schon viele Jahre lang bei ihm gewesen war, zum Verwalter; er gab ihm alles in die Hände: Haus und Hof, dazu das ganze Rechnungswesen. Und das war ein großer Fehler. Denn der Großknecht war ein charakterloser Mensch, einer von den vielen, die unter Kommando willfährig und flink laufen, aber untüchtig und träge sind, wenn eine harte Hand sie nicht mehr regiert. Kaum hatte der alte Mann den Hof verlassen und saß in der Stadt und sah so recht behaglich aus dem Fenster: da begann ein tolles Leben auf dem Hofe. Was weiß ich? Fremde Pferde standen an den vollen Krippen; die Stuben lagen voll von lärmenden Gästen; und oft, was von allem das Schlimmste war, fuhr er über Land und hinterließ keine Befehle und kam erst gegen Mittag, oft erst am zweiten Morgen, betrunken nach Hause. Aber auch — ob er befahl oder nicht — er war nie auf dem Posten: die Leute thaten, was sie wollten. Es verkam das Vieh im Stall, das Korn wurde versät, und die Ernte lag im Regen. Es war kein Sinn und Verstand in der ganzen Wirtschaft.

Natürlich dauerte das nicht lange. Der, welcher in der Stadt am Fenster saß und so behaglich über den Marktplatz sah, der erfuhr, wie es da draußen auf seinem schönen Hofe herging. „Was sagt ihr? . . . Ich will . . . “ und der alte, schwere Mann stand steil auf und ging in den Stall und spannte selbst an und fuhr hinaus und kam an. Und noch im Fahren, während der Verwalter heransprang, rief er: „Bemühe dich nicht! Ich kann allein vom Wagen kommen, wenn ich es wollte. Aber ich habe keine Lust, durch verlotterte

Ställe zu gehn und über verdorbenes Land. Ich wollte dir nur sagen: „Mit deiner Verwalterei hat es ein Ende; ich komme morgen wieder und will die Abrechnung sehn.“ Und er wendete den Wagen und fuhr wieder in die Stadt.

Der Großknecht sah dem Wagen mit zusammengekniffenen Lippen nach. Dann kehrte er sich um und setzte sich in der unordentlichen Stube an den Tisch. „So . .“ sagte er zu sich selbst: „das ist das Ende.“ Die Knechte kamen über die Diele, steckten den Kopf in die Thür und fragten: „Soll ich dies oder das thun?“ Die Magd kam und meldete, daß Unordnung im Stall wäre. Er aber machte ein stummes Zeichen: „Laßt mich in Ruh!“ Ein Trinkgenosse von der Nachbarschaft kam an: „Du, wir wollten heute Nachmittag. . .“ „Hinaus mit dir!“ Er saß da und starrte auf den Tisch und dachte: „Vorbei ist dein Glück. Der Rest von deinem Leben ist Armut und Elend.“

Liebe Christen: eine solche Stunde, wie dieser Großknecht sie erlebte, erlebt mancher Mensch im Land. Solche Stunde hat mancher Schüler erlebt, der auf der Lateinschule oder auf dem Seminar lange Zeit seine Pflicht nicht that. Solche schreckliche Stunde hat manches junge Mädchen erlebt, das sich in heimlichen Nächten gegen die bürgerliche Sitte verging und nun plötzlich gewahr ward, daß ihr Vergehen an den Tag kommen wird. Solche Stunde hat mancher Landmann erlebt, bevor er den schweren Gang machte, Vaters Hof in die Hände des Gerichts zu geben. Solche Stunde hat mancher Geschäftsmann erlebt: „Her mit den Schlüsseln! Du hast nicht aufgepaßt: es ist aus mit dir.“ Solche Stunde haben manche alte Leute erlebt, die lange Jahre der Gegenwart lebten und eines Tages mit Entsetzen Jahre der Not vor sich sahen.

Aber nun hört zu! Nun achtet auf! Habt Respekt vor dem, was ich nun zeige. In allem Ernst sage ich: Habt Achtung davor! Seht doch! Seht: mit welch raschem Griff,

mit welch feiner Klugheit manch einer aus solcher bösen Stunde sich gerettet hat.

Ich könnte von einigen erzählen, die unter uns lebten, die sich durch ihre Schlauheit und ihre Thatkraft herausrissen. Aber ich kann ja ebensogut hier bei dieser Geschichte bleiben, die der Heiland erzählt. Seht den Großknecht! Da sitzt er. Einen Augenblick, eine halbe Stunde lang ist er ganz willenlos und machtlos. Aber dann, wie einer, der von einem Sturz betäubt wurde, seine Glieder leise stöhnend wieder regt: so fängt sein Geist langsam wieder an zu arbeiten. „Was nun? Was fange ich nun an? Kann ich noch etwas anfangen? Kann ich Schande und Not noch abwenden?“ Und da plötzlich: „So! Und so! So geht es!“ Und auf springt er mit blitzenden Augen. „Ich weiß, was ich thun will. Ich weiß es ganz genau. Ich will meine Füße unter ihren Tisch stellen, und sie sollen sauer oder süß dazu sehen, wie sie wollen; aber sie sollen mich wahrhaftig ruhig da sitzen lassen.“ Und sofort, flink und klug, den Geist gespannt wie eine Feder von gutem Stahl, macht er sich an die Arbeit. Er ruft die Schuldner seines Herrn; und, schlecht wie sie alle sind, fangen sie ein lustig Fälschen an. Die schweren Schuldscheine und Pachtverträge gehn von Hand zu Hand. Jeder bekommt seinen Vorteil: die Schuldner bekommen auf Lebenslänge Pachterlaß, und der Großknecht bekommt als Dank von ihnen Schlafstelle und Mittagstisch, solange sein Leben währen wird.

Ist das nicht eine Geschichte, mitten aus dem Menschentreiben? Das eine Mal handelt es sich um einen Hofkauf, das andre Mal um Lieferung von Saatkorn, das dritte Mal um die Steinschüttung am Seedeich. Die Menschenkinder: flink und klug sind sie unter sich. Es ist eine Lust zu sehen, wie sie die Ohren spitzen, wie sie schachern, greifen, festhalten, wie sie einander Sand in die Augen werfen und sich so ehrlich dabei ansehn. Es ist etwas Gewaltiges: habt Respekt davor.

Es ist etwas Bedrückendes, wenn man unter einem Geschlecht von Menschen wohnt, das langweilig und träge ist, dessen Augen schlafen und dessen Geister schimmeln. Freu dich! Unter solch' einem Geschlecht lebst du nicht. Blick um dich und freu dich: du lebst unter einem muntern Volk, unter einem Volk, das lebt und wacht; ich sage dir: nimm dich in Acht und freue dich: der Heiland hats auch gethan. „Die Kinder der Welt sind klug", sagt er. Und — ob das Wort, das hier steht, von dem Heiland gesprochen worden ist oder vom Heiland dem Bauern in den Mund gelegt wird, das ist ziemlich gleichgültig — es steht hier: „Der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klug gehandelt hatte, daß er wach war."

Sieh, wie klug ist der Mensch!

II.

Sei klug in ewigen Dingen. Das war das Zweite.

Liebe Christen . . ein schläfriger Mensch: das ist ein kläglicher Anblick. Es wird ein guter Spaten vor ihn hingestellt: er läßt ihn rosten. Es wird ihm Vätergut übergeben: er läßt es in Unkraut verkommen. Es wird ihm zehnmal im Leben ein Glück, ein Vorteil vor die Füße gelegt: er mag sich nicht danach bücken. Es wird ihm ein Kamerad zur Seite gestellt; ein ganzes Menschenleben giebt sich ihm zu eigen, „als wär's ein Stück von mir," er läßt es an seiner Seite verbittern und verderben. Es giebt auch unter uns manchen schläfrigen Mann: Gott bessere es.

„Meine Leute", sagt der Heiland, „meine Jünger: die sind schläfrige Leute". „Ich klage", sagt der Heiland, „daß meine Leute nicht auf dem Posten sind". „Seht", sagt er, „die Kinder der Welt bei ihren Sachen! Wie klug und wie flink sie sind; aber meine Leute, bei *ihren* Sachen, sind langweilig". „So ist es", sagt der Heiland, „mit den Welt-

leuten und mit meinen Leuten: die Weltleute haben einen Heidehof, auf dem zu wirtschaften keine Freude macht; denn schlecht ist jedesmal die Ernte. Meine Leute haben einen Marschhof: Weizen bis an die Brust und Gras bis ans Knie. Aber jene tummeln sich auf dürrem Acker, rege den ganzen Tag; während meine Leute träge sind.

Das ist ein hartes Wort; aber wahr ist es. Man muß gestehen: reichlich sind des Heilands Leute ausgestattet; einen guten Hof bewohnen sie. Gottvertrauen ist uns in die Hände gegeben: wir dürfen trauen und bauen, daß Gott uns in keiner Not alleine läßt. Liebe ist uns zu eigen gegeben: wir dürfen mit muntern Augen in die Welt sehn: unsre Hausgenossen und alle Menschen um uns her sind unsre lieben, mit uns irrenden Reisegefährten. Hoffnung ist uns in die Herzen gegeben; wir sagen: wir werden nicht auf den Aschenberg fallen, noch in die Ecke fliegen, wo zerbrochener Hausrat liegt; sondern wir werden auf seiner großen Diele und auf seinen Feldern in alle Ewigkeit in Lohn und Brot stehn. Was ist uns sonst noch für ewiges Gut anvertraut? Geduld und Demut, Stolz und Fleiß, Freude an der Natur und am Menschentreiben und am eigenen Leben. Kurz: alles, was wahr und gut und schön in diesem Leben ist, das ist uns, den Liebhabern Gottes, den „Kindern des Lichts", — wie der Heiland hier sagt, — in die Hände gegeben.

Aber nun, was machen die meisten mit diesen himmlischen Dingen? Wir Königskinder, was machen wir mit unsern Kronen? Ich glaube, wir gehn nicht gut damit um. Ich hörte in meiner Kindheit von einem jungen Ding, dem steckte ein ernster, tüchtiger Mann, von seinem Liebreiz bezwungen, einen goldenen Ring an den Finger: sie verlor den Ring beim Spiel in der Sandkuhle und verlor des Mannes Liebe und wurde ganz unglücklich und starb verlassen. Und von andern jungen Mädchen erzählt der Heiland: sie waren zu einer Hochzeit geladen — junge Mädchen gehn gerne zur

Hochzeit —, aber sie waren nächläſſig und gedankenlos und verpaßten die Trauung und kamen zu ſpät.

Was haſt du mit deinem Glauben gemacht? Als du ein Kind warſt, da trauteſt du deiner Mutter und dem lieben Gott im Himmel alles Gute und alle Hilfe zu; aber nun ſtehſt du oft Tagelang unter dem Druck, daß du verraten und verlaſſen ſeiſt, und biſt mutlos und biſt faſt verbittert. Was haſt du mit deiner Liebe gemacht? Als du ein Kind warſt, kamſt du allen zutraulich und freundlich entgegen und warſt nur zuweilen ein wenig bang: aber jetzt biſt du ſchon lange ſicher geworden und biſt in das Hartſein hineingekommen und haſt gelernt, die Deinen zu verletzen und die Nachbarn durch Kälte fern zu halten. Was haſt du mit deiner Hoffnung gemacht? Du haſt viel davon verloren. Du denkſt jetzt oft: Menſch oder Mücke, Seele oder Roſenblüte: es iſt alles ohne Sinn und Zweck; ich will gleichgültig und gleichmütig ſo weiter traben, bis ich müde umfalle. Da aber alſo die Hoffnung in dir ſank, ſank der ganze Menſch; denn die Hoffnung iſt das Maß des Menſchen . . . Und ſo, wie du dieſe Güter nicht mehr recht beſitzeſt, weil du ſie nicht mehr recht verwendeſt, ſo biſt du auch mit allen andern himmliſchen Gütern in Verluſt: Geduld iſt nicht mehr recht vorhanden, Freude an der Arbeit auch nicht, Lebensmut auch nicht, reine Seele auch nicht, und weil keine reine Seele, auch keine Begeiſterung. Kurz, alles, was ewigen Wert hat — das andre iſt Staub am Kleide, iſt Dunſt überm Meere — das iſt im Verfallen. Und dieſes verfallen laſſen, dieſes, das Ewige, ſo langſam verkommen laſſen: das iſt die große Menſchendummheit.

Ich ſage euch: es giebt manchen im Land, der, obwohl ein Kind des Lichts, im Lauf der Jahre in ein ziemlich ſtarkes Dunkel hineingeriet und durch das Dämmern hindurch einen Mann gegen ſich ankommen ſieht, der tritt mit ſtrengem Ernſt und klarem Wort vor ihn hin: „Meinteſt du, daß ich Geſundheit, Güte, Glaube und Liebe, Land und Menſchen, und

ewige Hoffnung in den Haushalt deines Lebens hineinthat, daß du alles verlotterst? Thue Rechenschaft von deinem Haushalten: du kannst nicht länger Haushalter sein. Ich sage euch: es giebt manchen im Land, der, in seiner Seele noch immer ein heißer Liebhaber des Lichts, in eine Notstunde hineingekommen ist, wie dieses Weltkind hier, dieser treulose Haushalter. Er stützt gleich diesem den Kopf in die Hand und grübelt schwer: „Von Gott und Gottes schönen Verheißungen mich ganz wegwenden, das kann ich nicht; in dumpfen Sorgen und kleinen Freuden und Sünden verderben, das mag ich nicht. Was soll ich thun?“

Was man thun soll? Nun, ich sage es schon: man soll etwas thun! Man soll aus Schlaf und Traum aufspringen wie ein Erschreckter. So wie der untreue Haushalter aufsprang! So wie er klug und behende war. So wie er log und lief, klug wie die Schlange war und flink wie ein Wiesel, um sein ganz verfahrenes Leben noch einmal wieder aufzurichten. So sollst du klug und flink sein, wach und munter, um von den ewigen Gütern, die im Verlust sind, zu retten, was zu retten ist, und Verlorenes wieder zu gewinnen.

Wer die große Menschendummheit, die große Weltdummheit beging, daß er im Laufe der Jahre zwar ein Stück Land sich erwarb und seinen guten Rock rettete, auch Kredit und Ansehn sich bewahrte, verlor aber so allmählich und verthat unterwegs die ewigen Güter: Glaube und Liebe und Hoffnung: was hilft es dem Menschen, wenn er ein Stück von der Welt gewinnt und nimmt Schaden an seiner Seele? Seine Seele vor Schaden und Verlust bewahren, Himmelsgut sich erhalten und mehren, das ist die große feine Lebensklugheit.

Dazu rufe ich zur Hilfe alles, was helfen kann. Du heilig Vaterunser, hilf mir beim Kampf! Ihr Lebenden und ihr Toten, helft mir streiten! Vergangenheit, sieh mich mit dem Gesicht der Klage an, Zukunft, schau mich an mit dem Gesicht

der Sorge. Evangelium, sei mir zur Seite wie eines starken Engels Schritt, und meines Kindes eilende Füße, ermuntert mich. Ihr guten Geister alle, helft mir, daß ich zu Thaten komme; denn Thaten allein, die machen ein krankes Leben wieder gesund. Amen.

Von den zwei Wegen.

Misericordias. — Evang. nach Johannis 8, 31—34.

Liebe Christen . . ich will heute vor euch über eine alte Sache reden, welche so alt ist, wie die Menschengeschichte. Ich will von den zwei Wegen reden, welche wir Menschen gehen können.

Wenn ich ein belesener Mann wäre, so könnte ich euch wohl beweisen, daß schon im alten Heidentum von den zwei Wegen die Rede war. Immerhin kennt ihr das Wort: „Herkules am Scheidewege". Wie alt mag das Wort sein? Ja, an den Anfang ihrer Geschichte haben die Menschen dies Wort gestellt, dorthin, wo das erste Menschenpaar in den Weg abbog, an welchem der Baum der Erkenntnis stand, von dem sie nicht essen sollten. Der Prophet in Israel stand vor 3000 Jahren vor seinem Volk und sagte: „Seht, ich lege euch vor: den Weg zum Leben und den Weg zum Tode." Und unser Heiland sagte in seiner gewaltigen Bergpredigt: „Die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt; und die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führt." Seitdem redet noch mancher Vers und manches Wort von den zwei Wegen.

Liebe Christen . . Es giebt sonst in der Welt und im Leben so viele Wege. Es giebt drei oder vier Wege, um

nach der nächsten Stadt zu kommen, und wer Lust hat, kann nach Väterweise den Springstock nehmen, und über die Gräben setzen und geradezu nach dem Kirchturm hin laufen und springen. Es giebt, ich weiß nicht wie viele Wege, nach Amerika zu kommen; auf manch verschiedenen Wegen haben Kinder aus unserer Gemeinde das Ziel erreicht. Es giebt viele Wege, um reich zu werden; es giebt noch mehr Wege, um arm zu werden. Es giebt viele Wege, um ein beliebter Nachbar zu werden, und es giebt viel mehr Wege, um der Schrecken der Menschen zu werden. Aber trotz all der vielen Wege, welche kreuz und quer über die Erde und durchs Menschenleben gehen, ich will doch sagen: es giebt nur einen Weg, um wirklich etwas Ordentliches aus diesem armen Leben herauszuschlagen, und einen Weg, — einen allerdings etwas breiteren — man kann da hin und her schwanken, — um möglichst in den Sumpf zu kommen. Von dem einen Weg, dem guten, sagt unser Heiland: „Ich bin der Weg." Von dem anderen Weg, dem zum Sumpfe, sagt unser Heiland: „Was hilft es dem Menschen, wenn er auf diesem Weg ein Stück von der Welt gewinnt oder die ganze Welt; und nimmt Schaden an seiner Seele."

Liebe Christen . . die wir hier versammelt sind, die wir auf der Wanderung zum Grabe ein wenig still stehen, um aus der Ewigkeit her einen klaren, hellen Ruf zu hören, sonst zur Wegstärkung, heute zur Wegweisung: wir bitten jetzt den ewigen Vater, mit dem ganzen bittern Ernst, welchen das schwere, dunkle Rätsel des Menschenschicksals von jedem verständigen Menschen verlangt und erhält: Vater, gieb uns ein bereites und banges Herz, daß wir auf den hören, den du uns gesandt hast, „zu richten unsere Füße auf den Weg des Friedens". Amen.

Ihr wollt nun hören, was ich aus dem vierten Evangelium vorlesen will.

Evangelium nach Joh. 8. 31—34.

Ich will reden von den zwei Wegen: I. Von dem breiten, II. Von dem schmalen.

I.

Liebe Christen . . Den ersten Weg, davon wir jetzt zu reden haben, den geht der Mensch ganz von selbst. „Der Weg ist breit", sagt nämlich der Herr. Solchen Weg kann man bequem gehen. Es ist bequem, träge zu sein, wenns einem gefällt, zu fluchen, wenn einen etwas ärgert, in Zorn zu kommen, wenn man gerade mag; zu betrügen, wenn es paßt; die Ehe zu brechen, wenn einem etwas in die Augen fällt. Zu allen diesen Dingen braucht sich niemand zu zwingen. Man thut sie willig; man thut sie gern. Es liegt im menschlichen Blut; wir sind „von selbst" Sünder. So wie ganze Familien, in allen ihren Gliedern, zur Schwindsucht neigen oder andere zur Kurzsichtigkeit oder andere, wie ihr sagt: „schwer von Begriff" sind: so ist die ganze Menschheit an sich zur Sünde geneigt. „Der Weg ist breit", sagt der Heiland. „Viele sind", sagt er, „die ihn wandeln."

Das Verkehrte, das Böse — ich will es noch einmal sagen — liegt in aller Menschen Natur. Erzieh' ein Kind nicht zum Guten, und du wirst sehen: es wird sündigen, es wird schmutzig, träge, schlecht werden. Nimm dir vor: ich will acht Tage lang alles thun, was mir durch den Sinn fährt: du wirst sündigen. Beobachte einen Menschen, der sich gehen läßt, der weder selbst an seinem Charakter arbeitet, noch duldet, daß andere Menschen es thun: er wird ein unbrauchbares oder verkehrtes oder böses Dasein führen. Es ist uns natürlich, zu sündigen. Es ist das Gegebene. Wenn einer sündigen will, braucht er nicht erst einen Beschluß zu fassen: ich will heute träge sein, schmutzig sein, unfreundlich sein oder dergleichen. Er braucht sich nur gehen zu lassen. Er braucht nur den breiten, bequemen Weg, den Schlendrian, zu gehen: Dann sündigt er ganz von selbst. Sündigen ist uns so natürlich, wie

den Vögeln das Fliegen. Was in der Natur die Schwerkraft ist, das ist in der geistigen Natur die Sünde. Die Sünde ist der breite, bequeme, behagliche Weg.

Da hatte einer die Anlage, ein wenig sauer zu sehen, schon als Kind. Nun ist er mitten im Leben. Er hat nie etwas gegen diese böse Neigung gethan, er hat nicht gegen sie mobil gemacht, noch jemals Laufgräben gegen sie gemacht, noch jemals Sturm gegen sie gelaufen. Er hat kein Mittel angewandt, als da ist: beten, zum Abendmahl gehen, Gelübde thun, Hände ballen und sagen: In Gottes Namen: ich will freundlich sein. Er ging so im alten Schlendrian weiter. So wurde er ganz von selbst, wie die Jahre vergingen, saurer und widerwärtiger. Jetzt ist er die Angst seiner Familie; und die Kinder, die ihm unterwegs begegnen, fürchten sich vor der Starrheit in seinem Gesicht . . . Da ist eine Frau, die war schon als Mädchen ein wenig unsauber; sie hatte in Haltung und Kleidung so etwas Schleppendes und in ihrer Hantierung so etwas Loses und Träges. Sie ist Hausfrau geworden, und sie hat bisher nichts gegen ihre Neigung gethan, obgleich sie sieht, daß der Hausstand langsam verfällt und der Hausfriede in die Brüche geht. Sie wehrt sich nicht. Sie geht den breiten, bequemen Weg. Die Unsauberkeit schießt ins Kraut; sie ist das Gerede des Dorfes. Wenn man sich gegen seine Sünde nicht wehrt, bekommt sie Überhand.

So ist also der Weg zur Sünde bequem und faul zu gehen. Wir können geradezu sagen: die Sünde ist das Bequeme. Aber: das ist doch nur im Anfang so. Der Weg wird doch bald unbequem. Es wird bald ein mühseliges, trauriges Wandern.

Liebe Christen . . Wenn ein Mensch irgend ein Thun oder Lassen häufig wiederholt, dann wird es ihm bald zu einer Gewohnheit. Wenn ein Mensch einige Morgen bis in den Tag hinein schlief, dann wird es ihm schwer werden, das Frühaufstehn wieder anzufangen. Wenn ein Mann das täg-

liche Trinken, das Wirtshausgehen anfing: es wird ihm schwer, wieder nüchtern zu sein. Wenn man anfing, seinen Hausstand zu verlottern, Unordnung und Schmutz aufzuhäufen, wie schwer ist es, daß ein Mensch aus diesem Sumpf herauskommt. Wenn einer anfing und fortfuhr, träge zu sein, zu fluchen, die Ehe zu brechen: wer will ihn aus diesem Dienst erlösen? „Wer Sünde thut, der wird der Sünde Knecht."

In dem Wort „Knecht", da liegt: daß sie es thun müssen. Es liegt in dem Wort, daß die Sünde, die schlechte Gewohnheit, als ein rauher Herr mit harter Peitsche sie auf dem breiten Weg vorwärts treibt. So ist es auch. Was meint ihr wohl, daß die Beiden, die sechsmal in der Woche in Gesellschaft gingen und ließen ihre Kinder vernachlässigt im Hause und versäumten Haus und Stall und ließen den Pflug auf dem Brachland rosten: meint ihr, daß die nicht wußten, daß sie Böses thaten, und daß ihr Treiben ein schlechtes Ende nehmen würde? Sie wußten es ganz gut; aber sie konnten nicht mehr dagegen an. Sie mußten vorwärts, hinaus aus dem Haus, hinauf auf den Wagen, hin an den Kartentisch. Die Sünde war hinter ihnen her. So! Mit der Peitsche.

Oder, was meint ihr . . ich habe einen Mann gekannt, der fast vom Tage seiner Hochzeit an seine Frau schalt, stieß und schlug. Die Scherben der zerbrochenen Ehe flogen bis auf die Straße. Die Frau hatte keine Schuld, gar keine; es war sein unverträglicher Charakter, seine Roheit. Glaubt ihr, daß er sich in diesem Leben wohl fühlte? Meint ihr, er wußte nicht, daß er das Leben seiner Frau, die sich wie jedes Weib nach Liebe sehnt, verbitterte und das Leben seiner Kinder, die so sehr Sonnenschein begehren, elend machte; meint ihr, er wußte nicht, daß er mit seinen eigenen Händen die Sonne sich vom Himmel riß und alles um sich dunkel machte? Aber er . . er konnte nicht anders. Die Sünde hatte ihn am Halse und schüttelte und schlug ihn. Er mußte thun, was sie wollte.

Oder meint ihr, daß die Leute, welche nicht in die Kirche kommen, auch zu Hause nicht das Evangelium vom Bord nehmen oder sonst ein ernstes Buch lesen, auch nicht mehr beten, meint ihr, daß diese Leute fröhlich und guter Dinge sind, meint ihr, daß es wirklich so mit ihnen steht, wie sie sagen: „Uns interessiert das nicht, was man redet von Sünde und Verantwortung und ewigem Leben, unsere Seele hat kein Bedürfnis, sich mit diesen Dingen auseinanderzusetzen; wir sind ohne Gott glücklich." Glaubt doch das nicht. Sondern sie haben irgendwelche Liebhabereien, welche Sünde sind. Sie sind vielleicht faul, vielleicht hart oder sie sind unrein oder sie haben das Vertrauen guter Menschen betrogen. Und nun gehen sie durchs Leben mit der Not im Gewissen: „Wir mißachten das süße Evangelium Gottes. Wir müssen es mißachten. Die Sünde befiehlt uns immerzu: „Bleib weg von Gott." Die Sünde sperrt ihr Maul auf gegen uns und schreit: „Daß du dich nicht unterstehst und gehst in die Kirche! Daß du nicht das Evangelium Markus aufschlägst!" Denn wenn du das thätest, käme es dir entgegen wie schöner Frühlingsmorgen, und du würdest rein und fröhlich, freundlich und fleißig. Und so sollst du nicht werden."

Liebe Christen! Ich kenne Leute, die jammernd vor der Sünde auf den Knieen liegen und bitten: „Laß mich los, du machst mich und die Meinen so bitter unglücklich." Aber die Sünde zeigt ihren Bitten ein grausig hartes Gesicht und läßt und läßt sie nicht los. Ich weiß von mehr als einem Trinker, daß er in heller Betrunkenheit seinen Freunden weinend sein Laster klagte, und von einem Faulen, daß er seinem Leben ein Ende machte, weil ihn das Unkraut so sehr erschreckte, das im Juni auf seinem Brachland wuchs.

Das Böse ist eine unheimliche, grausige Macht. Daher ließen unsre Väter den Teufel in allerlei schlimmen Gestalten durchs Land gehen und die Menschen verführen. Die Sünde ist, wenn sie einen Menschen anfaßt, zuerst ein freundlicher

Begleiter; man geht gut mit ihr, Arm in Arm. Aber allmählich, so im gemütlichen Gehen, zieht sie den Arm fest und fester und legt mit einer freundlichbösen Bewegung eine Kette um den Wandergenossen. Der Unfreundliche wird immer unfreundlicher, der Träge wird zur eignen Qual träger; dem Unreinen wird seine eigne Unreinlichkeit widerlich. Ich könnte es an euch selbst oder an eurem Nachbarn beweisen — hundert Beispiele in dieser Gemeinde, aber ihr wißt es auch selbst: daß die Herrschaft der Sünde immer stärker und roher wird. Sie wird ein fürchterlicher Herr; sie ist ein rechter Leuteschinder, und der Mensch wird ein armseliger Knecht, oder, wie hier wörtlich steht: er wird ein „Sklave", das ist ein Mensch, der keinen eignen Willen hat.

Und was geht dann ins Grab, meine Brüder? Nun, was sage ich: ins Grab? Ich muß sagen: Was geht dann zu Gott? Ach, was ist das, was dann zu Gott geht? Wie ist es traurig, daß ich nun auch noch auf den Gedanken gekommen bin zu fragen: was geht dann zu Gott? Gott sandte — im Leibe gebannt — eine ewige Seele in die Welt, eine Kraft von seiner Gottesseele, Seele mit hellen Augen, mit Freude am Guten. Wie warst du alles Guten voll, als du ein Kind warst. Was hättest du Feines und Gutes aus deiner Seele machen können. Aber nun, was kommt zu Gott zurück? Ein Wesen: so sehr oberflächlich, so unrein, so gesunken, so ein verzerrtes Menschenbild; von der Sünde zerschlagen, vom Leben zerbeult, von der Welt zum Narren gemacht.

So wird eine große Menschenherde von harten Sünden, als von bösen Vögten, den breiten Weg hinuntergejagt zu elend harter Arbeit, zuletzt ins Grab.

II.

Nun . . den andern Weg . . den andern Weg! Nun bitte ich Gott um ein Herz, das für die Menschen eifert, und um eine klingende Stimme.

Es giebt einen andern Weg. Diesen andern Weg konnten wir selbst nicht finden: er lag da in schwerem Nebel. Nicht, daß Gott ihn in Nebel gehüllt hätte, sondern es war so: die Menschheit war so weit in einen breiten und bequemen Weg hineingegangen, der in Watt und Schlick und brauenden Nebel führte; und die Flut kam schon. Und es war keiner in der ganzen Menschheit, der den schmalen Weg noch kannte, doch hatten sie noch einige alte, kluge Bücher, in denen aus früher Zeit von Leuten erzählt wurde, die jenen guten, verlorenen Weg noch gekannt und begangen hatten.

Da, während die Menschheit so mühselig und in großen Gefahren dahinzog, da wurde unterwegs — irgendwo und irgendwann — ein Kind geboren, wie keins bisher oder nachher, ein Mensch so gut, daß er nur einmal in einer schwachen Stunde an sich dachte, sonst immer nur an die Menschen, so klug, daß er durchschaute, wohin die Schöpfung wollte, so mutig, daß er sich vor den Menschen nicht fürchtete und bis dicht an Gott sich heranwagte. Es war klar, daß dieser Mann Großes erreichen würde, es war klar, daß dieser Mann der Menschheit einen großen Dienst leisten würde. Was mußte für ein Dienst geleistet werden? Was fehlte der Menschheit? Die Menschheit ging einen schlimmen Weg, einen furchtbaren Weg. Ich sage euch, es war ein schrecklicher Weg, ein Weg im Watt, von vielen Fußspuren zerwühlt und verschlammt; und das Meer stieg, und die Erde unter ihren Füßen wurde weich. Es war ein Weg, wie ihn vor 400 Jahren die Tausende unsrer Feinde zogen, in Nebel und Regen, als sie in unsere Niederungen hinabgestiegen waren, uns zu besiegen, und kamen um in Schlamm und Flut.

Er, mit seinem Herzen, ihr könnt euch denken: er suchte einen andern Weg. Er grübelte; er saß über den alten, klugen Büchern; er betete; er konnte den Jammer nicht ansehn; er wollte so gerne helfen. Er, mit seinem Blick, ihr könnt euch denken: er fand den andern Weg. Er erkannte,

daß die Menschheit eine große Schwenkung machen müßte, das Angesicht Gott zugewendet; er erkannte, daß man auf dem Lebensweg ihn immer anschauen müßte, dann würde man von selber freundlich und reinlich und käme aus dem Schlamm auf die Höhe, auf festes, grünes Land. Er mit seinem Mut, ihr könnt euch denken: er verschwieg nicht feiger Weise, was er gefunden hatte, sondern er trat auf und zeigte und lehrte: „Falsch geht ihr! dort müßt ihr gehn. Auf Gott hin die Augen!"

Liebe Christen! Jesus sagte damals: Ich bin in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeuge. Darauf antwortete Pilatus mitleidig ernst: „Was ist Wahrheit?!" So sagen auch jetzt noch viele ernste Menschen. „Was Wahrheit ist", sagen sie traurig, „das weiß kein Mensch." Der Heiland behauptet hier: „Wer mir traut und sich an meinem Wort hält, der erkennt und erlebt die Wahrheit." Der Heiland sagt: „Ich verlange nichts weiter, als daß du die Probe machst: mir zu trauen und eine Strecke lang mit mir zu gehn". Der Heiland sagt: „Traue dem, was ich von Gottes Plänen sage und von dem Wert, den deine Seele in seinen Augen hat, und geh neben mir; dann sollst du sehn: wie es licht und hoch um dich wird, Sonne scheint und frische Winde wehen . ." Liebe Christen . . Die Menschen brauchen das Wort „Leben" so leicht hin. Manches Leben, ach, manches Leben, was ist das? Ein Faulen und Sinken. Aber den Heiland zur Seite giebt es ein wirklich Menschenleben. Wo sind, wenn man neben ihm geht, die Sünden? Ich sage nicht, daß wir sie ganz los sind; aber wir stehn doch über ihnen. Die Sorgen? Ich wüßte nicht: Geben die Eltern ihren Kindern Brot und nicht Steine, unser Vater im Himmel soll uns wohl Brot geben. Die Lieblosigkeit? Wir meinen, es ist uns soviel gegeben und noch mehr in Aussicht gestellt, daß wir wohl Liebe mit Liebe vergelten müssen. Der Tod? Ich meine, wir fürchten uns nicht so sehr. Was geht uns der Tod an?

Er ist ein Stück Natur. Wir aber sind mehr als Windwehen und Meerrauschen und Menschensterben.

Wohl: ich muß zugeben, daß der Heilandsweg seine Beschwerde hat. Besonders der Anfang ist nicht sehr leicht, oder, wie der Heiland sagt: „Die Pforte ist eng.“ Man muß alles großmächtige Protzentum ablegen; man muß sich selbst zurückführen auf das, was man ist. Ich sage niemals das Wort, das irgend einer gesagt hat, und das man häufig in christlichen Büchern findet: „Daß ein Mensch nicht mehr sei als ein Wurm; und er müsse sich krümmen vor Gott.“ Es ist mir widerlich, das zu hören. Fürwahr, du sollst deine Menschenwürde behalten; mehr: du sollst sie grade wiederbekommen. Aber deine breite Sicherheit, welche elender Schein ist, und deine große Gerechtigkeit, welche Lüge ist, die sollst du ablegen. Du sollst werden, was du wirklich bist: ein armer, verwirrter, hilfsbedürftiger Mensch, der sagt: „Zeige mir, Herr, deinen Weg!“ Zur Wahrheit sollst du zurückkommen. Fürwahr eine enge Pforte ist das.

Und wenn man durch diese Pforte hindurch ist, und man kommt nun auf den Weg der Wahrheit: dann ist das Gehn darauf auch noch nicht leicht. Leicht ist das nicht, so immer neben dem Heiligen gehn, immer Mut zu allem Guten haben. Und nicht weit vom Weg stehn alle bösen Geister und höhnen: Ei, was ist dir alles verboten! . . Nicht viel. Nicht viel Und was verboten ist, das war einst unsre große Not. Wer aber schon eine Weile die gute Straße gezogen ist, den Weg, auf dem die Wahrheit geht, den Weg, auf dem des Heilands Fußstapfen liegen, der sagt zu seiner Seele: „Meine Seele, wie frei und froh atmest du! Was für ein schönes, reiches Leben vor Gottes Augen! Was für Furchtlosigkeit vor dem Tode! Meine Seele, wie sicher bist du, daß der Weg, auf dem du gehst, der rechte ist.“

So habe ich von den beiden Wegen geredet und sage nun, müde vom Reden, mit dem alten Frommen: „Seht . .

ich habe euch vorgelegt den Weg zum Leben und den Weg zum Tode.“

Vom Wachsen des Reiches Gottes.

Sonntag Jubilate. — Evang. nach Markus 4, 26—29.

Liebe Christen . . Es ist lange Wochen kaltes und nasses Wetter gewesen, ein Mai so kalt und windig, daß wir Alle uns sehr geärgert haben. Als Leute, die kein Zutrauen haben, nicht einmal zu Gott, haben wir geredet, wo wir gingen und standen: über das frierende Vieh, über das dünne Gras und über die Saat, welche anfing, gelb zu werden.

Saat und Ernte: das ist es, worüber wir am meisten reden. Und mit Recht reden wir davon; denn wir haben daraus unsern Unterhalt. Doch nicht allein wir, die wir in der gesegneten Marsch wohnen, sondern überall in der Welt ist ein unruhiges Fragen und Berichten über das, was die Erde hervorbringt; denn alles, was Mensch heißt, hat sein Leben von dem, was aus der Erde kommt. Der Weizen in Argentinien und der Reis in Indien, das Vieh auf deutschem Felde und in der Nordsee die Fische: Saat und Ernte, wie sie gedeiht, wie sie reichlich wächst: das ist von allen wirtschaftlichen Dingen das allerwichtigste. Was geht es die große Menschheit an, ob irgendwo ein Schiff vom Sturm ins wilde Wasser hinabgestoßen wurde? Frauen und Kinder mögen um die Ertrunkenen weinen. Was geht es die Menschheit an, ob ein König liederlich ist oder ehrbar? Sein Volk mag darum sich schämen oder sich stolz in die Brust werfen. Dies sind kleine Dinge. Es steht über der ganzen Menschheit der eine große Gedanke, die eine Menschheitssache: die Ernte.

Aber seht: außer diesem einen großen Gedanken der Ernte

hat Gott noch einen andern großen Gedanken auf die Erde geworfen. Neben dem großen wirtschaftlichen Gedanken der Ernte steht der ebenso große sittliche Gedanke des Reiches Gottes. Wie die Menschheit dem Leibe nach von der Ernte lebt, so lebt sie der Seele und dem Geiste nach vom Reiche Gottes. Das Gedeihen und Vergehen der Völker, das Steigen und Stürzen der Geschlechter, das Lachen und Weinen der einzelnen Menschen hängt allein davon ab, wie sie sich zu dieser Idee stellen. Die Weltgeschichte ist nichts andres als der Bericht über den bisherigen Verlauf dieser Idee; und die Zukunft wird nichts andres sein als der weitere Gang dieser Idee. Was geht die Menschheit dies und das an? Ob sie eine Bahn bauten und einen Tunnel bohrten? Ob irgendwo ein Königreich fiel oder ein König seinen Kopf verlor? Das sind kleine Dinge. Es steht über allem Geschehen ein verborgener, starker Zweck; es steht über allem ein großer sittlicher Gedanke: das Reich Gottes. An seinem Reich baut der allmächtige Gott. Wer gute Augen hat, der sieht es.

Die Ernte und das Reich Gottes. Das sind die beiden großen Werke Gottes. Das eine sichtbar und mächtig; das andre unsichtbar und mächtiger. Das eine sichtbar und prächtig; das andre unsichtbar und prächtiger. Als es in den Schöpfungstagen hieß: Es lobten dich die Morgensterne und es jauchzten alle Kinder Gottes: da lobten und jauchzten sie über diese beiden Werke, die sie sahen, über das eine: „Und die Erde bringt hervor Gras und Kraut und Tiere", und über das andre: „Er machte den Menschen nach seinem Bilde. Nach seinem Bilde schuf er ihn."

Ich lese nun aus dem Evang. nach Markus 4, 26—29.

Ich rede vom Wachsen des Reiches Gottes. I. Es wächst von selbst; II. und ohne Lärmen; III. und folgerichtig.

I.

Es steht hier: „die Erde bringt von sich selbst hervor."

Genau steht in dem griechischen Text: die Erde bringt „automatisch“ hervor, aus einem ihr innewohnenden Triebe. So, sagt der Heiland, wächst auch das Reich Gottes aus sich selbst

Das ist eine feine, schöne Verheißung, daß das Reich Gottes von selbst, gleichwie die Naturkraft, hochwächst und sich breitet. Dem Weizen kann niemand verbieten, daß er aus der Erde kommt; dem Reich Gottes kann niemand wehren. Die Pforten der Hölle mögen auffliegen und mögen ausspeien, was sie wollen: sie können es nicht überwältigen. Daß die Bösen ihm fluchen, daß die Gedankenlosen darüber lachen: das alles schadet ihm nichts. Es wächst aus innerer angeborner Kraft. Der Heiland hat den Samen in die Menschheit gelegt; in seiner Heimat: wie hat er treu gesät: gut hat er die Saat geworfen, mit ausholendem Arm und gleichem, festen Schritt nach rechter Sämannsweise. Nun wächst es immerfort von selbst. In Frankreich wurde vor gut hundert Jahren das Reich Gottes feierlich abgethan. Sie machten einen Beschluß so toll, als wenn sie beschlossen hätten: die Erde soll kein Gras mehr hervorbringen. Die damals den Beschluß faßten, stehn in der Weltgeschichte als Narren verzeichnet; wer will sich noch einmal blamieren? Wer will Gott noch einmal in die Speichen fallen und so jammervoll wie jene zur Seite fliegen? Das Reich Gottes geht seinen Gang. Es wächst von selbst, aus einer innern, unzerstörbaren Kraft.

Was hier steht: das ist eine feine, schöne Verheißung für den Landmann. Eine alte Verheißung. Wenn der Weizen gesät ist: wir wissen nicht, ob er gut oder schlecht aufgehn wird, und ob der Maimonat sonnig sein wird oder naß . . aber eins wissen wir: daß er aufgehn wird. Wenn der Januar da ist, liegt alles weiß und grau, und es sieht aus, als wenn es nie wieder lebendig werden kann; und doch wissen wir: wir werden im Juli auf dem Feldweg gehn, und das Korn zu beiden Seiten wird uns bis zur Brust reichen. Das wissen wir. Und das sollte uns fröhlich machen im Winter und

trösten im Regenwetter. Wir haben Sorgen genug. Es ist gut, daß das Wachsen des Weizens und der Bäume und der Kinder eines Andern Sorge ist.

Es ist ein feines Wort, dies „von selbst“: auch für den Lehrer. Da steht er, Tag aus, Tag ein, vor den Kindern, lehrt und mahnt auf das Ziel hin, dem lieben Gott Menschen zu liefern, die etwas Ewiges in sich haben, der Gemeinde und dem Staat Leute zu liefern, die an allem Guten mit hellen Augen bauen helfen, den Eltern Kinder, von denen sie Ehre haben. Und er erkennt, daß er sein Ziel lange nicht erreicht. Aber hier steht ein Trost für ihn: Was er sät, das wird aus sich selbst wachsen und zu Früchten kommen.

Es ist ein feines Wort, dies „von selbst“: für jeden ernsten Menschen. Seht, es ist so: wir straucheln und fallen und stehn wieder auf und sind betrübt und stolpern wieder. Wer kann sagen: Ich bin in diesem letzten Jahr in allem Guten vorwärts gekommen: in Glauben, in Reinheit, in Liebe, in Mut, in Treue? Woher sollen wir Hoffnung nehmen, daß wir jemals in Gottes reinem, schönen Hause als seine Kinder wohnen werden? Es ist uns Allen als eine ewige Wahrheit ins Gewissen gelegt, daß wir einst — es dauert nicht mehr lange — vor Gott erscheinen müssen; dann genügt es nicht, daß wir uns entschuldigen: Mensch sein, heißt irren. Wie soll man nun Mut behalten? Es liegt ein Trost in diesem Wort: das Reich Gottes wächst in uns und wächst und wächst: aus sich selber.

Aber eins ist zu bedenken. Daß wir das nicht vergessen: Der Heiland sagt: „Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft.“ Das Reich Gottes muß gesät werden, sonst kann es nicht wachsen. Alte Weisheit ist das. Nur der wird eine gute Weizenfrucht bauen, der guten Weizen warf in gutes Land: nur der wird gute Kinder haben, der gutes Beispiel und gute Lehren an sie gewendet hat; nur der wird in allem Guten und Ewigen vorwärts kommen, der

sich nach Gutem und Ewigem umsah und es sich kaufte und es in seine Seele säte. Das sage ich dir: wenn du deine Seele nicht durch Selbsterkenntnis und Gebet zu einem reinen Lande machst und wenn du nicht mit Eifer Glauben und Liebe und Hoffnung hineinsäst: dann mag Reich Gottes und alles Gute bei den gelben Chinesen gedeihen und bei den schwarzen Hottentotten aufschießen wie Weizen im Mai: aber in dir gedeiht es nicht. Du vergaßest das Säen. Ich sage dir: es wird eine jammervolle Erntezeit werden; man wird während derselben kein Lied singen und keinen fröhlichen Zuruf hören. Das Reich Gottes wächst von selbst; aber nur nach treuer Aussaat.

II.

Das Reich Gottes wächst still, ohne Lärmen. Das war das Zweite. Denn hier steht: „Der Same sproßt und schießt auf, ohne daß der Landmann es weiß."

Eine schöne Botschaft ist dies: das Reich Gottes wächst im stillen. Wenn das Gottesreich nach diesem Wort unsres Heilandes wächst wie das Kornfeld, ohne daß man es weiß: dann dürfen wir geduldig sein und voll Hoffnung. Wir sind nicht wie die andern, welche bei jedem Lärm, den dumme Menschen gegen das Christentum anstellen, sagen: Nun geht es zurück und nun geht es zu Ende; welche klagen: „Was hört und sieht man vom Wachsen des Christentums hier im Vaterland und draußen in Ostasien?" Wir sagen: Seid still! Habt ihr je gehört, daß das Haferfeld schrie, als es in warmen Juninächten dabei war, sich zu breiten? Und lärmte die Morgenröte, als sie sich siegreich und prächtig zum Himmel erhob?

Es ist eine schöne Botschaft . . auch in der Not unsrer eignen Seele. Wir in diesem Land sind seltsam kaltblütige Naturen. Wir können die Stunde nicht nennen, da das Reich Gottes bei uns gewaltig zum Durchbruch kam. Wir sind zu

harthörig. Wir haben das „Brausen vom Himmel her“ nicht gehört, und wir kennen nicht Stunden, wie der heißblütige Paulus sie kannte: „Da wurde ich verzückt bis in den dritten Himmel.“ Nein: das kennen wir nicht. Und nun könnten wir mutlos werden und sagen: „Wo ist nun mein Christentum, wo ist in mir das Reich Gottes? Ich höre und sehe nichts davon.“ Aber das Wort, das hier steht: „Der Same sproßt und schießt auf, ohne daß der Landmann es weiß“, giebt uns die Hoffnung, ja die Gewißheit, daß das Wort Gottes, das von Kind an in uns gelegt ist, mit der Kraft, die in ihm wohnt, seine stille Arbeit thut, nämlich unsre arme, irrende Seele immer mehr in seinen Bann zwingt, das Zutrauen zu Gottes Treue mehrt und von Liebe zu allen Menschen das Herz immer mehr durchsonnt und — in der Hoffnung an einen endlichen herrlichen Sieg über alle Menschenseelen — Mut zum Leben und Freude am Dasein giebt. Seht: wenn Gott niederreißt, was alt und faul ist, dann ist er laut: die Donner stürmen über den Himmel wie Dänenpferde, und die Stürme jagen durch die Luft wie Vögel mit schweren, rauschenden Flügeln. Aber wenn Gott baut, dann ist er leise. Früh am Morgen, wenn er durch den Tau geht, und wenn er draußen übers Watt läuft und Erde trägt, und wenn er ein Volk inwendig tüchtig und stark macht, indem er es ein hartes Joch lange tragen läßt. Denn, wenn Gott baut: dann ist er still. Starke Mauern bauen sich auf, und man hört kaum den Klang der Kelle gegen den Stein, und kein Maurer lärmt und singt laute Lieder. Still und verborgen wächst es und breitet sich aus und ändert die Menschheit. Es ist eine schwere, fleißige und ganz stille Arbeit, wie die Arbeit eines Mannes, der schweigsam und ganz allein und ohne Lärm auf dem Felde über seinem Spaten steht.

Wohl: es ist eine feine, schöne Verheißung, die hier steht: das Reich Gottes ist gleich der Saat, welche aufgeht, ohne daß man es weiß. Aber auch dies Wort hat eine Ergänzung.

Das nämlich sage ich euch: Obwohl die Saat still und geräuschlos wächst: man kann es doch sehen, daß sie wächst. Man kann doch nach acht Tagen sagen: „Sieh, die Halme sind größer geworden", und nach acht Wochen: „Sieh, nun sind die Ähren da."

Das verlangt der Landmann. Und wo ist der Lehrer, der Tag aus, Tag ein seine Pflicht thut, der nicht sehen wollte, was er mühsam sät. Wo sind die Eltern, die sich plagen und placken und wollen nicht endlich einmal sagen können: „Unsere Kinder kommen sittlich und wirtschaftlich vorwärts?"

Also ist es mit dem Reiche Gottes. Ist es in Kindertagen in dein Herz geworfen? Ist es in manchem Gottesdienst ausgestreut und durch manch Lebensgeschick fein untergepflügt? Ich frage noch einmal; denn dies ist das Entscheidende: ist das Reich Gottes, das ist Zutrauen zum Guten, Liebe und Hoffnung, in dich geworfen? Dann gehe es auf. Ich sage dir: es gehe auf. Ich sage dir: komm her mit deiner Hand! Zeige mir mit dem Finger genau die Stelle und sage mir: „Siehst du es? Da und da! Da ist mein Christentum." Wenn man dein Christentum und sein Wachsen nicht ebenso deutlich sieht, wie das Wachsen deines Weizens und deiner Ochsen und deiner Spatenarbeit: dann ist es nichts wert. Wirf es weit weg; ich sage dir: es ist nichts wert. Es ist deiner nicht würdig, dich damit zu befassen. Es ist nichts andres als Gebimmel einer Glocke, die in den Wolken hängt. Zeige mir dein Christentum. Heraus mit deinem Paß: zeige mir schwarz auf weiß, daß du ein Reisender nach der ewigen Heimat bist. Zeige mir deine Treue, und wie sie wächst. Zeige mir die Liebe zu den Deinen, und wie sie immer weitherziger wird. Erzähle mir von deinem Gottvertrauen, wie es sich in der Notstunde bewährte. Zeige mir den heitern Ernst, mit dem du das Leben zwingst. Zeige mir das! Du sagst: du habest ein verborgenes Christen-

tum; es „funkelten im Grund deiner Augen die Zinnen der ewigen Stadt; das Reich Gottes, steht geschrieben, sei inwendig im Menschen, nicht auswendig? Du Wortfälscher und Strohdrescher: Hier steht: „es ging auf". Man konnte es mit den Augen sehen: Es wuchs.

III.

Nun steht hier von den beiden größten Dingen auf der Welt, vom Brot und vom Reiche Gottes, noch ein drittes Wort, das heißt: „Die Erde bringt zuerst das Gras hervor, danach die Ähren, danach den vollen Weizen in den Ähren."

Das ist wahr. So ist es im ganzen gewaltigen Reich der Schöpfung: Alles Entstehen ist folgerichtig geordnet. Die Natur macht keine Sprünge, und Gott hat niemals Herzklopfen von übermäßiger Arbeit. Sowie der Weizen heranwächst, bis er Ähren bringt, sowie der Körper heranwächst, bis er die Stärke der Mannesjahre hat: so entsteht auch, langsam, folgerichtig, sowohl in der Welt wie auch in der einzelnen Seele, das Reich Gottes, das ernste tiefe Christentum.

Es wäre nicht gesundes Christentum, wenn die Staatsregierung in Indien und Japan durch einen Befehl durchsetzte, daß alles Volk den Christengott anbetete; und es ist kein wahres Reich Gottes, wenn junge Leute in unserm Land ihre Augen von aller Weltfreude abwenden und sich Hals über Kopf in den Glauben werfen, den Sankt Paulus hatte, der zu diesem Glauben auf einem Wege kam, den sie nicht mit einem Fuß betreten haben. Sondern: das Land in Indien und China wird langsam urbar gemacht und gründlich gepflügt, und Saat wird gesät durch Wort Gottes und durch vieler Christen tapfern Tod. Und die Kinder, die in unsern Häusern aufwachsen, müssen mit kindlichem Christentum anfangen und im Verlauf ihres Lebens langsam hinaufsteigen und in ihren alten Tagen ankommen bei dem hohen, schweren Wort, daß Gott die Liebe ist.

Das Kind soll die Persönlichkeit des Heilandes kennen

lernen. Es lerne, sich an dem Helfer von Galiläa freuen, an seiner Treue bis an seinen bittern Tod. Der Jüngling und die Jungfrau bemühen sich ernstlich, vorwärts zu kommen in der Heiligung Gott zu schauen in der Natur und im Menschenleben, als die reines Herzens sind. Mann und Weib mögen sorgen, daß sie gegenüber ihren Häusern und ihren Kindern und ihren eigenen alten Tagen klug handeln: sie mögen vom Heiland lernen, Gott zu vertrauen, treu im Beruf zu sein und das Herz sich weit und weich zu erhalten: Da liegt das Glück. Die Alten mögen sorgen, daß der Glaube nicht dürr werde wie Stoppel und die Hoffnung trocken wie ein Bach im Sommer. Alle Aufgaben, die der Schöpfung gegeben sind, sind ihr für eine bestimmte Zeit gegeben. Der Weizen soll im Juni Ähren ansetzen, und der Mensch soll in der Jugend ein Handwerk lernen: also ist es auch in seelischen Dingen: man muß das Reich Gottes zwar immer annehmen als ein Kind — wie der Heiland sagt — und man muß es auch mit zutraulichem Kindersinn festhalten; aber doch gilt, auch gegenüber dem Evangelium, das Pauluswort: „Als ich ein Kind war, sprach ich wie ein Kind, ich fühlte wie ein Kind, ich dachte wie ein Kind. Als ich aber ein Mann wurde, war es mit des Kindes Welt vorbei".

So haben wir nun das Wachsen des Reiches Gottes betrachtet, sowie der Heiland darüber geredet hat. Wir haben gesehen, daß die beiden großen Weltgedanken Gottes, Natur und Gottesreich, eine starke Ähnlichkeit haben: sie wachsen beide von selbst, sie wachsen beide ohne Lärm, sie wachsen beide folgerichtig. Vielleicht — wer kann es wissen? — wird einmal eine Zeit kommen: da wird die Menschheit erkennen, daß diese beiden Kräfte eine einzige Kraft sind, nach Gottes gutem heiligen Willen hervorbrechend aus der Erde, in gröberer und feinerer Erscheinung. Sei still! Denke nicht lange darüber nach! Das ist uns zu wunderlich und zu hoch. Draußen wächst in der Maisonne das Korn . . in dir wachse das Reich Gottes. Amen.

Der Christ unterwegs.

Sonntag Cantate. I. Petrus-Brief 2, 11—17.

Liebe Christen . . Der kalte Ostwind hat nachgelassen; es ist ein südlicher Wind daraus geworden, der uns linde Luft und Feuchtigkeit gebracht hat. Die Vögel tragen schwer mit den Halmen zu Neste, die Bäume öffnen scheu die Blütenaugen, das Gras stellt sich langsam wieder auf die Füße, nachdem es lange frierend zusammengekrochen war. Es geht mit Macht und Jubel dem Frühling entgegen, und wir gehen mit.

Wir müssen mit. Wir möchten wohl nun bald sagen: „Verweile, Augenblick, du bist so schön." Wir möchten nun bald stehen bleiben und sagen: „Halt und steh still, Mutter Natur! Ihr Bäume, steht in der Blüte! Ihr, meine Jahre, macht halt!" Aber es hilft nichts. Wir müssen mit der Natur weiter, im gleichen Schritt und Tritt, mit allen unsern Brüdern, den Tieren und den Bäumen, hinein in den Herbst, zuletzt in den Tod. Es ist ein uraltes Klagelied.

Unsere Kinder hatten gestern Abend auf freiem Felde das Maifeuer angezündet. Sie sangen dazu, daß es weit durch das stille Land klang: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus" und waren laut und fröhlich. Aber heute Nacht ist Regen gefallen; die Stelle des fröhlichen Maifeuers ist Rauch und Schmutz und Schlacke geworden. So wie dies, so ist schon manches fröhliche Feuer, das in unserer Seele brannte, rasch herunter gebrannt; ungern gehen wir zu der alten schwarzen Feuerstätte und denken vergangener Gefühle und Hoffnungen.

Doch davon nichts weiter. Es ist nicht meine Absicht, dich an diesem ersten Maitag traurig zu machen. Ich glaube nicht, daß die Predigt dazu da ist, dich zu binden und zu beugen — wir sind gebunden und gebeugt genug — sondern von Banden zu lösen und aufzurichten. Wohlan, ich will

die Hoffnung aussprechen — möge sie in Erfüllung gehen —: daß in all dem Vergehen und Sterben, das in der Natur und auch im Menschenleben herrscht, irgend etwas Gutes und Wertvolles in dir fortlebe. Ich möchte, daß unter all den Maifeuern, welche rund umher und zu allen Zeiten und auf allen Höhen auch in unserm Leben aufflackerten, eines, ein gutes und helles, fortbrenne, hier in deiner Brust, und dich erleuchte und erwärme in Jahren, die trübe sind. Ich wollte, daß in all dem Erscheinen und Verschwinden irgend ein fröhlicher, hoher und stolzer Glaube immer mit dir gehe, frisch dir zur Seite, im gleichen Schritt und Tritt, solange du unterwegs bist.

Von einem solchen Glauben redet der Text, den ich nun vorlesen will. 1. Petrusbrief 2, 11—17.

Der Christ unterwegs.

I. Er fühlt sich als ein Fremdling. II. Wie benimmt er sich im fremden Land?

I.

Der Apostel schreibt die Worte, die ich vorgelesen habe, an seine Freunde in der Ferne, zu denen er persönlich zu reden durch irgend ein Unglück verhindert ist. Er nennt sie Fremdlinge und Pilgrime; er will damit zweierlei sagen. Er will sagen: sie wohnen unter lauter Heiden und bei lauter Götzenanbetern, ein kleiner Haufe von Christusleuten; und er will sagen: „So wie ihr dort unter euren Nachbarn als unter fremden Leuten wohnt, so seid ihr, ihr Christusleute, auf dieser ganzen Erde nicht zu Hause; ihr seid hier nicht heimisch; ihr wandert hier nur durch; morgen und übermorgen und alle Tage zieht ihr weiter."

Das ist eine sehr eigentümliche Ansicht, liebe Christen. Wir sollten hier nicht heimisch sein? Wir haben schon den dreißigsten Spaten im Gebrauch; wir pflügen schon so lange dasselbe Feld, wir stehn schon so lange an derselben Werk-

bank; wir sitzen schon so viele Jahre in unsern Häusern. Wo steht denn in unserm Hause der Wanderstab, und wo hängt im Winkel unsere Reisetasche und wann saßen wir je und machten gedankenvoll lange und schwere Reisepläne?

Es ist eine sehr bedenkliche Ansicht, liebe Christen. Bin ich ein Wandersmann, muß morgen wohl schon weiterziehn: was geht es mich an, wie es um mich aussieht, was um mich wankt und weint? es sind ja lauter fremde Menschen! Bin ich ein Fremdling: was schiert es mich, ob das Weizenfeld gut bestellt wird und ob die Stuben rein sind, in denen ich heute hause und vielleicht morgen noch? Bin ich hier ein fremder Mann und ein Sachsengänger: so bin ich hier kein guter Arbeiter. Was soll ich einem fremden Land und fremdem Volk treue Dienste thun? Ich denke nur immer an das Eine: wäre ich doch in der lieben Heimat.

Aber — mag es sehr eigentümlich und sehr bedenklich sein, es ist doch ein wahres Wort: Fremde Leute sind wir hier. Jeder Mensch muß das zugeben. Man muß sich ein wenig hochstellen, daß man etwas weiter schauen kann: dann sieht man es. Wenn man in unserer Gemeinde auf dem hohen Deich von Dorf zu Dorfe geht, dann kommt man an eine Deichbiegung, darunter liegt ein Wasser, schläfrig unter grauem Reth. Dort, an Deich und Wasser, hat einst ein Dorf gelegen: Fenster haben in der Sonne offen gestanden, Pflug ist übers Land gezogen, und sie haben ihre Kinder in die Kirche zu dem Taufstein gebracht, den sie gestiftet hatten: „Gott zur Ehr und der Kirchen zur Zier". Das Alles ist in einer grausig wilden Flut untergegangen. Die da gewohnt haben, sind hier fremde Leute gewesen, Wanderer, sind vorübergezogen . . Auf unserer großen Glocke im viereckigen Turm, die erst 100 Jahr alt ist: da stehn acht oder zehn Namen. Diese Leute waren damals die ersten Männer in dieser Gemeinde. Wo sind sie geblieben? Sie sind samt Kindern und Kindeskindern vorübergegangen, weitergewandert. Geh hin

und sieh selbst nach: ihre Namen leben nicht mehr unter uns . . Du bist über den Kirchhof gegangen. Und wie du so gingst: da zogen die Menschen an dir vorüber, deren Namen auf den Steinen stehn, junge nnd alte, längst oder jüngst gestorben. Sie wanderten einst; einige wanderten neben dir. Aber sie hatten es eiliger als du. Ein langer Zug, Greise in der Lebensmüde, junge Mütter mit mühselig gebornen Kindern auf dem Arm, allein gehende Kinder: so verschwanden sie durch ein hohes dunkles Thor in eine Stadt mit dunklen Gassen, darüber Morgenrot . . Gott da oben, der Ewige, Große, Herr der Menschenerde; der sitzt fest auf seinem Thron, der wandert nicht. Aber seine ganze Schöpfung: Welten, Sterne, Menschen, Mücken, die wandern an ihm vorüber, wie ein Heer vor seinem König.

Den Pilger erkennt man am Wandern; am Aussehn erkennt man den fremden Mann. Sieh, die Tiere und die Bäume und die Gräser: die sind aus der Erde hervorgewachsen, stehen und gehen darauf und fallen im Herbst lautlos ohne Klage wieder zu Boden. Sie sind hier heimische Leute . . Sünde haben sie nicht: es ist dem Habicht nicht Sünde, daß er die Taube zerreißt. Sie haben keine Schuld und keine Reue: es reute die Linde nicht, daß sie in Jugendtagen lange Blütendolden im Winde wehen ließ, und es that der Esche nicht leid, daß sie so hoch wuchs, daß ihr der Wind im Alter die Krone zerriß. Sie haben keine Sehnsucht, anders zu sein, als sie sind; sie streben nicht nach hohen Dingen. Sie sind alle gleich der Erde, der stillen, der in sich zufriedenen . . Aber sieh dich an! Ob du nicht ein Wandrer bist! Laufen nicht deine Gedanken mit Freuden und Beschwerden bis in die Jugendtage, bis in den Himmel hinauf, bis unter die Erde, wo deine Toten schlafen, und in die Zukunft, in die du täglich hinein reisest, du Wandersmann? Und sieh deine Seele, sieh doch ihr Kleid und ihr Aussehn —! Als wäre sie eine Fremde! Liebe, was soll Liebe auf der

Welt? Reue, was will sie damit? Unruhig Gewissen, was soll das hier? Thränen .. weinen die Tiere und die Eschen? Glaube .. an ein Wesen, das kein Verstand versteht? Hoffnung .. auf ein Land, das noch kein Auge gesehen hat? Wunderbare Dinge dies! Kleid wie eine Fremde, Tracht wie aus einem andern Land. Wunderbare Sachen, die einen auf den Gedanken bringen, daß wir hier nicht zu Hause sind, daß wir hier sind, wie einer vor vielen, vielen Jahren gesagt hat: Pilger und Fremde, wie alle unsere Väter.

Aber nun: was soll man nun hiermit machen, mit diesem Gefühl? Ein Reisender soll ich sein, und ich gab mir soviel Mühe, ein Handwerk zu erlernen, und baute mir ein stattlich Haus und litt so manches Ungemach? Was soll ich hiermit machen, mit diesem Gefühl, so ein Zugvogel zu sein, und weiß nicht, wo ich Herberge finde, und muß fürchten: wenn ich einst ankomme, ist die Thür zugemacht, wie weiland am heiligen Abend in Bethlehem, und ich falle vielleicht unter die Menschenmörder, unter Sorgen und Laster, und da ist keiner, der sich meiner annimmt am Wege, im Dunkeln, um Mitternacht? .. Ich will nicht daran denken! Weg mit euch, ihr trübseligen Gedanken! Weg mit dir, du Kirche am Wege; redest von Wandern und Ankommen. Weg mit euch, graue Haare und Krankheit und Begräbnis, weg mit euch, oder, weil ihr nicht weggeht, dreh ich mich um, sehe euch nicht: ihr redet vom Reisen und Schlafen und Weiterreisen. Liebe Christen: es ist ein Jammer um einen Menschen, der sich von der Wahrheit abwendet, obgleich er sie deutlich erkennt. Sein Leben vergeht in Irren, Sorgen und Ängsten.

Was hilft das Lügen? Man muß alles Lügen aufgeben; vor allem die schlimmste Lüge: das sich selbst belügen. Man muß jeder Wahrheit ins Gesicht sehn, und ist sie noch so hart. Wir, wir Christen, wir sehn den Wahrheiten ins Gesicht, auch dieser Wahrheit vom Wandern. Wir, wir Christen, wir sind tapfere, ehrliche Leute, wir sagen: „Es ist eine Thatsache, nichts

daran zu ändern: Wir sind hier fremd und immer auf der Straße." Ja, wir, wir gehn noch weiter. Fürwahr, wir haben einen hohen Mut. — Dank dir, Heiland, der uns den Mut gegeben hat — wir sagen: „Und sind wir denn Wandrer hier und fremde Leute, wohlan, so fahren wir fort: gut ist es", und lachen also dieser Wahrheit ins Gesicht und sagen noch einmal: „Gut ist es." Das ist ja gerade unser bester Lebenstrost, daß wir Wandrer sind. Wer wollte ewig leben? Leben heißt irren. Wir freuen uns, daß wir Wandrer sind. Denn seht: nun ist Aussicht da, daß wir einst an einer hohen Thür die Wanderschuhe ablegen können und können den staubigen Mantel auf irgend ein Brett legen und können uns diese Hände waschen, die nicht rein sind. Soll uns das Sorge sein, Not machen, Ängste schaffen? Daß wir Wandrer sind und fremd hier? Uns?? Durchaus nicht. Wir meinen dies: wir sind von Gott auf die Reise geschickt; und unsre Ordre lautet auf Himmelreich.

Der Christ unterwegs: Er fühlt sich als ein Fremder.

II.

Wie benimmt er sich im fremden Land? Das war das Zweite.

Der Herr erzählte einmal von einem, der hatte seine Kindheit in einem feinen, guten Elternhause verlebt und war da geblieben bis in seine Jünglingsjahre. Da kam eine Unruh über ihn — es ging ihm zu ordentlich her im Elternhaus — und er machte sich auf und ging in die Fremde. Und als er dort angekommen war, da fand er, daß es in dem fremden Lande, in der großen Stadt, sehr lustig herging. Es wurde gespielt, getrunken, gelacht; dabei wurden alle ewigen Gottesgebote übertreten, und nicht etwa mit Reue im Herzen, nein, mit lustigen Augenwinken und mit frechem Wort. Der junge, reiche Bauernsohn sah dies wilde, laute Treiben mit großen Augen an und dann — wie ein Junge sich am heißen Sommer-

tag den Rock vom Leibe reißt und sich ins Wasser stürzt — so stürzte er sich in das Großstadtleben, da, wo der Strudel am wildesten und lautsten war.

So machen es sehr viele Leute. Daß sie hier auf der Erde sind, in diesem fremden Land, was können sie dafür? Gott hat sie auf die Reise geschickt. Ein guter Vater läßt seine Kinder nicht am Herde hocken; er schickt sie in die Welt, daß sie sich allerlei Wind um die Ohren wehen lassen, allerlei Menschen und Meinung hören und Männer werden. Aber das ist ihre Schuld, daß sie hier in der Fremde, statt nüchtern zu bleiben und klar Urteil zu behalten, alles mitmachen, der Welt sich willenlos in die Arme werfen. Sie folgen jedem Wind, der durch dies fremde Land weht, und jedem Klang, der darüber hingeht. Besonders die Jugend hat eine große Hinneigung, das zu thun, was „Alle thun". Vergessen ist das Wanderbuch vom Elternhause her: die zehn Gebote. Vergessen ist Gruß und Handwerksspruch von der Heimat her: „Selig sind, die reines Herzens sind". Vergessen ist die anbefohlene Richtung: „Wandle vor mir und sei fromm." So gehn sie in diesem fremden Lande unter, ebenso gut wie jener, der vom Gebirge Galiläa herab in die falsche Fremde zog.

Der ernste Mensch macht das anders. Auch er in der Fremde; aber wie ein junger Mann, der seines Handwerks wegen hinaus ging und draußen das bunte Treiben und das fremde Wesen betrachtete, kühl bis ans Herz hinan, tapfer und vorsichtig, und heimkehrte als ein ganzer Mann. Oder wie ein Beamter, den das Vaterland in die Kolonien schickte, der dort in einer wilden, sittenlosen Umgebung bei der Art der Heimat und den Gewohnheiten des ernsten Elternhauses bleibt, ein pflichttreuer deutscher Mann.

Unser Heiland mußte auch in die Fremde ziehn; und Roheit und Lüge sind ihm wahrhaftig nah genug gekommen. Es wird uns erzählt, daß er Brust an Brust mit dem Bösen gekämpft habe. Aber der tapfere Mann, hat er sich mit der

Lüge gemein gemacht? Hat er sich mit der Roheit vermengt? Hat er Herkunft und Heimat vergessen? Hat er nicht immer gestanden, obwohl in der Fremde, mit beiden Füßen im ewigen Heimatland? Hat er sich nicht mitten im Graus der Welt, so nahe der Sünde, seine feine, reine Seele bewahrt? Sowie eine gute Mutter ihr kleines, feines Kind auf dem Arm trägt, durch Wind und Wetter und Schmutz: so hat er seine Seele durchs Leben getragen, das wahrhaftig arg ist.

Zum Himmel soll unsre Seele ziehn. Wer weiß, wie bald der Herr spricht: „Komm wieder, Menschenkind." Dort, nicht hier, ist unsre Heimat. Was gehn uns dieses fremden Landes Sitten an? Ich sage euch, ihr jungen Leute, macht es, wie Siegfried that und Parzival: die gingen nicht immer im großen Troß, die gingen nicht mit allen andern auf und nieder, die gingen allein unter Bäumen und suchten sich einen eignen besondern Weg. So hat es auch der Heiland gehalten, und seine Jünger und alle großen, edlen Menschen. Ich sage dir und mir: Laßt uns sorgen, daß die Menschen von uns sagen: „Zwischen dem und der Welt ist etwas aufgerichtet wie eine Schranke. Der geht durchs Leben, als wäre er hier in einem fremden Land."

Aber nun? Wenn man hier so wandert wie in der Fremde, wird man nicht hier, im fremden Lande, sehr unsicher bleiben und alle Augenblicke stolpern? Und wenn man hier so einhergeht als ein fremder Mann, werden nicht die Landeskinder kommen und einen übers Ohr hauen, daß man immer in arger Bedrängnis und Not ist? Ich habe mit keinem Wort gesagt, daß wir hier als Heimwehkranke umherschleichen sollten, oder Leute sein sollten, die in der Welt nicht zu gebrauchen wären. Ich meine, daß das Gegenteil der Fall ist. Ich meine, daß die Welt uns sehr gebrauchen kann. Ich meine, daß wir das Salz der Erde sein werden und die Stadt auf dem Berge, die Alle sehn. Denn wir, als Leute aus der Fremde, als ein wenig abseits Stehende: wir sehn das Leben

und Treiben ruhiger an, als die, welche mitten im Strom sind und bis an den Hals in den Wogen. Wenn wir uns in den Strom werfen, kennen wir Strömung und Uferland. Waren Moses und Jesus unbrauchbare Leute? Oder Huß und Luther? Oder Goethe oder Bismarck? Alle diese Männer sind mit Fremdlingsgefühl durchs Leben gegangen. Grade dadurch wurden sie große Menschen. Sie dachten und sagten und zuckten die Schultern und lachten: „Und wenn die Welt voll Teufel wär . . so fürchten wir uns nicht so sehr: es soll uns doch gelingen." Also auch wir, an unserm Platz: wir sind unterthan der staatlichen Ordnung, ehren den Kaiser, lieben das Vaterland, sorgen für die Armen, bangen um die Kinder; und thun alles nach unserm freien Entschluß, mit klareren Sinnen. Denn so ist es mit uns: Auf Gottvertrauen stehen wir, in Liebe gehen wir, auf Hoffnung sehen wir. So machen wir es, so lange wir hier hausen, wir Kinder von einem andern Land. Amen.

Die ersten Erlebnisse des Heilands.

1. Sonntag nach Trinitatis. Ev. nach Markus 1, 21—45.

Liebe Christen . . . Ihr wißt, daß unsere Kirche lehrt, daß Jesus Christ in unnatürlicher Weise geboren sei, daß er zwei Naturen gehabt habe: eine göttliche und eine menschliche, daß er ein Opfer geworden sei, nicht allein für die Erbsünde, sondern für alle anderen Sünden, und durch seinen Opfertod Gottes Zorn beruhigt habe, daß er nach seinem Tode mit Leib und Seele zur Hölle hinuntergegangen sei, am dritten Tage wieder heraufgekommen und gen Himmel gefahren sei, von dannen er wiederkommen wird, die Lebendigen und Toten zu

richten . . Das ist der Jesus Christ, der Heiland, den die Kirche lehrt.

Man kann wohl behaupten, daß zur Zeit Luthers, also vor 350 Jahren, diese Lehre von Jesus Christ der Glaube des ganzen Volkes gewesen ist, das zwischen Alpen und Nordsee wohnt. Ein bis zwei Jahrhunderte hindurch hat das gesamte Volk, mit wenigen Ausnahmen, ehrlich zu dieser Lehre gestanden und hat sich im Sterben ihrer getröstet. Darnach aber sind, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, immer mehr Leute gekommen, und jetzt ist es wohl mehr als die Hälfte unseres Volkes, die sagen — sie sagen es laut oder leise —: diese Lehre von Jesus Christ, dies „von Ewigkeit" her, dies „Himmel und Hölle", dies „Gottes Zorn und Opferblut", das können wir nicht verstehen und nicht mehr glauben, das ist uns zu wunderlich, zu hoch und zu kalt! Unser Verstand, sagen sie, den Gott uns gegeben hat, der schreit dagegen: „Ich protestiere, ich protestiere!" Es mag eine Zeit gegeben haben, da der menschliche Verstand sich darunter beugte, aber unser Verstand kann es nicht; er weiß auch nicht, warum es nötig sei . . . Solche Leute, meine Zuhörer, die so sagen, giebt es auch in unserer Gemeinde viele. Ja, der größte Teil unserer Gemeinde gehört zu ihnen.

Was soll man nun von diesen Leuten sagen? Soll man sagen: „Das ist der große Abfall, dessen Kommen die Bibel vorhergesagt hat?" Soll man sagen, wie die alte Kirche sagte: „Diese alle sind massa perditionis, d. h. eine verdorbene und verlorene Menge?" Nein: Das sage ich nicht. Niemals werde ich das sagen. Ich bin weit entfernt, das zu sagen. Sondern ich grüble vielmehr lange und bange; und ich komme zu der Erkenntnis: Zur alten Kirchenlehre kommen diese Leute, die Hälfte meines Volkes, nie zurück. Aber vielleicht . . vielleicht . . o gewiß: zum Evangelium kann man sie zurückführen. Man muß sie zum Heiland führen und muß ihnen sagen: „Nun hört zu: ich will heute vor euch von dem

Menschen Jesus von Nazareth reden. Und wenn ihr ihn durch meine Rede lieb gewinnt und sagt: das ist ein Mann, das ist ein Mann! so will ich für heute zufrieden sein."

Ich will euch die Stelle vorlesen, wo uns im Evangelium nach Markus das erste Auftreten des Heilands berichtet wird.

Ev. nach Markus 1. 21—45.

Ich rede von den ersten Erlebnissen unseres Heilands.

I. Er verläßt die Heimat. II. Er tritt auf. III. Er kommt in große Gefahr.

I.

Liebe Christen, ihr habt in der Schule gelernt, daß des Heilands Vater und er selbst ein Zimmermann gewesen ist. Luther hat das griechische Wort, das da steht, nicht genau übersetzen können. Der Heiland ist nicht ein Zimmermann, sondern ein Baumeister gewesen. In dem Lande, in welchem der Heiland gelebt hat, giebt es sehr wenig Zimmermannsarbeit, die Häuser sind Steingebäude und haben feste steinerne Gewölbe. Solche feste Steinhäuser, aus sorgfältig behauenen Quadern, hat der Heiland in seiner Jugend bauen gelernt und nachher, als er Meister geworden war, wohl selbst gebaut. Daher weiß er auch später ein gutes und sicheres Wort zu reden von dem Haus, das auf Fels gebaut war und im Regensturz feststand, und von dem andern, das auf dem Sandabhang stand und im Wetter einen großen Riß bekam, quer übers Gewölbe.

Als nun der junge Baumeister die volle Männlichkeit erreicht hatte und damit die höchstmögliche Klarheit seines Geistes, da ließ das, was von seinen Kindertagen an in seinem Geiste wühlte, ihm keine Ruhe mehr: er legte an einem gewissen Tage Hammer und Meißel und Winkelmaß nieder und legte die heiligen Schriften seines Volkes beiseite, über denen er so manche Stunde mit heißen Augen gesessen hatte,

und zog fort. Er zog fort, gedrängt, genötigt, gezwungen, in voller Freiheit sich selbst sein Los wählend, in mächtiger Geistesklarheit, mit offenen, menschlichen Augen, mit gewaltigem menschlichen, nicht übermenschlichen Mut, aufrecht gehalten in dem stolzen Bewußtsein: was ich thue, das thue ich in Gottes Namen.

Als aber der Heiland also aus seiner lieben, stillen Heimat fortging, und, während er sein heiliges köstliches Geheimnis fest mit der Hand umklammert hielt, in die nächste Stadt kam und nun die Hände aufthun wollte und es den Menschen öffentlich zeigen wollte, da kamen über ihn zwei Stimmungen. Es stieg in seiner Seele Mutlosigkeit auf und sagte zu ihm: „Thu' es nicht, thu es nicht! Du hast nichts davon als peinlich Aufsehen, Jammer und Not." Und es stieg in seiner Seele die Versuchung auf und sagte zu ihm: „Merkst du wohl, daß du der klügste Mann im ganzen Lande bist? Laß deine hohen, weitsichtigen Gedanken fahren und greife nach Macht, Ehre und Lust!" Mit diesen beiden Stimmungen hat der Heiland schwer kämpfen müssen. Aber in großer, banger Einsamkeit, mit heißem Gebet, hat er sie beide überwunden, der tapfere Mann. Er siegte. Er siegte gewaltig. Er sagte mit geballter Hand und blitzenden Augen: „Ich will doch thun, was ich thun muß."

Als er nun so über sich selbst gesiegt hatte, und er den Mut, den gewaltigen, wiederbekommen hatte, da verließ er die einsame Gegend und kehrte wieder nach der fremden Stadt zurück, zu den Menschen . . . Und hier . . auf dem Markt der Stadt . . an einem bestimmten Tag — o großer Tag! O größter Tag der Menschengeschichte! — öffnete er Herz und Hand und ließ sein heiliges Geheimnis auffliegen.

II.

Er trat öffentlich auf, das war das Zweite.
Es gab damals im Lande viele sogenannte Gottesgelehrte.

Übergenug gab es davon. Die lehrten, was die alten heiligen Bücher lehrten. Aber, wie es den sogenannten Gottesgelehrten meistens geht: sie konnten die Größe des Gotteswortes nicht fassen. Sie machten aus einer großen Sache sieben kleine. Aus einer einfachen Lehre machten sie sieben bunte. Sie duckten und verkümmerten das Gotteswort: aus Frömmigkeit machten sie Kirchenbesuch, aus Liebe machten sie Almosen, aus Seelenreinheit machten sie Händewaschen, aus Herzensnot machten sie Opfergeld, aus Mut machten sie Geduld. Sie gingen würdig und wichtig über die Straße, steckten die Köpfe in jedes Haus und in jede Sache; sie bestimmten und ordneten alles; sie redeten lang und breit. Sie waren immer sehr geheimnisvoll, sehr weise, sehr bedenklich. Wenn einmal ein Mann wagte, sie nach dem Sinne ihrer Rede zu fragen, so rieben sie die Hände und lächelten und sagten: „Wenn . . wenn . . aber, aber . .“ Und kamen nicht weiter. Sie schenkten dem Volk keinen reinen Wein ein; sie gaben ihm Essig, mit Wasser vermischt. Also erfuhr kein Mensch im ganzen Land, was es eigentlich wäre mit Gott und Mensch, Gut und Böse, Leben und Tod, Verantwortung und Ewigkeit, und was es sonst an großen Fragen giebt, welche die Seelen immerfort quälen und nimmer in Ruhe lassen.

Nun aber trat dieser Jesus Christ auf. Was hatte der für eine Rede! Nein, wie einfach! Nein, wie mutig und stolz, nein, wie hoch und weit! Und wie sicher er auftritt! Als ob Gott ihm gesagt hätte: „Ich gebe dir Vollmacht! Dies rede und das! Dann sag' bald Amen!“

Und das war die Lehre: Gott im Himmel ist unser lieber Vater. Und den müßt ihr bitten, daß er alles Böse, was ihr gethan habt, vergebe und vergesse. Dann wird er das thun. Und wenn ihr nun also eine reine, sonntägliche Seele bekommen habt, dann wird der liebe Gott in jeder einzelnen Seele und, immer weiter dringend, zuletzt in allen Seelen eine Königsherrschaft der guten Menschen einrichten, in

welcher man nach seinem Willen empfinden, denken und leben wird, freundlich, fleißig, rein und immer froher Hoffnung. So lehrte der Heiland, und mehr lehrte er nicht. Er lehrte immer dieses selbe, doch so, daß er es auf mancherlei verschiedene Weise darstellte. So wie man ein Ei in der hohlen Hand hat, das doch wahrhaftig an Form ein einfach Ding ist, und dreht es hin und her und sieht sich die vielen verschiedenen Formen an und freut sich darüber. Er lehrte immer dieses selbe, bald durch bunte Bilder oder Gleichnisse, bald durch ein Gebet, bald durch einen kurzen Weisheitsspruch, bald durch Berufung auf die alten heiligen Bücher, besonders aber durch seine Lebensart. Denn genau so treu, fleißig, freundlich, mutig wie seine Lehre war: so lebte er auch.

Es war eine wunderbare Zeit. Es waren sehr viele Leute im Volk — man weiß nicht wie viele — die hatten sich schon lange von den Gottesgelehrten abgewandt. Sie sagten zu den Gottesgelehrten: „Eure Lehren sind viel zu kraus und zu wunderlich. Wir sind einfache Leute; wir haben keine Lust und keine Zeit, alle eure Gebote zu erfüllen, all' das Händewaschen, all' das Fasten, Opfern und Kirchenlaufen." Da wurden sie von den Gottesgelehrten „Zöllner und Sünder" genannt. Aber sie kehrten sich nicht daran; sie sagten: „Gut, dann sind wir Sünder." Alle diese, die freuten sich an dem Heiland. Es ist ganz falsch, was viele predigen, daß unseres Heilands Leben nichts als Angst und Jammer gewesen wäre, daß er immer gehaßt und verfolgt gewesen sei. Ganz und garnicht. Im Gegenteil. Die große Menge des Volks hat ihn umjubelt; sie haben ihn auf den Händen getragen. „O", sagten sie, „bei dem ist Einfachheit, Größe und Mut! Bei dem ist Gott und alles Heilige! Welch ein Mann und welch eine Lehre! Wohl, was der glaubt, das muß man glauben und was der sagt, das muß man thun . . ." Und mancher Mann im Land hat in jenen Tagen auf dem Felde oder in der Kammer die Hände gefaltet und hat Gott um ein reines

Herz gebeten und um einen neuen, gewissen Geist und hat versucht, vom Morgen bis zum Abend wahr zu sein.

Und also, bis hierher, ging alles gut. Der Heiland sagte: „Ich bin gekommen, auf der Erde ein Feuer anzuzünden.“ Hei, das Feuer, das flog schon!

III.

Da kam eine große Gefahr. Das war das Dritte.

Ihr müßt wissen, daß man in der Zeit des Heilands und in seinem Lande keine Anstalten hatte, weder für Kranke, noch für Blinde oder Taubstumme, noch für Krüppel oder für Irrsinnige. Sondern alle diese armen Menschen liefen und lagen so an den Straßen des Landes umher. Besonders aber waren damals in der Heimat des Heilands viele Irrsinnige, Blinde und solche, welche durch Gicht und Aussatz verkrüppelt waren. Heilkunde aber gab es nicht im Land; nur schrecklich viel Aberglauben.

Als nun der Baumeister von Nazareth mit seinem starken, stolzen, fröhlichen Glauben an des lieben Gottes Königsherrschaft auftrat: da stand bald ein Irrsinniger vor dem Heiland und sah ihn mit unruhigen Augen an und schrie wild auf. Und bald kam eine Mutter und trug ihr krankes Kind in verschlungenen Armen vor der Brust. Und bald stand da einer mit kalkweißer, aussätziger Hand. Und diese alle forderten dies von ihm und riefen überlaut: „Unser Mann bist du. Willst du des lieben Gottes Königsherrschaft und Vatersorge verkündigen, dann hilf zuerst uns, den Ärmsten im Land. Bist du zu heilen und zu helfen ausgezogen, dann heile und hilf erst uns.“ Und da: als er diesen Jammer sah, diese zusammengezogenen Glieder, diese gequälten Mutteraugen: da erfaßte ihn das heißeste Mitleid. Der Jammer stieg ihm bis an die Kehle. Ich weiß es nicht . . . ich kann es nicht erklären . .: da die Leute ihm ganz und gar vertrauten und da er selbst so heiß darum betete und so fest an Gottes Liebe glaubte, setzte

er es durch . . ich sage nicht gegen die Natur . . sondern mit Gott und der Natur im Bunde: er heilte einige.

Als er aber einige geheilt hatte, da war kein Halten mehr. Wo er hinkam und von Gottes Königskindschaft zu reden anfing und im Hause oder an der Dorfstraße oder am Seeufer eine Menge von Hörern um sich sammelte, da durchbrachen sie die Masse, sie schrieen um Hilfe, sie fielen in Krämpfe, sie griffen nach seinen Kleidern. Und er, in seinem großen Mitleid, er half und heilte, so viel er konnte. Und kam nicht zum Verkünden. Und wurde also gegen seinen Willen von diesem reißenden Strom, der auf ihn zudrängte, von seinem Wege abgedrängt. „Um zu verkünden," sagte er, „bin ich ausgezogen"; sie aber machten ihn zu einem Wunderdoktor. Er sah, daß er in Gefahr war, ein Arzt zu werden für einige Tausend Kranke im Land, und gehindert zu werden, allen Menschen aller künftigen Zeiten das Licht von Gott zu bringen, das er in der Seele trug. Und da, als er dies klar erkannte, diese große Gefahr, da sagte er zu seinen Freunden: „Kommt! Wir müssen weiter wandern."

So ist unser Heiland ein Unstäter und Flüchtiger geworden, ein Heimatloser. Er kam in ein Dorf und in eine Stadt, und wenn die Einwohner zusammenliefen, verkündete er, was er über Gott und Mensch, Mensch und Tod, Verantwortung und Ewigkeit wußte und zog weiter. So hat er es getrieben, immer fleißig, immer treu, immer freundlich, immer barmherzig, bis seine Feinde, die Kirchenleute und die reichen Leute, ihm in jungen Jahren den Tod bereiteten, indem sie eine unverständige Regierung und den Pöbel einer großen Stadt sich zur Hilfe riefen.

Also habe ich euch nun das erste Auftreten des Heilands dargestellt, soweit mein Verständnis reicht, und soweit es in kurzer Rede möglich ist. Ihr müßt euch nun nicht beschweren und sagen: Sonst redest du von Haus und Pflug, von Dreschen und Wandern, von Kindern und Sorgen, von Krankheit und

vom Erbgrab, diesmal aber hast du von fernen Zeiten geredet. Dazu sage ich: Ich habe von der größten Zeit erzählt, die jemals gewesen ist. Erinnert euch des Bildes, das ich euch gemalt habe. Seht es zuweilen wieder an: es kann mithelfen, daß ihr gut und glücklich werdet. Amen.

Weltanschauung.

8. Sonntag nach Trinitatis. Evang. nach Markus 10, 13—16.

Liebe Christen . . Unser Heiland war sehr reich. Er hatte wegen seines unendlichen Vertrauens zu Gott und Gottes Sache, eine gewaltige Macht über sich selbst, über die Menschen, über die Natur. Es war ihm möglich, was uns nicht möglich ist, immer fromm zu sein, mit blitzenden Augen die Gemüter der Menschen zum Guten zu reizen, und wenn seine Liebe ihn drängte, mit seinem heißen Beten der Natur einiges abzuzwingen. Aber obwohl er also reich war, ist es sonderbar und steht im Gegensatz zu allen Erfahrungen, die wir mit den Menschen gemacht haben: ging er als ein ganz einfacher Mensch durchs Leben, als einer, wie er bescheidener, freundlicher und lieber nicht gemalt, noch gedichtet werden kann.

Er war sehr klug. Ja, es ist weltbekannt, daß es keinen Geist gegeben hat, der zugleich so groß und so fein war, wie der unseres Heilands. Er ist einzig geblieben, und es ist nicht anzunehmen, daß jemals ein solcher wiederkommt. Wenn er erst jetzt geboren würde, so wie er vor neunzehnhundert Jahren geboren wurde, und lehrte so und handelte so: die Verwunderung der Menschen würde noch eben so groß sein, wie damals, als er sich nach Jerusalem aufmachte. Aber, obwohl er so sehr klug war, ist es sonderbar, daß man nichts

von Gelehrsamkeit an ihm entdeckt oder gar vom Dünkel der Gelehrten. Sondern er hatte eine Weise zu reden wie ein ernster Arbeiter und sich zu gehaben wie einer aus dem Volk. Er trug über dem Strahlenkleid seiner wunderbaren Weisheit das Werkelkleid, das wir ernsten und sorgenvollen Leute alle tragen, also, daß, soviel wir wissen, keiner vor ihm bange geworden ist, als allein ein Irrer und Judas Ischarioth, als er den Saal des Abendmahls verließ.

Er war sehr rein. Der Beweis, daß er rein war, ist bekannt. Seine Reinheit hat eine Probe gemacht, die du nicht bestehen könntest. Er hat nämlich seine bittersten Feinde gebeten, sie möchten ihm sagen, wo seine Seele oder sein Leben einen Schmutzfleck hätte; aber sie konnten keine Stelle finden. Seitdem haben Tausende von Menschen nach Fehlern an ihm gesucht, aber sie haben — so viel ich bis jetzt gehört habe — keine finden können. Darüber haben nun endlich seine Freunde so viel Mut bekommen, daß auch sie ihn geradeswegs ansehen, den Menschen Jesus von Nazareth, und suchen, was sie finden: Aber wir haben auch nichts gefunden. Während wir dich ansahen, Heiland, sahen und sahen, haben wir dich lieber und lieber gewonnen.

Wohlan! Wozu ist denn nun dieser Einzigartige geboren? Was hat er gewollt und getrieben? Was ist seine Sache und Aufgabe gewesen? Er wollte die Menschen vom Bösen ab zum Guten ziehen . . er wollte der Menschheit neue Weltanschauung, neue Willensrichtung, neue Wege geben. Er wollte . . Was er mit seinem Leben und seinen Lehren gewollt hat: das zeigt uns eine Stelle aus seiner Lebensbeschreibung, die uns Markus überliefert hat.

Ev. nach Markus 10, 13—16.

Ich will nun von Weltanschauung sprechen.

I. Man muß eine Weltanschauung haben. II. Die christliche ist zu empfehlen. III. Das verlesene Schriftwort thut zu dieser Weltanschauung eine schöne und breite Thür auf.

I.

Liebe Christen . . In Wissenschaft und Zeitungen ist viel von „Weltanschauung" die Rede. Was das Wort bedeutet, ist klar. Die Welt: das ist die Erde mit all ihren Geschöpfen und Sonne, Mond und Sterne. Das ist die Welt. Dies alles hast du vor dir. Dies alles schaust du an. Wie du nun dies alles anschaust, mit welchen Gedanken und Gefühlen, das ist deine Weltanschauung.

Es wird gesagt, es sei nötig, daß jeder Mensch eine Weltanschauung habe, und das sage ich auch. Unsere Kinder haben ja auch ihre Weltanschauung. Zuerst, ganz klein, sagen sie: Vater ist der stärkste Mann, er kann alles, was er will. Das Haus ist ihre Welt, und der Vater ist der König in dieser Welt: das ist ihre Weltanschauung . . . Nachher, wenn sie größer werden und in die Schule gehen, sagen sie: Gott hat die Welt gemacht und alles, was darin ist. Und, so gut ein Kind es verstehen kann, machen sie, nicht allein der Lehre wegen, sondern aus ihrem natürlichen Empfinden heraus, Gott zum Herrscher über alles, was sie mit ihren Kinderaugen sehen. Sie gewinnen so eine Weltanschauung . . . Nun, wenn denn also selbst den Kindern schon von Natur am Herzen liegt, der Welt Grund zu erkennen: dann kann man wohl erst recht von einem erwachsenen Menschen verlangen, daß er über die Welt und ihre bunten Erscheinungen sich eine klare und gewisse Anschauung mache.

Ich muß aber leider sagen, daß sehr viele Menschen, weil sie gleichgültig und schläfrig sind, nur so gelegentlich einmal und stückweise über die Welt nachdenken und also zu einer zusammenhängenden Weltanschauung nicht kommen. Sie sehen den Unterschied zwischen reich und arm, der sie umgiebt. Sie sehen, daß Leute geehrt und hochgehalten werden, weil sie Geld haben. Hätten sie kein Geld, wären sie garnichts, wären ganz verachtet, weil ganz unbrauchbar. Sie sehen, daß jener charaktervolle und tüchtige Mann, wenn er Geld

hätte oder Geldhülfe finden würde, Gutes, vielleicht Großes würde leisten können. Nun aber sieht man ihn in armseligen Verhältnissen, in kleinen Sorgen und Mühen verkümmern. Sie sehen das alles, aber sie machen sich keine Gedanken darüber. Sie fragen nicht: Was liegt diesem als Sinn und Bedeutung zu Grunde? Sondern sie kümmern sich garnicht darum. Sie sagen bequemerweise: „Glück und Unglück, arm und reich hat es immer gegeben" . . . Oder: sie sehen in dieser Jahreszeit die gelben nnd roten Blätter, matt zum Tode, von den Bäumen fallen. Da fährt es ihnen als ein dumpfes Gefühl durch den Sinn: „So falle ich auch einmal auf die Erde und in die Erde. Geboren sein: d. h. sterben müssen." Aber tiefer gehen nun ihre Gedanken nicht. Sie haben über etwas einzelnes in der Welt nachgedacht: über den Tod; aber über anderes in der Welt nicht . . . Oder: sie gehen abends aus ihrem Hause und sehen den Himmel. Sie sehen den Mond im Wolkenfenster lehnen, und wie vorne zwei oder drei Sterne auf Vorposten halten, und dahinter in unendlicher Ferne das ganze Heer der Sterne in blitzenden Helmen als eines großen Königs glänzende Macht. Sie sehen das. Da steht deutlich alle die Herrlichkeit! Wundere dich Menschenkind, wundere dich! Denke nach und frage deinen Bruder, was das sei! Aber er kehrt seine Augen wieder stumpf und dumm zur Erde: „Was soll ich mich wundern?" sagt er, „das da oben, all das Blanke, war schon zu meines Großvaters Zeiten. Was soll ich mich wundern?"

Nun wohl, ich meine: es ist eine üble Sache, wenn ein erwachsener Mensch über Erde und Leben, Sterben und Sterne, Vergangenheit und Zukunft keine Ansicht hat, sei's eine Erkenntnis oder ein Vertrauen. Es ist sicher, daß Gott, der uns Aufgabe und Lust und Eifer gab, Häuser zu bauen und Land und Meer unseren Zwecken dienstbar zu machen, uns auch den Auftrag vor die Füße legte: mit verständigen und klugen Augen anzusehen alles, was er gemacht hat.

II.

Und nun das Zweite. Wenn du nun anfängst, über dies alles nachzudenken und dich unter den Menschen nach einer Weltanschauung umsiehst, dann wirst du finden, daß es zwei Weltanschauungen giebt, welche sich gegenüber stehen wie zwei starke Kühe, welche die Länge und die Kraft ihrer Hörner messen.

Da ist zuerst die eine, welche sagt, das, was man mit den Augen sehen und mit den Händen greifen kann: das ist das Wichtigste in der Welt; das andere, Geist und Herz, ist unbedeutend, unwichtig und vielleicht garnicht vorhanden. Für deinen Körper mußt du sorgen und für dein äußerliches Wohlergehen: daß du gute Wohnung habest, warme Kleidung, gute Nahrung und immer möglichst gute Laune. Wenn dann die Zeit des Lebens für dich vorüber ist, dann mußt du still ins Grab gehen. Da ist nichts zu ändern. Wir fallen vom Leben wie die Blätter vom Baum.

Liebe Christen! Daß diese Weltanschauung den starken, herrlichen Schöpfer Himmels und der Erde aus der Welt wegschafft, ist klar. Ihr seht, daß diese Weltanschauung auch die holde und so reine und tröstliche und anspornende Erscheinung des Heilands verachtet. Ihr seht, daß diese Weltanschauung alles Hohe und Heilige, davon unsere großen Dichter singen, als da ist: Liebe, Treue, Hoffnung . . aus der Welt hinwegnimmt. Und das, was unser Vaterland groß gemacht hat: Pflichttreue des einzelnen Mannes und hohen Mut, das kennt sie nicht. Diese Weltanschauung ist einseitig und gewissermaßen einäugig. Weil man die großen, heiligen Dinge nicht mit den Augen sehen kann, darum, sagt sie, sind sie auch nicht vorhanden. Das ist ja wahr: man sieht die Liebe nicht, aber weh dem, der sie in seinem Leben nicht kennen lernte. Das ist wahr: man sieht die Leidenschaft nicht . . aber ich sah sehr wenige Leute über Steine stolpern, die man sieht, viel mehr über Leidenschaften, die man nicht

sieht. Und was die Treue angeht, so sage ich: obwohl man sie nicht sieht, sind doch schon viel mehr Menschen durch Treue glücklich geworden, als durch Geld und Gut, das man sieht.

Darum sage ich: diese Weltanschauung, welche nur die sichtbaren Dinge kennt, diese Weltanschauung, welche nur von Geborenwerden, Essen, Trinken, Schlafen, Sterben redet: die ist nichts für uns. Die ist etwas für Leute, die das Niedrige und das Böse lieben und das Edelste im Menschen, das Gewissen, totschlagen wollen. Es ist eine passende Weltanschauung für reiche, für sehr gesunde und denkfaule Leute, so lange sie reich und gesund und denkfaul sind. So lange mögen sie sich damit begnügen. Wir aber, die wir das Gute lieben und das Gute wollen und möchten, daß alles Böse in uns und um uns wäre, wo der Pfeffer wächst, und die starke Hoffnung haben, daß das Gute doch endlich bei uns und in allen Menschen den Sieg gewinnen wird: für uns, die wir unsere tägliche Sorge haben, um Kleider und Kinder, um das Kornland und um das Vaterland: wir legen sie beiseite wie ein schlechtes Buch, dahinein wir einen kurzen Blick gethan und gleich gesehen haben: das ist nichts für uns, und sehen uns um nach einer anderen Weltanschauung.

Und gelobt sei Jesus Christ, der sie uns gebracht hat, der sie mit seiner Persönlichkeit und mit seinem Leben stark gegründet und sie in seinem Blut gemauert und sie so einfach und so schlicht hingestellt hat, daß jeder Mann und jede Frau im Volk sagen kann: „Ich . . ich habe, gleich dem Gelehrtesten im Land, auch meine Weltanschauung: die geht von der tiefsten Tiefe bis zur höchsten Himmelhöhe . . von Denkern und Dichtern genannt die ideale Weltanschauung, von uns genannt, um deswillen, der sie mit Lehre, Leben und Sterben gegründet hat, die christliche Weltanschauung."

So will ich sie euch darstellen in kurzen Worten: Die Schöpfung ist voll Drängen, Wühlen und Mühen, und Gott steht mitten darin, ganz wie ein Vater, der über einem großen

Haushalt und über vielen Kindern steht, er selbst mitten in der Mühe. Es geht aber Gottes Mühe und Arbeit dahin: Vorwärtsbringen will er seine Schöpfung und ihr bestes Stück, die Menschheit. Nach dem Guten, Wahren und Schönen hin schiebt er sie langsam mit großer Mühe und Gewalt. Und daß er das erreiche: wen rief er zu seiner Hilfe? Rief er Engel? Ich weiß es nicht: ich glaube aber wohl, daß ewige selige Geister ihm Hand- und Spanndienste thun. Wen rief er zu Hilfe? Menschen rief er! So wie ein Vater seine Kinder allmählich ausbildet und, so wie sie allmählich heranwachsen, immer mehr von ihnen verlangt: „nun steht mir bei, daß wir aus Not und Sorgen in die Höhe kommen," so bildet Gott noch immerfort an der Menschheit, daß sie ihm helfen könne, und ruft sie auf zur Hilfe. So haben ihm schon unter den Heiden die alten Weisen geholfen und in Israel die sogenannten Propheten. So half ihm am allermeisten Jesus Christ. Dem müssen wir nacheifern, uns selbst und andern vorwärts zu helfen, hinauf zum Guten, hinauf zu Glauben und Liebe und Hoffnung, hinauf zu Gott.

Nun sagen die, welche zu dieser Weltanschauung halten: „Nicht das Essen und Trinken, Sichkleiden und Sichfreuen ist Hauptsache, sondern was der Mensch in seiner Seele und mit seinem Geiste sich und andern Gutes erarbeitet. Es kommt nicht darauf an, daß wir möglichst wohl genährt durch diesen Winter kommen, sondern daß wir in diesem Winter möglichst viel Feines und Edles vollbringen, als da ist: fleißig sein, freundlich sein, rein sein." Ja, diese Geistleute gehen so weit, daß sie sagen: „Gott ist ein Geist, und von Gottes Geist etwas zu besitzen, das ist das höchste Gut und das höchste Glück." Und sie gehen so weit, daß sie sagen: „Wenn Gott uns, wie wir wohl merken, von seinem Geist etwas gegeben hat, so haben wir, gestärkt durch die Verheißungen des Heilands, das feste Zutrauen, daß wir es noch weiterbringen werden, über diese Leiblichkeit hinaus" . . . . Also ist diese Welt-

anschauung eine solche, welche alles Licht, das in der Welt vorhanden ist, zusammengefaßt und zu einem gewaltigen Lichtbündel vereinigt, in das Menschenherz wirft, das so leicht böse ist und so leicht verzagt, also, daß es nun hoch aufatmet und wieder Mut zum Guten bekommt und bis zum Tode für das Gute in sich und um sich streitet. Gutes thun und nicht müde werden! Das Gute lieben und thun und das Böse hassen und nicht thun, blanke Augen haben und nicht seufzen .. das ist christliche Weltanschauung.

Und das ist die Weltanschauung, die wir sorgenvolles, sündiges, sterbendes Volk brauchen können. Ja, ich sage mehr: Diese Weltanschauung ist die uns von Natur angeborene und zusagende. Unsere Natur ist im Kern, in der Tendenz christlich oder, was dasselbe ist: göttlich. Wie ein uraltes Bewußtsein ist: „Gott schuf den Menschen nach seinem eigenen Bilde." Womit nicht behauptet wird, daß ein Mensch nicht könnte zu den Teufeln hinunter springen, falls es ihm dort besser gefällt, und selber kann Teufel werden. Wir aber wollen gern bei Gott bleiben und bei seiner Sache und Arbeit, welche unsere Sache und Arbeit ist, und wollen dem Heiland dankbar sein, daß er, um diese Weltanschauung, so innerlich wahr und so wohlthuend, uns zu geben, so wacker gearbeitet hat, so lange ein Atem in seiner reinen, mutigen Seele gewesen ist.

III.

Und nun sage ich zum Dritten: Zu dieser Weltanschauung thut das Textwort, das ich vorhin vorgelesen habe, eine schöne und breite Thür auf.

Liebe Christen .. Wenn diese Weltanschauung, die christliche, die ist, welche unserer Seele entspricht, dann handelt es sich darum, wie wir in dieselbe hineinkommen. Und da zeige ich nun auf diese Scene aus dem Leben Jesu, die ich euch vorgelesen habe, die euch aber schon von Kind an bekannt ist.

Sie brachten kleine Kinder zu ihm, als er an einer Dorfstraße Rast machte. Den Jüngern gefiel das nicht: Ihr Meister von kleinen und unverständigen Kindern belästigt? Dazu war sein Geist zu groß und seine Zeit zu kostbar. Er aber hatte die Kinder auf seinen Knieen, liebkoste und segnete sie und sagte mit ernstem Wort und blitzenden Augen: „Laßt die Kinder zu mir kommen! Wehrt ihnen nicht! Denn dieser Art gehört das Himmelreich! Wahrlich . . ich sage euch: wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, wird nimmermehr hineinkommen."

Meine Christen . . Man muß Zutrauen haben, das ist alles. Man muß alles Gute und allen Mut in der Seele zusammenraffen und sagen: ich will's glauben! Ich will glauben, daß das Gute in der Welt und in mir zur Erscheinung kommen muß, hier zeitlich und kümmerlich, dort ewig und herrlich. So wie die kleinen Kinder damals mit angeborner kindlicher Zutraulichkeit auf des Heilands Knieen saßen und glaubten, daß er groß und gut wäre: so will ich glauben, daß Gott auch der Beste und Stärkste ist und mich lieb hat und mit meiner Seele nichts vorhat, als lauter Gutes und Großes. Solch' Zutrauen aber zu haben, kann dir nicht schwer werden, besonders dir nicht, der du in deiner Kindheit zutraulich zu guten, ernsten Eltern aufgesehen hast, und zu dem jetzt gute Kinder zutraulich aufsehen.

Wenn du nun dann in diese Weltanschauung dich hineingefunden hast, dann hast du eine wahrere und edlere Weltanschauung als mancher vielgelehrte Professor an der Hochschule. Du stehst geistig viel höher als er, du, der du an das Gute glaubst und mit dem Guten auf Leben und Tod ein Bündnis gemacht hast, und zwar auf Schutz und Trutz. Amen.

Vom Helfen und Heilen.

12. Sonntag nach Trinitatis. Ev. n. Matth. 9, 35—10, 8.

Liebe Christen: Vor einigen Jahren war in einer Stadt in Süddeutschland ein großes Kirchenfest. Ein angesehener Prediger hielt die Festpredigt und führte in derselben den Gedanken aus: Das Wesen unseres Glaubens wäre dies: man müsse von Gott hinnehmen, was er zu tragen gäbe: demütige Unterwerfung unter Gottes Vaterwillen, das wäre es, was den Christen mache. Ich wage es, gegen jenen Mann, der vielleicht schon graues Haar hat, während meines erst anfängt zu ergrauen, zu behaupten: nicht Dulden, sondern Helfen und Heilen sei des Christentums Kern.

Liebe Christen: Wie nennen wir im Namen unseres Heilands den mächtigen Schöpfer? Wenn wir auf der hohen Straße des Gebets ihm entgegenlaufen: was ist unser demütiger fröhlicher Glaube? Daß wir zum Vater laufen, wir, seine lieben Kinder. Was ist denn aber Väterweise? Daß sie zu den Kindern sagen: Seht, diese Last lege ich euch auf; die müßt ihr geduldig tragen? Nein, sondern viel mehr: daß sie den Kindern vorwärts helfen zu allem Guten. Helfen und Heilen, das ist Gottes Wesen.

Und was hat unser Heiland in seinem kurzen Leben getrieben? Was er hier bei uns wollte, das hat er in großen feurigen Worten gesagt: „Ich bin gekommen", sagte er, „zu suchen und selig zu machen, was verloren ist." „Ich bin gekommen", sagte er, „Feuer auf die Erde zu werfen." Aufgeholfen hat er in den schönen Tagen seines Lebens allem, was in die Kniee gesunken war. Um aufzuhelfen, ging er in das finstere Jerusalem. Und als er da sah, daß er es mit seiner milden Hand nicht zwingen konnte, noch mit seinem feurigen Wort, da dachte er: So muß ich ihnen wohl helfen mit dem letzten, was ich noch habe. Da half er uns mit seinem jungen, heiligen Leben. Geduldig zuletzt, nicht um zu

dulden; sondern geduldig, weil geduldig sein nun Hilfe war. Zu helfen und zu heilen ist er gekommen.

Und zum Dritten: Wozu bist du ein Christ? Um zu wissen: wir Menschen müssen und können tragen, tragen, tragen? Das ist ein merkwürdig „Evangelium". Was soll ich mit solcher „frohen Botschaft", die mich nicht weiter rettet als nur vor Verzweiflung? Hilfe will ich haben von meinem Christentum. Nach Hilfe sehnt sich meine Seele. Fröhlich, freundlich und rein will sie werden; fröhlich, freundlich und rein machen die Brüder. Genesen will meine Seele von des Lebens Not; endlich will sie vom Leben selber genesen und mit vielen glücklichen Brüdern kommen zur Herrlichkeit der Kinder Gottes.

Helfen und Heilen ist des Christentums Sache. Daß dem so ist, dazu wollt ihr mitten aus dem alten Evangelium die evangelischste Stelle andächtig anhören.

Ev. nach Matth. 9, 35—10, 8.

Vom Helfen und Heilen rede ich in zwei Stücken: I. Wie Gott dir half. II. Wie andere noch in Not sind, und wie man auch ihnen helfen muß.

I.

Liebe Christen: Wir sehen unsern Heiland hier mitten in seiner heißesten Heilandsarbeit. „Sie sind wie Schafe," sagte er, „die keinen Hirten haben." „Ich", sagte er — und seine Augen leuchteten, — „ich will ihr Hirte sein." Da machte er sich auf, zu suchen.

Seine Mutter sagte: „Komm' nach unserm Dorf zurück, mein Sohn; gefährlich ist der Weg, den du gehst." Sein Freund Petrus sagte: „Daß du nur nicht ins Unglück kommst!" Aber er suchte weiter. Harte Augen zielten auf ihn, harte Worte flogen gegen ihn an. Viele haben ihn bitter gehaßt. Aber er suchte weiter. Zuletzt erkannte er: Siegend gewinne ich nicht die ewigteure Festung Menschenseele. Sterbend

vielleicht; sterbend vielleicht! Stürzend, fallend suchte er noch. So heiß hat er sein Wort getrieben: „Ich bin gekommen, zu suchen."

Meine Christen! Es ist eine schwere Sache, einem, der es nicht an eigner Seele erfuhr, bewußt zu machen, daß der Schöpfer der unendlichen Welten sich wahrhaftig in die Kniee legt, um eine einzige unruhige, kranke Seele aufzuheben, daß Gott wahrhaftig die Hand über die Augen legt, um unter den unzähligen Seelen in Not auch deine Seele zu suchen. Aber kennst du Hirtenweise? Vermißt er abends eins von seinen Tieren, sucht er es nicht in der Heide und in den Kiefern? Wer hat denn dem Hirten solch mitleidig Herz gegeben? Oder wer legte ihm solche „Gewissenhaftigkeit" in die Seele? Hat nicht Gott des Hirten Herz gemacht? Sollte Gott denn weniger sein als ein Hirte? . . Oder kennst du Väterweise? Hat ein Vater sieben schöne stolze Kinder und hat ein achtes, das ist krank und klein und häßlich: ist er nicht besonders besorgt um dies eine? Nun, wer gab denn den Eltern solch Herz, solch Erbarmen mit dem Kleinsten? Hat Gott nicht der Eltern Herz gemacht? Also: Sollte Gott weniger sein als ein Vater oder als eine gute Mutter? Und wenn er auch da oben zehntausend selige Engel hat, die mit reiner Lust alle Tage auf ihn sehen, und unzählige Selige, die wie Träumende an seinen Tischen sitzen: wenn er weiß, daß unten auf der Erde eine einzige Seele in Not des Gewissens, in bangen Einsamkeiten sitzt: ich wollte nicht zu ihm beten, wenn ich nicht das große Zutrauen hätte, daß er aufspringt von seinem goldenen Stuhl und vor sein Hofthor tritt und schickte den behendesten seiner Engel und käme wohl selber: diese einzige arme Seele zu suchen. Das glaube ich um des Heilands willen, den ich hier mitten im Helfen sehe, den Gott uns gesandt hat, damit wir ihm, dem Vater im Himmel, solch' große Hirtenliebe ganz gewiß zutrauen und nimmer zweifeln.

Und wenn es sich dann begiebt, daß er eine Seele findet und ihr hilft: Heil der Seele! Sieh', es ist ein gefährlich Ding, ein Mensch zu sein. Das Menschenleben ist so bunt, da kann man allein nicht hindurch finden. Das Menschenleben ist so schwer, das kann man auf eigenen Schultern nicht tragen. Unser Körper steht ja fest, auf Mutter Erde, geht bald wieder zu seiner Mutter. Ja, wären wir Körper allein: es sollte uns wohl gelingen. Aber nun tragen wir bei uns ein zartes, wunderliches und ängstliches Ding, eine Seele. Worauf stelle ich meine Seele? Aber sieh: da kam Gott zu mir, war lieb mit mir wie meine Mutter, hat mir gesagt: alles, was dahinten läge, wäre vergeben und vergessen; ich sollte nimmer zweifeln, daß er bei mir stände, sollte nichts fürchten, nicht einmal den Tod, sollte es noch weit bringen, sollte einst bei ihm wohnen. O, du großer, stolzer Christenglaube!

Aber: was rede ich das von mir allein? Hat er mich lieber als euch? Bin ich eifriger gesucht, als ihr? Kann überhaupt ein einziger Mensch, der ernst ist, widerstehen dem Schönsten unter den Menschenkindern? Wohlan: so sage ich ein großes, stolzes Wort: von uns allen heißt es: Gott, der große Helfer, kam und half uns. Von uns allen heißt es: gesucht, gesucht: gefunden, gefunden!

II.

Wenn aber das: dann ist Helfen und Heilen, nach der Weise Gottes und des Heilands, unser Lebenszweck, dann haben wir eine große Aufgabe, eine Mission, ihm gleich zu lieben, zu sorgen und zu pflegen die, welche mit uns im gleichen Schritt und Tritt, im gleichen Traum, zum sogenannten Tode wandern. Da liegt unsere Lebensaufgabe. Und indem ich sie nenne, schlage ich gegen die Saite des Christentums und unserer Seele, welche am hellsten klingt.

Jesus hatte in der Schulstube vom Reich Gottes ge-

redet und hatte mit seinem heißen Beten einige Kranke gesund gemacht und war vor die Thür getreten und sah auf das Gedränge in der Straße. Und sah einige Gebrechliche, die sich mühsam fortschleppten, und viele, die immer lachten und scherzten, weil sie nicht nachdachten, und viele Sorgenvolle und Ängstliche, die sich bange umsahen, und die Schmutzigen und Geizigen, welche die Augen zusammenkniffen, damit die Sonne nicht hineinschiene. Als er alle diese sah, ging es ihm durch und durch, und er dachte: „Was ist das für ein Jammer mit den Menschen. Sie gehn so ohne Ziel, ohne Vertrauen durchs Leben; dazu so liebearm. Und zuletzt müssen sie sich ohne Hoffnung ducken unter des Totengräbers Spaten." Er schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Sie sind wahrhaftig mißhandelt und preisgegeben, wie Schafe, die keinen Hirten haben." Und, niedergedrückt durch den bangen Anblick, beschnitt er die Flügel seines schönen, stolzen Evangeliums und sagte: „Geht nicht auf der Heiden Straße, sondern helft euren armen Stammesgenossen! Denen macht die Augen hell! Auf deren armen, dunklen Weg werft das Licht von dem Wort, das ich der Erde bringe: „Reich Gottes ist da! Wer will, der kann hineinkommen und kann fröhlich werden!"

Sieh', nun weißt du ganz genau, an welcher Stelle du mit deinem Christentum anfangen mußt. In deinem eigenen Hause mußt du den Anfang machen. Daß die, welche zu deiner Familie gehören, nicht einst vor Gott klagen: den christlichen Vereinen gab er Geld, und für die Heiden in Indien hatte er Interesse; aber gegen uns, die Seinen, war er lieblos. Es giebt sehr viele, die ihre üble Laune und ihre kleinliche Herrschsucht an den Ihrigen auslassen, die sich nicht wehren können. Wenn sie heimkommen, sind alle bedrückt; wenn sie da sind, füllen sie mit ihrem Kommando das ganze Haus. Sie verdüstern die Jugend der Kinder und sind die stete Angst des stillen Weggefährten. Du mußt

es nicht so machen. Du mußt es machen, wie Gott es machte. Du mußt helfen und heilen. Du mußt sagen: „Komm' her! Was bist du traurig? Komm', setz dich ein wenig her zu mir und sage mir: was hast du zu weinen?" Und du mußt nicht ruhn, bis sie wieder lachen. So mußt du es immer machen. Zuletzt wenn sie um dich stehen und dir den Sargdeckel übers stille Gesicht legen wollen, sollen sie weinen und sagen: „Er war die Liebe und die Freundlichkeit selber". Und die Kränze, welche die Nachbarn schicken, sollen nicht leere Höflichkeit sein, sondern sie sollen sagen: „Laß uns in den Garten gehn, Mutter, und ein wenig Buchsbaum holen und ihm einen grünen Kranz schicken als einen letzten Gruß und eine kleine Ehre, er hat es wohl verdient um dich und mich."

Wenn es aber so mit dir steht, wie ich vorhin gesagt habe, daß Gott dir die Seele warm und fröhlich gemacht hat durch seine Liebe, die er dir entgegen bringt: dann hast du auch helle Augen und feine Ohren und siehst die Not, die in unserm Lande haust, und hörst bitterliches Weinen.

Kinder weinen im Land. Vater ist ein Trinker; Mutter geht liederliche Wege. „Was sehen wir? Was lernen wir? Unser täglich Brot sind Schläge. Wir werden täglich unterrichtet . . im Bösen". Fünfhundert solche Kinder! Im stolzen, reichen Schleswig-Holstein fünfhundert solche Kinder! Leicht ist es nicht! Aber wir thun es. Und als wir die Hände zur Arbeit hoben: da saßen fünfhundert Kinder in stillen Dörfern verstreut, am Rand der Heide und am Rand des Meeres, an reinlichen Tischen, in guter christlicher Zucht.

Mädchen weinen im Land. Tausend Mädchen! Armut war Versucher; ein Mann, der vergaß, daß seine Mutter auch ein Mädchen gewesen, war der Verführer. Kinder aus feinem germanischen Blut sind nun Waare geworden, verachtet, verworfen . . Die tausend Mädchen muß man mit Steinen werfen! Wer ohne Sünde ist, der soll den ersten Stein

werfen. Nein, nicht Steine. Helfen! Wir wollen ein Haus bauen in einem stillen Winkel im Land und wollen sie bitten, unsere Gäste zu sein. Da sollen sie wieder Mut gewinnen und Ehre und fröhlich werden und sollen zuletzt sagen: „Ich war für Gott und Welt und für mich selbst verloren: ich bin wiedergefunden".

Männer ziehen durchs Land. Zweitausend Männer ziehen die langen weißen Straßen bis Kolding hinauf und wieder zurück. „Warum wandert ihr? Wer warf dich aus der Heimat? Schäme dich: du, ein Einzelner, bettelst, und mein Nachbar, der Tagelöhner, ernährt sich und Frau und acht Kinder in Ehren?" . . „Vater war ein Trinker. Allmählich fing es an. Unruh bei der Arbeit. Unruh abends. Von Ort zu Ort ohne Ruh . . ." „Heimat fehlt dir. Sieh': Herberge zur Heimat! Setz' dich ein wenig! Deckte Mutter auch so weiß den Tisch? Lebt deine Mutter noch? Wann schriebst du den letzten Brief? . . Nein: geh' nicht fort! Bleibe noch ein wenig! Wir wollen sehen, ob wir Arbeit für dich finden. Nun bleibe noch dies Jahr . . noch eins. Siehst du? Weg ist die Unruh. Herberge zur Heimat schuf dir Heimat".

Was sagst du dazu? Ist dies alles recht und gut? Dein Gewissen sagt: „Gut ist es"; dein Herz sagt: „Gott segne diese Arbeit" . . Nun also: du bist ein Christ, sagst du? Ein Christ hat wachere Augen als andere Menschen. Was ist an meinem Christentum, wenn ich mit Helfen und Heilen nicht weiter gehe und sehe, als bis zur Grenze meines Gartens?

Also mache nun einen Bund mit Gott und mit den Deinen und mit allen Menschen, einen Bund auf Helfen und Heilen. Wenn du dein Leben damit füllst: Liebe und Hilfe zu geben und zu nehmen, dann wirst du ein volles Menschenleben haben. Amen.

Vom Geben.

13. Sonntag nach Trinitatis. Evang. nach Markus 12, 41—44.

Liebe Christen . . Ich bin vor einigen Monaten mit einem ernsten und klugen Mann zusammengekommen, der als Schriftsteller einen guten Namen hat und ziemlich bekannt ist. Ich glaubte, aus seinen Büchern herauszulesen, daß er vom Christentum nicht viel hielte. Es ist ja eine zeitlang Mode gewesen und ist es bei vielen noch heute, von dem Christentum ein wenig gering zu denken, als könnte es für den hohen Geist der jetzt lebenden Menschheit eine Bedeutung nicht mehr haben. Mir aber that es leid, zu denken, daß dieser Mann, dessen Geist und Gaben ich hoch hielt, auch zu diesen hohen Geistern zu gehören schien. Also habe ich ihn gefragt, wie er zum Christentum gestanden hätte und heute stände. Da sagte er mit ruhiger, sicherer Stimme: „Ich bin nie ein Gegner des Christentums gewesen". „Nein", sagte ich, „man kann ein Gegner der Kirche sein, aber nie ein Gegner des Christentums. Die Persönlichkeit Jesu Christi hat eine Gewalt, gegen die ein ernster Mensch nicht an kann." Da leuchtete es in seinen Augen auf, und er sagte: „Das ist richtig! Der steht da! Und den wird ein ernster Mensch stehn lassen müssen."

Es war eine große, unruhige Versammlung in der Hauptstadt, von Leuten, die weder vor der Kirche Respekt haben noch vor dem Staat. Es trat einer auf und fing an, ein Wort für die Kirche zu reden; aber sie wollten nichts davon wissen; sie verlangten, er solle schweigen. Da nannte er von ungefähr den Namen Jesus; er sagte: Jesus wäre für eine große Sache gestorben. Da entstand sofort ein großes Murren und Lärmen. Da schrie der Mann: „Habt Respekt vor Jesus!" Da riefen sie alle: „Haben wir! Wahrhaftig, wir haben Respekt vor ihm!" . . Ja . . zeigt mir doch einen Menschen,

der keinen Respekt vor Jesus hat . . so will ich euch zeigen, daß derselbige Mensch ein Narr ist.

Liebe Christen . . es mag in der Bethlehemnacht gewesen sein, wie es will. Was geht uns jene Nacht an. Am hellen Tag, im Sonnenschein, stehen vor uns seine Worte, seine Mühe und sein Tod. Sein Wesen und seine Worte, seine Mühe und sein Tod werden immer allen ernsten Menschen von großer Bedeutung und heilig sein. Es hat einer gesagt: man müsse, wenn man bete, um dies bitten: um ein reines Herz und um große Gedanken; ich sage: man kann um dasselbe bitten mit diesen Worten: Gott gebe uns, daß wir auf den Heiland sehen, so lange wir leben, damit wir von ihm lernen, des Lebens Rätsel zu erwägen und des Lebens Werte zu erkennen.

Ihr wollt anhören, was im Ev. nach Markus 12, 41—44 steht.

Ich will vom Geben reden. I. Almosengeben ist gut. II. Aber das Herz geben ist besser.

I.

Es waren hohe, schwere Säulen von Stein und Thore von Erz. Jetzt ist von dem allen nichts mehr zu sehen. Das Volk ist verkommen, verkommen aus Mangel an Selbsterkenntnis. Es ist an Hochmut zu Grunde gegangen, wie andere Völker vor und nach ihm, und das Haus des Volkes ist zusammengestürzt. Einer, der Menschenseele und Volksseele vom Grund aus kannte, sah es kommen. „Es wird von diesem Haus kein Stein auf dem andern bleiben", sagte er.

In dem großen Vorhof war Sonnenschein, denn er, Jesus, saß da an der Seite an einer Säule. Seine Freunde standen hier und da, gingen hin und her und besahen, was Schönes zu sehen war. Er saß und sah auf die Leute, die in das Haus strömten, und beobachtete, wie sie an dem Gotteskasten vorbeigingen und Geld hineinlegten.

Liebe Christen . . der fromme Mann im Gleichnis betete,

wie der Heiland erzählt: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute. Ich gebe den zehnten Teil von allem, was ich habe.“ Dann steht da, daß dieser fromme Mann dem Heiland nicht gefiel; der Herr sagt von ihm, daß er mit seinem Gebet nichts erreicht hat. Daraus folgern viele Leute in unsern Tagen, daß dem Heiland an jenem frommen Mann garnichts gefallen habe, auch nicht, daß er den zehnten Teil von seinem Einkommen verschenkte. Ich sage euch, das ist eine sehr leichtsinnige Folgerung. Ich bin überzeugt: daß der fromme Mann so viel gab, das gefiel dem Herrn, aber daß er um seines Gebens willen mit Gott redete wie mit einem guten Bürgersmann, das gefiel dem Heiland nicht . . . Die ernsten Christen geben immer den zehnten Teil von allem, was sie haben. Sie thun es aus Freude darüber, daß sie in dem fröhlichen Christenglauben stehen, gehen, wanken, liegen und sterben. Aber sie wissen, daß sie um deswillen nicht selig werden; selig machen wird uns Gottes Barmherzigkeit.

Wir sahen hier deutlich, wie es dem Heiland gefiel, daß die Leute Almosen gaben. Er saß und schaute zu, steht hier. Und wie er so saß, traf es sich gerade, daß ein Trupp reicher Leute in wollenen Gewändern, in langen schweren Mänteln, mit bunten Turbanen hereinkamen. Sie traten an die Geldkasten heran, holten aus schweren Beuteln Geld hervor, legten es auf die flache Hand, ließen es in der Sonne blitzen und warfen es schwer klirrend in die Kasten . . War da irgend eine Sünde dabei? Ich finde keine. Der Herr sagt nachher freilich: „Alle diese reichen Leute haben aus ihrem Überfluß hineingelegt.“ Aber es steht da nicht, daß er es mißbilligt. Ich denke, er hat sich vielmehr gefreut, daß sie etwas für Gott und für die Menschen übrig hatten und daß sie es hoch in der Hand hielten und allen Leuten zeigten: „Seht, das habe ich übrig für Gott und die Menschen! Seht, so viel gebe ich gerne her! Darum, weil Gott gut gegen mich gewesen ist.“

Liebe Christen . . Ich wollte, es wären auch unter uns

Leute, reichere und auch weniger reiche, die nach dem Wort handelten, das unser Heiland einmal zu anderer Zeit gesagt hat: „Laßt euer Licht," sagte er, „leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen." Ich wollte, es gäbe auch unter uns recht viele Leute, reichere und weniger reiche, die ihre Hände höben und sagten: „Seht, ich thue etwas Gutes! Seht, ich gebe es gerne her! Weil Gott gut gegen mich gewesen ist."

Oder war Gott nicht gut gegen dich? . . Was soll ich darüber reden. Es ist wahr, Last hast du. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wir sollen bange bleiben, so lange wir leben. Ich weiß nicht, warum wir so in Not sind; ich weiß nur, daß es so ist. Aber die Meisten von uns haben doch viele Freuden: Das Haus mit seinen altgewohnten, lieben Räumen; an den Werktagen gute, ehrliche Arbeit; am Sonntag Gemütlichkeit; und dann die Kinder. Und das tägliche Brot und die Heimat, die nicht schlecht ist, nein: ich glaube, die beste in der ganzen Welt. Ich glaube wahrhaftig, daß Gott gut gegen uns gewesen ist. Das kann dich also nicht abhalten, Gutes zu thun.

Oder gehört es etwa dir, was du hast? Bist du selbstherrlicher Eigentümer, so wie Gott Eigentümer der blitzenden Sterne ist? Nein: in der Weise bist du nicht Eigentümer deines Lebens, noch deines Hauses, noch deines Kindes. Einige von euch Müttern: ihr habt es erfahren müssen, wie der Tod kam und stellte ein Enteignungsverfahren gegen euch an, hart wie er ist, und fragte euch garnicht und nahm euch, davon ihr meintet, es wäre euer. Ich sage euch: wir haben garnichts zu Eigen; es ist uns alles in Pacht gegeben, und Allerseelen . . . Allerseelen müssen wir Pacht zahlen. Also: warum sollten wir nicht schenken und geben können, denen alles gegeben ist, was sie haben, denen bald alles wieder abgenommen sein wird, was sie haben?

Oder hast du keine Gelegenheit, etwas zu geben? Wa:

da kein Nachbar krank, der eine Suppe brauchte, kam weder der Bote der Taubstummen, für seine Brüder zu sammeln, noch der Bettler von Bielefeld, für die Blödsinnigen zu betteln, nun, so kam dieser Sonntag und bittet dich, du möchtest der Winternot abhelfen, welche kommen wird. Ich sage euch, obwohl ihr immer behauptet, wir hätten hier keine Armut: Um die Weihnachtszeit ist in einigen Häusern das Brot knapp und die Lebensfreude schwach. Dazu wohnen immer einige Arbeiter unter uns, die viele kleine Kinder haben, denen wollten wir gerne helfen. Ich denke, ihr müßt zugeben, daß diese Leute jetzt in der Notzeit ihres Lebens sind, der bescheidene Tagelohn fällt in gar zu viele Teile: da werden die Teile allzu klein. Wie leicht können wir da helfen, wenn wir nur wären wie die Juden, wenn wir nur alle geben wollten: den Zehnten von allem, was wir haben.

Liebe Christen . . Man macht das Almosengeben schlecht. Die Geizigen und die Habsüchtigen sagen, ja, was sagen sie? Genug, diese machen das Almosengeben ganz schlecht. Soll man nun die Geizigen und Habsüchtigen schelten? Nein, scheltet sie nicht! Ihr dürft alle Menschen schelten, aber die Geizigen und Habsüchtigen müßt ihr nicht schelten, denn sie sind die ärmsten und elendesten unter allen Menschen. Sie sind hungrig und gehetzt. Scheltet sie nicht, betet für sie . . . Viele andere sagen: „Almosengeben, das ist nichts. Es schlägt nicht an. Es ist ein einziger Eimer Wasser an ein ganzes brennendes Dorf." Sie sagen: „An die Stelle der Barmherzigkeit und der Almosen muß die Gerechtigkeit treten." Fürwahr, die so sagen, die haben ganz recht! Ja, das ist wahr, Gerechtigkeit ist viel besser als Almosen. Komm' doch bald, du heilige Gerechtigkeit! Aber ich muß doch dies sagen: Solange es noch nicht so ist, wie geschrieben steht: daß Güte und Treue einander begegnen, und Gerechtigkeit und Friede einander küssen, so lange das verfluchte, taube und tote Gold noch Herr ist in der Welt und nicht die Liebe, so lange sollen

die, welche ernst sind, Barmherzigkeit üben, daneben aber sollen sie nicht nachlassen, Gott zu bitten und an ihrem Teil kräftig zu helfen, daß Gottes Reich komme und mit ihm die hohe heilige Gerechtigkeit und damit aller Almosen Ende.

Laßt uns barmherzig sein, in allerlei kleinen und großen Dingen Gutes thun, freundlich sein, gern helfen; laßt uns mit den Menschen sein und nicht gegen sie, bis wir abgerufen werden. Laßt uns immer denken, daß er selbst, der Heiland, dem Gotteskasten gegenüber sitzt und „zuschaut", wie hier steht, wie die Leute geben, und an dem Geben seine Freude hat.

II.

Nun aber, während der Heiland da noch saß . . als die reichen Leute vorübergegangen waren . . kam eine arme Witwe, zu erkennen an ihrer Kleidung und an ihrem stillen Gesicht, so wie ja auch wir einer Frau das ansehen und bei uns selbst sagen: die hat ihren Mann verloren. Sie langte in ihre Tasche und fand das Zweigroschenstück; das war das einzige Geld, das sie noch hatte, und legte es vorsichtig in den Kasten und ging gebückt davon. Von dieser Frau will ich nun noch etwas sagen. Das war das Zweite.

Ich sage zuerst über diese Frau, und ich sage damit etwas Großes, daß sie überzeugt war, daß ihre zwanzig Pfennige sehr nötig waren, denn sonst hätte sie nicht all ihr Geld weggegeben. Es giebt viele Leute, welche sagen: „Es ist nicht nötig, daß ich etwas gebe. Wir haben hier keine Armen!" Und wenn es wahr wäre, daß du die Groschen, die du aus Dank und Mitleid hingeben möchtest, hier im Dorf nicht los werden könntest, so weißt und hörst du schon seit Jahren, aus allerlei Zeitungen, von mancher Not in der Welt, die plötzlich aufschießt wie ein Hausbrand und lange weiter schwelt; hast auch von Anstalten gehört, in denen sich Hunderte von Kindern, Blinde, Taubstumme, Verkrüppelte, zu

Tische setzen und wollen dreimal täglich satt sein und müssen von Liebe leben, wenn nicht von deiner Liebe, weil du gedankenlos oder hartherzig bist, so von der deines Bruders, der ein weicheres Herz hat als du und eben darum Gott näher ist und also glücklicher; denn selig sind die Barmherzigen, sagt der Heiland, der Menschenherz und Gottesherz kennt, und hat Recht, wenn er es sagt.

Ich sage zum Zweiten von dieser Frau, und ich sage damit noch Größeres: daß sie das feste, fröhliche Vertrauen hatte, daß ihre zwanzig Pfennig richtig verwandt würden; denn sonst hätte sie nicht alles hingegeben, was sie besaß . . Liebe Christen . . wir hier, unser Volksstamm, hat bei denen, welche aus der Fremde kommen und uns kennen lernen, den Ruf, daß er mißtrauisch sei. Wir erforschen und warten mit sehr kühlem Herzen, und wenn wir dann einen Fehler oder etwas Böses entdecken, oder ein Unglück herauskommt, dann sind wir sehr stolz und sagen: „Sieh, ich habe Recht gehabt: es ist nichts an dem Menschen; es ist nichts an der Sache." Und es wird also klar, daß wir an das Schlechte und nicht an das Gute geglaubt haben. Ja, unser Mißtrauen geht weit. Es wagt sich in lästerlicher Weise bis vor Gottes Thron und schiebt Gott die Bosheit zu, die im eigenen Herzen wohnt. Ein Landmann sagte in jenen trüben Wochen, die hinter uns liegen: „Ich glaube, der Weizen wird in diesem Jahr überhaupt nicht reif." Und ich weiß nicht, wie er nun denkt, da der Weizen reif geworden ist. Ob es ihn freut, daß sein Mißtrauen falsch, erbärmlich und dumm war, oder ob er sich ärgert, daß er nicht Recht behalten hat. Ich weiß wirklich nicht — ich bin seinetwegen in Sorge —, was er nun wohl aufstellt, der Arme, mit diesen wunderschönen Tagen und mit seinem schönen reifen Weizenfeld . . Liebe Christen: Das Mißtrauen ist eine unheimliche, fressende Krankheit. Es frißt den Mut aus der Brust, den fröhlichen Glanz aus den Augen, die Freude am Leben aus der Seele. Es sperrt sein großes

Maul auf und frißt die Sonne vom Himmel weg. Das Menschenleben ist so bitter arm; unser ganzer Reichtum ist unser Vertrauen. Wir Menschen vegetieren von Brot und Geld, aber wir leben vom Vertrauen. Vertraue deinen Hausgenossen, und du wirst in deinem Hause glücklich sein. Vertraue deinen Nachbarn, und dein Leben wird eine Fülle von kleinen Freuden haben. Trau' den Menschen Gutes zu, und dein Leben wird doppelt so schön sein. Vertrau auf Gott, und du wirst ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß von Freude haben. Trotz aller bösen Erfahrungen — ich sage dir aber, daß du nicht viel böse Erfahrungen machen wirst, viel, viel mehr gute —: wirf dein Vertrauen nicht weg! Habe Vertrauen; Vertrauen haben: da liegt unser Reichtum.

Aber nun sage ich noch ein Drittes von der Frau, die hier in diesem Text über die Steinfließen der Kirche an uns vorüber geht; und nun sag' ich das Größte von ihr. Ich will aber dem Heiland selbst das Wort überlassen. Der Heiland, wird hier erzählt, winkte und rief seine Jünger. Er hatte wieder eine ewige Wahrheit für sie. Ihr, meine Zuhörer, erfahrt sie nun in dieser Stunde; nehmt sie mit nach Haus. Ein Jesusgedanke ist immer wert, fein aufbewahrt zu werden. „Diese arme Witwe," sagt der Heiland, „hat mehr eingelegt, als sie alle. Denn sie haben alle aus ihrem Überfluß eingelegt; sie aber hat aus ihrem Mangel eingelegt, was sie hatte". . . Liebe Zuhörer: . . ihr hier alle, die ihr dies hört, ihr sagt: „Die Frau hat unvernünftig, ganz unvernünftig gehandelt; sie hätte ihre zwanzig Pfennige behalten sollen." Und das sage ich auch. Wahrhaftig, sie hätte die zwanzig Pfennige behalten sollen. Sie hatte sie nötig. Als neulich ein großer Kirchenmann mit großem Wohlgefallen erzählte, daß er — nein, er nicht — sondern ein armes Dienstmädchen, ihr ganzes Jahresgehalt an die Mission gegeben hatte, da dachte ich in meinem Sinn, sie beide, der große Kirchenmann und das kleine Dienstmädchen, sind auf dem Holzwege. Das

ist kein Christentum. Das ist eine schlechte Abart des Christentums. Diese Leute sollen sich hüten, daß sie nicht unter das harte Wort fallen, das der Heiland an einer andern Stelle gesagt hat, daß es Leute gebe, die Strümpfe für Indien stricken und lassen ihre alten Eltern darben. Darum, scheint es, hat der Heiland diese Witwe auch durchaus nicht gelobt, er hat seinen Jüngern nur die Thatsache gezeigt: „Seht doch, wie merkwürdig! Diese arme Frau giebt alles, was sie hat! Seht doch: Wie merkwürdig!"

Aber doch habt ihr das Gefühl —, und das Gefühl ist richtig — daß unser Heiland auf der Seite der Witwe ist. Ihr habt das Gefühl, daß der Heiland blanke Augen hatte, als er sah, was diese Frau that. Und ich meine, daß wir solche Thaten auch schon bei uns, in unserer Landschaft und in unserer Zeit, gesehen haben, und wenn wir sie sahen, dann haben wir sie zwar nicht laut gelobt; aber wir haben leise gesagt oder still gedacht: Recht und gut ist, was geschehen ist. Seht: Vor fünf Jahren kam in diese Gemeinde ein Landmann zu seinem Bruder und sagte: „Ich muß mit meinen Kindern vom Hofe. In Unehren muß ich vom Hofe, wenn du nicht Bürge wirst." Da bürgte der, obwohl er es eigentlich nicht konnte, obwohl er selbst Kinder hatte, und wurde bankerott in diesem Herbst und ein armer Mann. Seht, was sagt ihr dazu? Ich weiß, was ihr sagt: ihr sagt laut: Das war verkehrt von ihm; er durfte das nicht thun. Aber ihr sagt leise: „Ein guter Mensch ist das. Recht hat er gehandelt!" Ich erinnere euch auch an das größte Schauspiel, das wir während dieser Jahre erleben: den Kampf der Buren um ihre Heimat. Wie sie kämpfen, wie sie die Hoffnung nicht aufgeben, obgleich ihre Brüder in der Ferne sind, ihre Frauen gefangen, ihre Kinder im Grab. Seht, was sagt ihr dazu. Ihr sagt alle mit lauter Stimme: Es ist unverständig von ihnen, sie müssen Frieden machen, zumal die Bedingungen milde sein werden. Aber was denkt ihr im Stillen? Was sagt ihr leise? Tapfere

Leute sind sie! Wir sind stolz, daß sie von deutschem Blute sind, daß wir an ihnen erkennen Art von unserer Art.

Liebe Zuhörer . . Soviel ich sehe, ist es uns unverwehrt, in irdischen Dingen klug vorwärts zu streben und auch Sorge zu tragen, daß wir einen behaglichen Platz für alte Tage uns gewinnen; aber wenn eine große Not an dich herantritt, wenn eine große Not auffliegt wie ein Hausbrand im Herbst und schreit dich an: Gieb dein Herz! Gieb dein Herz! . . Dann gefällt es Gott nicht, wenn du hilfst „deinem Einkommen entsprechend", sondern mit allem, ja, wenn es sein müßte, mit allem, was du hast. Ich bitte dich: handle nicht immer „entsprechend." Ich bitte dich: handle zuweilen aus übervollem Herzen. Ich bitte dich: sei nicht immer so „verständig." Handle zuweilen unverständig. Der, welcher gesagt hat, daß man Gott und das Gute lieben solle mit aller Kraft und mit dem ganzen Gemüt, der hat von dir gewollt, daß du zuweilen unverständig, aus überquellendem Herzen handelst. Das hat er selbst auch gethan. Zuletzt, o: so unverständig, aus so überquellendem Herzen: auf Golgatha. Amen.

Menschenleben.

14. Sonntag nach Trinitatis. 2. Brief an die Kor. 3, 17—18.

Liebe Christen! Die Worte von Paulus, die ich nachher vorlesen werde, umfassen freilich und bieten dar: Das ganze große Evangelium.

Dennoch habe ich etwas an dem Text auszusetzen: Der Inhalt gefällt mir wohl; aber die Form mißfällt mir. Das Bild nämlich, in dem uns die frohe Botschaft hier gebracht wird,

ist so umständlich und verworren, daß man traurig wird und denkt: Wie schade! Ein schönes Kind in einem so unschönen Kleid!

Wenn unser Heiland seinen Zeitgenossen die große Freude zeigen wollte, die in ihm war, dann sagte er: „Das Himmelreich ist gleich einem Landmann, der säte den ganzen Tag gutes Korn, und etliches flog in den Graben, und etliches fiel am Heckthor aufs harte, und etliches fiel auf gutgepflügtes Land"; und mit fröhlichen Augen sagte er: „Und es ging auf und trug Frucht."

Oder: wenn er den Menschen zu Gemüte führen wollte, wie die Sorgen und Sünden, Geiz und Härte den Menschen in die Tiefe hinabziehn, bis er fast keine Seele mehr hat, bis das Licht fast in ihm erloschen ist, und wie ein Mensch dennoch, selbst aus solcher dumpfen Kellertiefe, zur höchsten Höhe kommen und ein fröhlicher, reiner Mensch werden kann: wie macht er das? Dann erzählte er von dem Bauernsohn, der das große ehrbare Elternhaus verließ und sich in der großen Stadt umhertrieb als ein Liederlicher. Aber im letzten Augenblick, als er gerade vor dem schmutzigen Wirtshause stand, besann er sich . . es ging ihm ein Schlag durch die Glieder. „Heraus muß ich. Ich muß von hier fort." Und er machte sich auf. Ihr kennt die Geschichte . . So redete der Herr: schlicht und klar: Bilder stellte er hin, und die Leute, die seine Bilder sahen, sagten zu einander: „O seht! Was malt er für Bilder! Seht! Wie malt er klar, einfach und wahr! Genau so, wie er malt, geht es hier in der Welt, und genau so steht es mit dem Menschenherzen."

Wenn aber Paulus uns das Evangelium, die frohe Botschaft, bringen will, so thut er es, an dieser und mancher andern Stelle, mit schwierigen und dunklen Worten, die ihr nun aufmerksam anhören wollt.

Zweiter Brief an die Korinther 3, 17—18.

Liebe Christen. Ihr habt eben gehört, daß der Heiland

„frei" war und daß wir auch „freie" Leute werden sollen. Von „Klarheit" habt ihr gehört, die der Heiland hatte, daß wir die Augen zu ihm aufschlagen, „unser unverhülltes Gesicht" von seiner Klarheit sollen bespiegeln lassen. Wo aber also von vielem schönen Licht die Rede ist, da wird wohl vor oder nachher von ebenso tiefem Schatten geredet sein. Also will ich nun mühsam und vorsichtig versuchen, zu reden über: Menschenleben.

I. Menschen im Dunkeln. II. Aber im Heiland war helles Licht. III. Im Heilandsglauben kannst auch du im Lichte stehn.

I.

Liebe Christen. Es giebt ja schon Leute genug, die leiblich im Dunkeln wohnen. Nicht allein die Blinden: das ist klar. Sondern ich denke an die hohen, engen Straßen in den großen Städten, in welche die Sonne nicht hineinschauen kann. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß eine Million Menschen in unserm Vaterland, davon die Hälfte bedauernswerte Kinder, im Dunkeln wohnen. An diese Not im Volk sollst du gelegentlich denken. Sollst erst Gott danken, daß er dich aufwachsen ließ, wo der Wind übers freie Feld fuhr, und nicht in dem kalten Steinhaufen einer großen Stadt, sollst zum zweiten aufhorchen und christliches, d. h. heißes Interesse haben, wenn du in der Zeitung das Wort „Wohnungsfrage" liest oder „Wohnungsnot." Das ist eins der größten und ernstesten Dinge in unserer Zeit in unserm Land.

Ich fahre aber so fort: Im Hause meines Nachbarn ist es auch dunkel. Die Mutter ist krank und wird immer kränker. Und der Mann weiß nicht wie helfen, und die Kinder sind schon fast wie verwaist. . . Und wenn ich von Nachbars Haus weiter gehe, die ganze Dorfstraße entlang: wie viele sonnige Häuser giebt es denn? Sieh, wie die Sonne sich in den Scheiben spiegelt: aber im Hause, in den Augen der Bewohner, spiegelt sich Zorn und üble Laune. Sieh, wie der Flieder in der

Gartenecke blüht, aber drinnen im Hause geizen und gieren sie, als müßten sie noch schnell das halbe Dorf gewinnen, bevor sie in das Erbgrab gehn. Sieh: die Schwalben fliegen ums Haus und halten Wache vor ihrem Nest und vertreiben sich die Zeit mit Singen: aber drinnen im Hause schlägt eine immer wiederkehrende Leidenschaft jedes Lied nieder und jedes Lachen, das aufsteigen will.

Alles dies ist im Menschenleben dunkel: Ich durfte von all diesem Dunkel vor euch reden, obwohl das Dunkel, davon unser Text redet, eine andere Sorte ist: nämlich das religiöse Dunkel.

Im religiösen Dunkel wohnen die Heiden: das ist klar. Das nennt ihr alle dunkel, wenn der Heide in der Südsee so lange tanzt und springt, bis er bewußtlos ist, und meint, er thue Gott mit solch unsinnigem Gebahren eine Ehre an; oder, wenn der Chinese den Toten Opfer bringt, weil er fürchtet, daß sie ihn sonst quälen werden, oder wenn der Türke sich das ewige Leben vorstellt, als wäre es eine großartige und immerwährende Lustbarkeit. Ihr nennt auch das religiöses Dunkel, wenn der Jude glaubt, daß Gott daran gelegen ist, wie oft wir uns am Tage waschen, oder wenn der Katholik zu allerlei Heiligen betet, welche die Kirche gemacht hat, statt seine Anliegen zu Gott zu bringen, oder wenn der Mietsmann in der großen Stadt nicht in ein Haus einziehen will, das die Nummer 13 hat, weil er meint, in dem Hause müsse ihn Unheil treffen. Dies alles ist religiöses Dunkel. Alle diese Menschen haben, wie ihr zu sagen pflegt: ein Brett vorm Kopf, oder, wie Paulus hier sagt: ein Tuch vorm Angesicht. Sie sitzen im Aberglauben wie im Käfig und Kette. Ihr habt das Gefühl: wenn man diesen Menschen mit einem Mal den Sack von den Augen risse: so würden sie vor Freude schreien: „O, wie wunderbar ist Gott, und die Welt ist voll seiner Weisheit, und das Menschenleben ist das Schönste aus seiner Werkstatt“.

Nun denkst du: Wohl, das ist alles ganz richtig, da ist

religiöses Dunkel. Man muß da Licht machen. Notwendig ist das fürwahr: da ist religiöses Dunkel. Aber bei uns nicht! Bei uns nicht! Wir . . wir sind durch die evangelische Volksschule gegangen! Über unsere Köpfe weht vom Meer herein kühler, frischer Wind. Dazu sind wir Ditmarscher. Wir sind nicht in religiösem Dunkel. Bei uns, bei uns ist es „helli Dag".

II.

Was soll ich nun darüber am besten reden? Es ist ein schwieriges Tema. Ich will mit dem Licht, das in dem Heilande war, in dein Leben hineintreten. Dann wirst du vielleicht am ehesten erkennen, ob da Dunkel ist. Das war nun das Zweite.

Liebe Christen: über den Heiland kann man wohl in immer neuen Gedanken und Worten reden: so wunderbar tief und hoch ist er. Alles Große und Gute, Ernste und Treue, was ein Mensch sich nur denken kann, ist in ihm vereinigt. Wenn ich von einem Krankenbett komme, wo ich mit armseligem Wort ein wenig Mut habe machen können, so muß ich denken: Herr, wärst du dagewesen, du verstandest am besten, Müden Mut zu machen. Wenn ich von einem gelehrten Buche komme, das über Gott und Welt redet, so denke ich: du mit deinen heiligen Augen sahst bis auf den Grund der Menschennot und sahst bis auf den Grund von Gottes Herzen. Wenn ich von großen Künstlern höre: du warst der größte Künstler! du sahest das innerste Leben der Dinge und wobest aus Erkenntnis und Mitleid deine wunderbaren Gleichnisse und Bilder. Wenn ich an irgend eines Menschen Mut denke: du hattest den größten Mut; du hast vor Gott und Menschen die schwerste und die größte Sache vertreten. Seht, so ist es. Jenachdem, — von welcher Seite ich ihn ansehe, — sage ich heute von ihm: er war der Mutigste, morgen: er war der Reinste, übermorgen: er war die Güte selber. Dies alles

und alles andere Gute kann man von ihm aussagen. Dies alles ist in ihm. Wer von Jesus Christus zu singen anhebt: der singt von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, der singt von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Paulus nun sagt hier an dieser Stelle von ihm: das Wesentliche an ihm sei der „heilige Geist" gewesen, eine göttliche Kraft, die in ihm war . . Meine Christen . . darüber zu reden ist schwer, obwohl an jedem Morgen 100,000 Kinder in der Religionsstunde darüber reden, als wäre es die einfachste Sache von der Welt.

Er war ein Mensch wie die andern, ein schlichter Mensch; aber in ihm war göttliche Helle . . Es steht irgendwo in einem armen Dorfe in unsrer Heimat eine kleine, schlechte Kathe. Darin ist eine Stube, halbdunkel und niedrig. Kein Mensch ist drin. Und mitten auf dem Tisch liegt eine große, schwergoldene, wunderbare Königskrone. Es war göttliche Helle in ihm . . Du gehst unsre Dorfstraße entlang und siehst nach dieser Kirche herüber und denkst: ein schlichter Bau, eine Dorfkirche wie viele andre; nichts besonderes daran. Aber sieh, gerade als du so gleichgiltig vorbeigingst, da stand die Herrlichkeit Gottes am Altar, und seine Engel standen wie silberne Leuchter um den Taufstein. . . Es war göttliche Helle in ihm.

Wir rühren hier an das Geheimnis des Heilandslebens, in das kein Mensch hineinsehen kann. Das haben sie gesehn, die Fischer am blauen See und die Bauern in den Bergen, daß er der Beste, Treuste und Frömmste war. Das haben seine Jünger gesehn, daß er für seine Sache in den Tod ging, weil er meinte, sie würde gewinnen, wenn er für sie gestorben wäre. Aber das andre, die goldene Krone, der Geist Gottes in ihm: kein Mensch weiß, wie dies Göttliche in ihn hineingekommen und warum es gerade in diesen gekommen ist. Man soll auch nicht lange darüber grübeln und reden.

Aber nun: mit dieser geheimnisvollen Kraft im Innern

ging er ins Leben hinein. Du kannst dir denken: Kein Mensch hat sein Leben so fein, so geradeaus und sicher, so heilig und treu durchgeführt wie er. Ein Meister vom Leben war er. Ganz in freier Liebe Gott hingegeben, stand er immer im Licht. Er sagte zu Gott: „Du ewiger Weltenbauer: du bist mein lieber Vater." Er sagte zur Sünde: „Sünde, wir haben nichts mit einander zu schaffen. Ich bin ja Gottes Kind." Er sagte zu seiner Seele: Seele, wir wollen Gott vertrauen und helfen, so lange wir leben." Er sagte zum Tod: „Tod, ich fürchte dich nicht zu sehr. Du hast zwar eine böse Maske vor und bist ein Thürhüter zum Bangemachen; aber hinter dir kann doch niemand stehn als Gott allein."

Die Menschen um ihn waren im Dunkeln. Sie traten zu ihm und sagten mit knifflicher Miene: „Am Sonntag darf man keinen Finger rühren; am Sonntag darf man nicht einmal eine Notsache thun." „O," sagte er, „ihr irrt! Mein Vater im Himmel sagte zu mir: „Hilf! Hilf immer, hilf auch am Sonntag unter der Kirchzeit!" Sie sagten zu ihm: „Es ist ein Verbot von Gott, eine Axt zu nehmen und seinen Nachbarn zu töten." „O", sagte er, „mein Vater im Himmel sagte zu mir: „Ich müßte die Menschen, die mich haßten, lieben und segnen." Die Leute sagten zu ihm: „Weil du so geredet hast, wollen wir dich töten. Dann ein Stein aufs Grab! Dann bist du dahin." „O", sagte er, „mein Vater im Himmel sagte zu mir: „Wenn du gestorben bist, will ich dich aus Grab und Tod zu seliger Herrlichkeit führen."

So, seht ihr .. aus dem Geist heraus, der in ihm war, leuchtete er so. Aus diesem Geist heraus, der in ihm war, stand er in Klarheit, wie hier steht, als stünde er in der Sonne, die andern Menschen alle im Schatten. Er nahm alle Tage aus der großen Schatzkammer Gottes, was er wollte, wie ein treuer tapferer Vasall von seines Königs Tisch.

III.

Und nun steht hier die starke, überstarke Behauptung: die Menschen, welche ihre Angesichter ihm offen hinhalten und sich bespiegeln lassen von des Heilands Klarheit: die werden in dasselbe Bild verwandelt, von einer Herrlichkeit zur andern. Im Heilandsglauben kannst auch du im Lichte stehn. Das war das Dritte.

Du hast schon erkannt — denn du bist nicht ein Verstockter —: dem Heiland gegenüber, im Vergleich zu seiner Klarheit: da stehst du sehr im Dunkeln. Du bist in Sorgen, in Mutlosigkeiten, in Aberglauben und in Unfrieden. Das ist wahr: du stehst noch im Dunkeln.

Nun glaube ich das von dir und auch von mir: wenn es möglich wäre, so möchten wir etwas aus dem Dunkel hervorrücken an das helle Licht. Der verlorene Sohn kam Abends an und stand lange auf der Weide und sah nach dem Licht im Elternhaus und kam allmählich, langsam näher, immer näher, bis er in der Stube zu Mutters Füßen lag, mitten im Licht der Stube, wo er als Kind gespielt hatte. Wir möchten alle aus dem Dunkel mehr ans Licht. Wir möchten aus allerlei Verdüsterung heraus. Es drängt uns nach dem Licht. Grausteine mögen in der dunklen Erde liegen, aber die Bäume schon wachsen heraus nach der Luft und neigen sich der Sonne zu. Unsere Seele aber ruht nicht eher, als bis sie ruht in Gott.

Meine Christen, nun ist hier gesagt, wie man das machen kann. Man soll sich zum Herrn bekehren, sagt Paulus. Sich bekehren. Sich umkehren zum Herrn hin. Viele stehen verkehrt um, so daß sie ins Dunkle sehen. Sie sollen sich umkehren und nach dem Heiland hinsehen. Mit offenem Zutrauen sollen sie ihn gerade ansehen. „Mit aufgedecktem Antlitz" sollen sie sich von der Herrlichkeit des Herrn bespiegeln lassen.

Nun, das versteht man. Sieh du mal zwanzig Jahr

lang ins Dunkle hinein. Wie viele thun das! Die einen sehen in die Leidenschaft; der andere sieht immer in seine Sorgen; der dritte immer in seinen Geldschrank. Dann ist es klar: von dem ewigen Hineinsehen in solch Dunkel wird das Herz finster, bitter und kalt. Darum sind so viele Sorgenvolle unter uns und Brummige und Wunderliche und Vergeizte und Verwilderte und Harte. Alle diese stehn verkehrt und sehn verkehrt ... Aber, wenn man sich umdreht und sieht nach der andern Seite, genau nach der andern Seite: „Ei, wie licht ist es da. O, was bist du für ein Heiliger, Lieber und Treuer. Alles Gute ist bei dir, Herr Jesu Christ." Wenn ein Mensch da immer hinsieht, so mit Vertrauen, so die Augen offen, alle Spinneweben weg: „Hilf mir, Heiland, ich möchte mehr ins Licht hinein, in dein Licht"; dann, allmählich ins Licht sehend, hineinsehend in lauter Glauben, in Liebe und Hoffnung, füllt sich allmählich mit Licht das ganze Seelenhaus.

Sieh: ich glaube von dir, du siehst da schon hinein. Du bist ja ein ernster Mensch. Aber du sahst wohl noch zuweilen nach der andern Seite, nach dem Dunkel. Oder du sahst nicht so recht fröhlich und offen nach ihm hin. Wenn du das nun anfangen wolltest. Sieh, du weißt: viele gehen ohne rechte Freude durchs Leben. Ihr Herz ist voll Sorge und Unlust, Härte und Not. Du aber, auf den Heiland sehend, würdest einen Glauben haben, daß du sagen würdest: „Wenn ich nur Gott habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde." Sieh, du weißt: viele sind den Ihrigen Galle, an der sie sich zu Tode fressen: du würdest werden zur sonnigen Mauer, an der die Deinen wachsen werden wie Rosenstöcke. Also, auf den Heiland sehend und dein Antlitz wiederstrahlend sein Licht, würde es dir gelingen, das durchzuführen, was ich über diese Rede geschrieben habe: „ein Menschenleben, ein wirklich Menschenleben, des Lebens wert."

Liebe Christen . . Wir können es nicht zwingen. Wir können nur das eine thun: uns bekehren, uns hinwenden zu

Gott. Das ist es. Denen, die sich abwenden, kann selbst Gott nicht helfen. Aber denen, die sich zu ihm wenden, will er helfen, wie hier steht: „Von einer Klarheit zur andern.“ Darauf können wir uns verlassen. Amen.

Die Zeit.

15. Sonntag n. Trin. — Brief an die Epheſ. 5, 15—21.

Liebe Christen . . Gott hat uns viele Güter gegeben, daß wir damit handeln und arbeiten. Wir sollen es nur recht bedenken, so werden wir uns wundern, wieviele große Dinge er uns zur Nutznießung anvertraut hat. So wie ein guter Landmann jedes Stück Land und jedes Tier im Stall bedenkt, daß es immer sein Recht bekommt, wohlan, so wäre es gut, wenn du überzähltest und überdächtest, was alles Gott dir gegeben hat, daß du Gewinn daraus ziehst, zeitlichen und ewigen.

Ich nenne nur einen kleinen Teil — doch glaube ich, die wichtigsten Stücke — wenn ich aufzähle: den Körper gab er dir. Wie mancher ging liederlich damit um und verdarb ihn. Gehe sorgfältig und säuberlich um mit deinem Leibe. Respekt vor deinem Leib: Gott bückte sich, als er ihn ersann, und grübelte lange. Und deine Seele! Deine Seele ist wie junge Augen, die sehn in ein fruchtbares, schönes Land hinaus. Halte deine Augen blank und munter: laß sie weit schauen! Laß sie schauen bis in Glauben und Liebe und Hoffnung. Und dein Geist! Dein Geist ist wie junge Pferde. Wachst du am Morgen auf, spannst du sie vor den Tag, und sie müssen traben, bis die Sonne sinkt. Laß sie nicht träumen, laß sie traben! Führ' sie reine Wege! So fahr' ins Leben hinein: mit deinen hellen Augen, mit deinen flinken Pferden.

Das andere, das Gott dir gab, will ich nur kurz mit Namen nennen; sonst ist kein Ende des Redens: Frau und Kinder gab er dir. Ich bitte dich, bedenke, daß Gott ganze Menschenleben, mit all' ihrem Leid und Lachen, ihrem guten und bösen Wesen, in deine Hände gegeben hat . . Freunde und Nachbarn gab er dir, als die mit dir zugleich Ansiedler sind in diesem fremden und gefährlichen Land . . Einen Beruf gab er dir, daß du in dieser Ansiedlung, unter deinen Mitansiedlern, nicht daständest als eine Null und ein Narr, sondern ihnen nützlich wärst. Haus und Land gab er dir, daß du für die zu finden wärst, die deine Hilfe brauchen . . Dies und vieles andere gab er; er hat uns wahrhaft gut ausgesteuert. Er hat nur wenige unter uns arm gelassen. Das sind die, welche krank sind, sei es am Leibe oder an der Seele. Gott helfe doch denen in unserer Gemeinde, die auf dem Krankenbett liegen, und die irren Geistes sind.

Nun aber habe ich beschlossen, euch hinzuweisen auf ein besonderes Gut, das Gott gegeben hat. Ich glaube, das würdest du vergessen, auch wenn du lange über alles Menschengut nachdächtest. Und doch ist es fast das wichtigste von allen Gütern, ein Gut von gewaltigem Umfang und Inhalt. Ich meine die Zeit.

Ich sage dir, wenn es wirklich so sein wird, wie der Heiland behauptet: daß Gott am Ende dieser Tage jeden Menschen ausfragen wird, was er mit den anvertrauten Gütern gemacht hat: dann wird er wohl, nachdem er nach Leib, Seele, Geist und Kindern gefragt hat, nach diesem Gut fragen, davon ich jetzt rede: „Wohlan, mein Pächter und mein Siedelmann, . . wie gingst du mit der Zeit um?" Die Engländer sagen, daß Zeit Geld sei; und sie handeln darnach, wie bekannt ist. Und in der That, wer mit seinem Leben nicht höher hinaus will, als ein Stück Geld verdienen: der bezeichnet mit diesem Wort kurz und gut den Wert der Zeit. Aber als ernster Mensch, als einer, der tausendmal erfahren hat, daß

Glück und Geld zwei sehr verschiedene Dinge sind: forsche ich und finde bald: Zeit ist etwas Großes und Bitterernstes; es ist wie die offene Hand meines Gottes, darin er mir, ausgebreitet, hinhält, immerzu, siebenzig Jahre unentwegt — und seine starke, gute Hand wird nicht müde — all meine Mühe und all mein Glück.

Darum wird ein ernster Mensch gern weiter zuhören, wenn ich noch ein kurzes Wort rede: von der Zeit.

Brief an die Epheser 5, 15—21.

Ich will reden von der Zeit. I. Sie ist gefährlich: Seid vorsichtig. II. Sie ist kurz: Nützt sie aus.

I.

Liebe Christen: Ich meine, daß der Apostel recht hat, wenn er sagt, daß die Tage böse sind. Wer selbst einmal schwer krank war oder an schwerem Krankenlager stand und nicht helfen konnte, oder wer um Allerheiligen — das ist der Zinstag im Land — in schweren Sorgen saß, oder wenn um die Weihnachtstage die Arbeit zu Ende ging und das Geld knapp wurde: das alles giebt Tage, die böse sind. Wenn aber der Apostel, hier in unserm Text, von bösen Tagen spricht, in denen wir leben: so hat er besonders die Versuchungen im Sinn, die Gefahr, in der jedermann ist, ebenso böse zu werden wie die Tage. Die Tage, sagt der heilige Mann, sind voll von Trägheit und Untreue, von Neid und Streit und von rohem Wesen. Die Jugend hat ihre Sünden, und das Alter hat sich seine besonderen Sünden ausgesucht. Das arme Volk hat Sünde; und die Reichen haben erst recht Sünde. Ein ganzes Heer von Bösem, von „Bosheit", wohnt im Land.

Durch diese Zeit nun wanderst du, du und die Deinen.

Viele wandern hindurch, als ob Land und Zeit nicht böse wären; sie wandern so gleichgültig, so gemütlich, so unvorsichtig, als ob der Weg ganz und gar ohne gefährliche Stellen

wäre. Sie schlendern so dahin. Da geschieht es natürlich, daß sie, ehe sie's bedenken, in das Böse geraten. Da fallen die einen unter eine Leidenschaft, jäh und schnell, als wenn arglos spielende Kinder unter den jagenden Wagen fallen. Da kommt der andere, so im Schlendern, in die Gier nach dem Gelde hinein, so allmählich, und wird ruhlos und rastlos und weiß noch garnicht, daß er unter einem Vogte steht, der grausam ist, und unter einer Peitsche von Eisen und Ziegel streichen muß unter härteren Bedingungen, als weiland die Juden in Ägypten. Andere, so im unvorsichtigen Dahingehn, kommen wie von selbst, im Lauf der Jahre, in das Sorgenland; da scheint keine Sonne; trübselige, dünne Bäume stehen an verstaubter Straße; und alle Menschen, welche auf dieser Straße wandern, sehen vergrämt und verhungert aus. Die meisten, so ohne Selbstzucht dahingehend, kommen nicht in ein besonderes Land, dienen nicht einem einzelnen Herrn, sondern gehen und spazieren so hin und her, sehen sich bald dieses, bald jenes Land an, dienen bald diesem, bald jenem bösen Herrn. Heute sind sie des Alkohols treuergebene Diener, sie knieen und liegen vor ihm; morgen dienen sie der bösen Königin: „üble Laune"; und übermorgen laufen sie eilend dem Gelde nach und überrennen dabei Nachbar und Nachbars Kind. So — habe ich recht, oder rede ich in den Tag hinein? — gehen viele Menschen unvorsichtig durch die gefährliche Zeit.

Es zog 1870 ein Soldat mit nach Frankreich, ein junges Blut von zwanzig Jahren, nicht schlechter als alle andern, oberflächlich, gedankenlos, wie viele in diesen Lebensjahren. Als er die Volksschule verlassen hatte, da hatte er ein Stück Christentum mitgenommen. Aber nachher war er zu der Meinung gekommen, daß er es im Leben doch nicht brauchen könnte, und da hatte er es in seine Seele zurückgestellt, sowie man unbrauchbaren und überflüssigen Hausrat in die Rumpelkammer stellt, unter Spinnweben. Da kam der Tag von

Gravelotte, und die jungen Leute liefen vor und kamen gleich hinter Gorze auf das hohe, freie Feld. Da ging das Stürzen und Jammern an. Während seine Hand immerfort lud und zielte, that auch seine Seele zwei, drei rasche Griffe. Sie that tiefe Griffe in die Rumpelkammer und erfaßte und holte hervor alten Glauben und alte Gebete. Dies war mit einem Mal, in diesem Augenblick, das einzige Wertvolle auf der ganzen Welt. Er war unvorsichtig gewesen, daß er es so verächtlich behandelt hatte.

Der Apostel Paulus, der nach der Überlieferung die Worte geschrieben hat, die ich vorgelesen habe, war sonst durchaus kein vorsichtiger Mann. Er hat in seinem Leben etwas gewagt, wahrhaftig, das hat er. Er hat wohl mehr durchgemacht als den Tag bei Gravelotte. Erinnert euch, wie er vor den Großen seines Landes stand, und wie er in Rom gefangen wurde und sich nicht fürchtete, rasenden Richtern gegenüber, von seinem Glauben zu reden. Aber, obgleich er ein so tapferer Mann gewesen ist, so sagt er doch: „Nehmt euch in Acht mit der Zeit! Sie ist ein gefährliches Ding! Seht genau zu, daß ihr vorsichtig wandelt."

Wie manches Leben könnte in freundlichem Lichte dahingehen und voll von gutem Inhalt sein; wie manches Unglück könnte vermieden werden, wenn man zuvor bedächte, daß Zeit und Leben voll von Bösem sind. Wenn ich weiß: morgen muß ich da und dahin gehen, da wird die und die Versuchung an mich herantreten; wenn ich weiß: im Herbst will ich diesen und jenen Plan ausführen, da wird dies oder das Unheil mir entgegenkommen: da will ich doch frühzeitig genug bedenken, daß ewig richtig ist, was einer gesagt hat: Was hilft es einem Menschen, wenn er ein Stück von der Welt gewinnt und verliert ein Stück von seiner Seele. Ich will meine Seele waffnen und will nicht in Sünde und Unheil fallen. Ich will vor Augen haben, daß das Menschenglück, weil es ein Stück von Gott ist, nirgends anderswo wohnen kann als in der

Nähe Gottes, und daß das Ungemach dieses Lebens der Herrlichkeit nicht wert ist, welche die empfangen werden, die Gott vertrauten und ihn liebten. Ich will die beste und schärfste Waffe anwenden, welche es giebt, gegen alles Übel in der Welt zu streiten: ich will das Gegenteil von dem thun, wozu ich böse Neigung habe. Habe ich Grund zu fürchten, daß ich ein Geiziger werden könnte, so will ich mit lachenden Augen geben. Muß ich fürchten, daß ich ein Trinker werde, so will ich gar nicht trinken; muß ich fürchten, daß ich ein Sorgenvoller werde, so will ich singen: „Nun danket alle Gott"; muß ich fürchten, daß ich ein Fauler werde, so will ich meinen Pflug sehr blank halten; muß ich fürchten, daß ich ein Gottloser werde, so will ich still im Kämmerlein die schlimme Sache mit Gott bereden. Ich will meine Seele mit dem vielen Guten füllen, was es in der Welt giebt: mit Arbeiten und Beten, mit Liebe und Treue, mit Geduld und reinen Gedanken, mit tapferm Willen und mit hohem Mut; und will also immer mehr aus meiner Seele heraustreiben, was Böses in ihr ist. Ich will das Böse, das in mir ist, sehr bedächtig ansehn und für sehr gefährlich halten, und ich will mit dem Bösen, das um mich ist, nicht liebäugeln. In dem Punkt, im Punkt des Bösen, will ich sehr vorsichtig sein, damit ich, trotz der Gefährlichkeit der Zeit, aus meinem Leben mache, was zu machen ist.

II.

Denn es kommt noch dazu: kurz ist die Lebenszeit. Das war das Zweite.

Es kann ja freilich eine ganze Reihe von Jahren so hingehen: Jahr dehnt sich an Jahr, wie beim gemütlichen Wandern ein weites Feld sich dehnt nach dem andern. Aber du weißt wohl: mancher brach plötzlich mitten auf dem weiten Feld zusammen, der es nimmer gedacht hatte; und mancher schlich noch eine Weile dahin und fiel dann in die Kniee. Der Jugend erscheint das Leben weit und breit, wie das end-

lose, wogende Meer; dem Greise erscheint es wie ein Strom, der es eilig hat, der Jugend und Kraft, Lachen und Weinen, Sorgen und Hoffnungen rasch mit sich trägt ins vergangene und vergessene Land hinein. Das Menschenleben ist lang, wenn man die einzelnen Tage zählt, — als zählte man die Blätter am Baum —; wenn aber alte Bekannte einander wiedersehn, dann schütteln sie den Kopf und sagen: „Wie laufen die Jahre"; wenn man sich aber noch höher stellt, stellt sich neben Gott und sieht von seiner Ewigkeit herab auf das Menschenleben, was ist es dann? Dann ist es wie eine Blume auf dem Feld; der Ostwind weht darüber hin, und sie ist verweht und vergangen . . Kurz ist die Zeit. „Darum benutze die Zeit", sagt der heilige Mann. „Die Zeit", sagt er, „ist wie ein großer Kaufladen, darin alles zu kaufen ist, was dem Menschenleben nützt und schadet. Geh' hin, sagt er, kurz ist der Markttag, kurz ist das Leben. Kommt und kauft, ehe der Laden geschlossen ist. Es kommt die Nacht, da niemand mehr kaufen kann."

Ich kannte einen jungen Mann, der war schwindsüchtig und wußte, daß er bald sterben würde. Da fing er an zu trinken, zu spielen, zu lachen, zu lieben und starb. Er wußte, daß die Zeit kurz war; da kaufte er die Zeit aus; er kaufte viel, sehr viel von dem, was die Zeit im Laden hat. So müssen wir es auch machen! Wir müssen kaufen und handeln. Aber wir müssen *bessere* Sachen kaufen, als dieser sich erstand.

Ich will sehr munter sein: klug will ich sein wie eine Schlange und flink wie ein Wiesel. Ich will meine Augen offen halten, mein ganzes Leben hindurch: wenn ich dann im Laden der Zeit etwas finde, was gut ist, gleich will ich es kaufen. Ich weiß wohl, was ich mir kaufen muß, ich weiß wohl, was gut ist. Seht: da fallen in dieser Woche, wie vom Himmel herunter, wunderschöne Tage, Spätherbsttage: rot das Laub, fahl die Felder, nahe und durchsichtig die

Ferne und darüber in kühler Klarheit die strahlende Sonne. Diese Tage will ich mir kaufen; ich will mich von Herzen über sie freuen. Es dauert nicht mehr lange, und mit Not und Sonne ist es vorbei. . . Seht: ich habe jetzt noch gesunde Glieder und im gesunden Leib gesunde Seele, und Frau und Kinder um mich. Wer weiß wie lange. Es war eine Mutter in unserm Dorf, die wurde krank. Die sagte zu mir: „Wie freue ich mich auf die Zeit, da meine Kinder groß sein werden.“ Ich wußte, daß sie sterben mußte und dachte: Es sollte sich jede Mutter im Lande freuen, solange kleine Kinder an ihren Knieen stehn. Freut euch der Tage, die da sind. Freut euch am trüben Tag über den kleinsten Sonnenblick. . Aber nun: von einer Sache sprach ich noch nicht. Die mußt du dir kaufen! Und wenn du alle andern Sachen liegen lassen müßtest: diese mußt du kaufen! Ja, wenn du alle andern guten Dinge darum wieder verkaufen müßtest! Du müßtest thun, wie jener Mann am Strand von Galiläa: er ging hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte die Perle, das Kleinod von unendlichem Wert. Das Himmelreich: ja, das will ich mir kaufen. Ich will nach allem Guten in der Welt trachten; wahrhaftig, das will ich; aber ich weiß wohl: Recht hatte der, welcher seinen Freunden den Rat gab: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes.“ Im Gottesreich, in Glauben und Liebe und Hoffnung: da liegt das Menschenglück. Danach zuerst die Hand gestreckt! Dann wirst du reich. Dann bekommst du auch die andern Güter, rund um dich, die Wert haben für die Seele.

So habe ich nun geredet über zwei Worte alter Menschenweisheit, über das eine Wort, traurig und klagend: „Wenig und böse ist die Zeit meiner Wallfahrt“; und über das andere Wort, klar und klingend: „Meine Zeit steht in deinen Händen.“ Amen.

Das rechte Lebenswerk.

(Abschiedspredigt.)

16. Sonntag nach Trinitatis. Evang. nach Matthäus 9, 35—38.

Liebe Christen! Mancher Pastor würde heute vielleicht versuchen, einen thränenreichen Abschied zu gewinnen, die ganze Kirche unter Wasser zu setzen. Es ist wirklich nicht schwer, wehmütige Erinnerungen hervorzurufen und durch ihre breite Ausmalung durchzusetzen, daß viele Augen feucht werden. Ich könnte vom Kirchgang am Weihnachtsabend reden und von schwerem Taufgang im Abenddunkel, und wie wir am Bett den Tisch deckten zum letzten Abendmahl . . Ich könnte von fröhlicher Taufstunde reden, und nachher haben wir das Kind begraben müssen . . Ich könnte dir auch etliches vorreden von älter werden und sterben müssen. Als ich dir vor zehn Jahren zum ersten Mal auf der Dorfstraße begegnete, da sahst du jünger und frischer aus. Du bist am Abnehmen. Sieh zu: Körper nimmt ab; Seele soll zunehmen . . Ich könnte sagen, daß es mir schwer wird fortzugehn wegen vieler lebenden, wackeren Männer und Frauen, mit denen ich nun zehn Jahre im gleichen Schritt und Tritt gegangen bin, und wegen vieler Toten, an deren Gräbern ich gern in stiller Stunde gestanden habe. Denn nicht allein am Grab meiner lieben Mutter habe ich gern gestanden, — und um mich standen Erinnerungen deutlich wie Menschen —; sondern auch an manchem andern Grab stand ich und sann über das Leben dessen, dessen Leib in guter Marscherde liegt. Es ist recht und klug, an Gräbern zu stehen; man hat da eine viel weitere Aussicht, als von dem höchsten Berg im Land . . . Aber ich will von diesen Dingen jetzt nicht weiter reden. Eine solche Abschiedspredigt, eine Abschiedspredigt mit Thränen, ist nicht nach meinem Geschmack. Was bedeuten Thränen? Es genügt eine Handbewegung, so sind sie weggewischt.

Ein andrer Pastor würde vielleicht die letzte Predigt be-

nutzen, um zwischen sich und der Gemeinde reinen Tisch zu machen. Dabei würde dem einen die Galle überlaufen. Die zehn Jahre seiner Amtsführung würden vor ihm stehn wie zehn verbitterte und grämliche Gesellen, die ihren Meister wegen Arbeit, Essen und Lohn verklagen. Der andre würde alles, was in den zehn Jahren sich zugetragen hat, auf einen Haufen zusammentragen und würde dann vorsichtig versuchen, den Haufen in zwei Teile zu teilen: hier mein Recht und Unrecht, dort euer Recht und Unrecht. Der dritte würde leichtfertig oder mit kluger Überlegung reden über das Wort: „Der Herr hat alles wohlgemacht. Ihm sei die Ehre, Amen." Aber solch eine Abschiedsrede, eine Abschiedsrede mit Urteilen, ist nicht nach meinem Geschmack. Solange der Donner noch grollt und der Nachthimmel noch weiß ist von Blitzen, soll man nicht sagen: „Das Wetter zog vorüber und hat keinen Schaden gethan; sei ruhig, meine Seele."

Dennoch soll eine Abschiedspredigt allerdings gehalten werden; nämlich die, welche einzig von rechter Art ist, diese: daß ich noch einmal, zum letzten Mal, vor euch hinstelle, so gut ich es verstehe, das Evangelium von Jesus Christ.

Ich lese die Stelle vor, welche im Evangelium nach Matthäus im 9. Kapitel steht.

Evang. nach Matthäus 9, 35—38.

Ich will reden von der rechten Lebenssache und will sagen I. des Heilands Sache und Treue, II. sei deine Sache und Treue.

I.

Liebe Christen . . Unser Heiland hat sein Volk sehr lieb gehabt; das könnt ihr euch denken. Er hatte es so heiß lieb, wie Luther und Bismarck ihr Volk lieb gehabt haben, die tapferen, herrlichen Männer.

Unser Heiland sah sein Volk in großer Not. Sowie auch Luther und Bismarck ihr Volk in großer Not sahen. So ein Volk ist wie eine Herde Schafe, die sind im Watt

von der Flut überrascht worden, und der Hirte ist nicht bei ihnen, und einige treiben schon, die andern suchen sich mühsam auf den Füßen zu halten, bäumen sich und drängen und wühlen durcheinander . . So ein Volk ist wie ein weites, schönes Weizenfeld, das ist reif zur Ernte, und es ist ein Ostwind aufgekommen, der weht von Montagmorgen sieben Tage lang: da schlagen die überreifen Ähren gegeneinander, und das edle Korn springt heraus und fällt auf die unfruchtbare Herbsterde. Und der Ostwind weht und weht, und der Bauer sitzt im Wirtshaus . . Es ist ein Jammer mit solch einem Volk. Welch' eine furchtbare Not! Ein ganzes großes Volk, Millionen Menschen, schlecht regiert, falsch geführt, verängstigt, die Dummheit im Flor, die Bösen im Glanze, alle andern ausgebeutet, die Guten und die Klugen voll Scham. Es hat zu jeder Zeit solche Völker gegeben, giebt auch heute solche. Unser Volk war so im Jammer, als Luther jung war, und wiederum als Bismarck jung war. Des Heilands Volk war so ein Volk im Jammer.

Unser Heiland hatte sein Volk sehr lieb. Er sagte, wie Luther und Bismarck sagten: „Was gehen mich die andern Völker an? Ich bin für niemand da", sagte er, „als nur für die Kinder meines Volkes." Er sagte zu seinen Freunden: „Zieht nicht auf der Heiden Straße und geht in keine Samariterstadt."

Unser Heiland, der tapfere Mann, sprang vor. Er sprang in das schwer-fließende Wasser und schwamm und arbeitete sich durch Schlick bis zur Herde und rettete, was zu retten war. Unser Heiland, der tapfere Mann, der wackere Bauer, vor dem großen Weizenfeld, er warf den Rock ab und fing an zu mähen und rief die Leute, die auf dem Weg vorübergingen: „Helft mir, daß gebunden und aufgestellt wird, was meine gute Sichel niederschlägt."

Er zog umher in allen Städten und Dörfern, steht hier, und versuchte, die Geister umzustimmen. Es ist ja klar, wenn in ein verdummtes, verwirrtes und verängstigtes Volk oder in

einen einzelnen Menschen ein anderer Geist hineinkommt, dann wird alles anders. So urteilt ihr selbst: Wenn ihr seht, daß ein Mensch sich ganz und gar verändert, so sagt ihr: „Es ist ein anderer Geist in ihn gefahren." Unser Heiland versuchte, einen andern Geist in die Menschen zu bringen. Er versuchte, einen hohen, mutigen, einen feurigen Geist in die Leute zu bringen. „Ich bin gekommen", sagte er, „Feuer auf die Erde zu werfen: Wie wollte ich, es brennte schon."

Die Leute waren von der ungerechten Regierung und durch sinnlose Steuern ganz verwirrt und mutlos; dazu in täglichen kleinen Sorgen vergrämt und versauert. Sie sagten: „Das Leben ist nichts als Not. Was kommt da für eine neue Not?" Da sagte er zu ihnen: „Gott ist unser lieber Vater. Habt Vertrauen zu ihm. Kostet nicht die Taube am Freitag auf dem Markt sechs Groschen? Und doch hat Gott ihr Nahrung und Kleidung gegeben, ohne ihr Sorgen, so lange sie lebte. Sollte er nicht mehr und noch viel Größeres an euch thun, die ihr der Stolz seiner Schöpfung seid?" . . . Die Leute waren in Ärgern und Hassen, Grämen und Schimpfen hineingekommen. Wenn der Heiland am frühen Morgen eine Dorfstraße entlang ging, hörte er, wie sie in den Stuben und Ställen mit harten Worten einander anfuhren. Da sagte er zu ihnen: „Weil ihr unfreundlich seid, ist euer Leben arm. Ändert euren Sinn, ändert ihn ganz und gar. Seid freundlich miteinander, lacht einander an: dann werdet ihr sehen, wie viel Glück ihr habt. Die Liebe ist das Land, wo Weizen und Blumen wachsen." . . . Die Leute gingen stumpf und dumm dem Tod entgegen, sowie im Herbst der Weizenhalm auf die Seite sinkt. Da sagte er zu ihnen: „Grab? Tod? Was ist Grab und Tod? Wer brachte das Gerücht auf, daß der Tod das Ende wäre? Wer weiß das? Ich glaube, daß alle, die Gott lieb haben, mit geschlossenen Augen wie im Traume, oder wie ängstliche Kinder durch einen hohen dunklen Baumgang, gehen werden in Gottes Land."

So sagte der Heiland. Und so, wie er sagte, lebte er auch. Da riß er viele mit sich fort. Ich sage euch: es gab ein Aufwachen im ganzen Land. In jenen Jahren hat mancher sich von den bittern Sorgen abgewandt; die frohe Botschaft: „Gott ist auf unsrer Seite!“ hat manchen wieder lachen gemacht. In jenen Jahren hat sich mancher die Spinnewehen aus den Augen gewischt und ist treu und fleißig geworden. In jenen Jahren hat mancher, dem das Herz hart und tot geworden war wie Graustein, wieder gelernt, daß das Glück im Leben ist: zu verstehn, zu vergeben und lieb zu sein.

Aber das Ganze des Volkes, die große Menge, hat der Heiland doch nicht mit sich fortreißen können. Die Menschheit als Volk, als Masse, ist schwerfällig, ist dickflüssig, wie Theer. Man kann nichts damit aufstellen. Selbst er, mit seiner gewaltigen Macht, hat nicht alle mit sich fortreißen können, lange nicht alle. Da, mit der brennenden Liebe in der Brust, mit der Liebe, von der Paulus sagt: sie hofft alles, sie duldet alles, kam er auf den Gedanken — merkte auch, daß es Gottes dunkler, schwerer Wille wäre — er kam auf den Gedanken, für seine Sache zu sterben. Er dachte, dann würde die ganze Menschheit, die ganze, große, schwere Menschenmasse, fortgerissen werden. So starb Huß auf dem Marktplatz von Konstanz, so starb Heinrich von Züpfen auf dem Feld vor Heide, so stirbt die Frau des Arbeiters an der vielen Arbeit und den vielen Mühen mit den Kindern. So starb unser Heiland. Er starb freiwillig. Er hielt es für richtig. Und richtig war es. O, es war so richtig, was du thatst. Denn wärst du nicht gestorben, so trauten wir dir nicht. Wir hier in dieser Gemeinde: was schierten wir uns um dich und deine Worte, wenn du nicht für diese Worte in den Tod gegangen wärst? Nun aber hast du mit deinem Leben und mit deinem Tod bewiesen, wie teuer dir deine Sache war, und hast ein Aufsehn gemacht in der ganzen Welt, und auch bei uns, das nicht aufhören wird; und hast ein Feuer angemacht,

das einen schönen, hellen Schein in jedes Menschenherz wirft, solange es ernste Menschen giebt.

II.

So stand es bei unserem Heiland mit der Sache und der Treue zur Sache. Nun wollen wir von unserem Leben reden. Das war das Zweite.

Liebe Christen. Jeder Mensch muß eine Lebenssache haben. Das Leben an und für sich, das Leben allein: das genügt nicht.

Freilich: den Schwalben und den Kindern, denen genügt das Leben allein. Sie leben, . . weiter thun sie nichts. Die Schwalben atmen, sie spielen und werben um Liebe, sie lieben und bauen ein Haus und arbeiten für die Kinder, und sterben, man weiß nicht wo: irgendwo auf der Fahrt in die Fremde in einer Meereswelle oder beim Trinken am Grabenrand. Selten sah man ein Schwalbengrab. . . Die Kinder: die sind wie die Schwalben. Wenn die schönen Herbsttage kommen, abends der Mond über weißen Wolken am Himmel steht: dann ziehn sie mit vollen runden Laternen die Dorfstraße entlang und ahmen den Mond nach, die Narren, und singen alte Lieder. Wenn der Winter kommt, wachen sie eines Morgens auf, finden den Graben blank von Eis, fangen an, es zu untersuchen, brechen ein, laufen darüber hin. Wenn es Frühling wird und das Erdreich trocken wird, graben sie in die graue Erde das erste Läuferloch.

Wenn man aber älter wird, dann ist es, als wenn die Seele anfängt, einen Hunger zu bekommen. Es kommt dann über jeden Menschen etwas von dem, was hier vom Heiland steht: „Und Jesus zog umher und . . .“ Der Mensch fängt an, etwas zu suchen. Seine Seele will etwas unternehmen und betreiben. Sie fliegt aus wie Noahs Taube und sucht für ihre Füße Grund und Land und Ruhe. Und nun kommt es darauf an, auf welchem Land die Seele sich niederläßt; es

kommt darauf an, welche Sache du zu deiner Lebenssache machst und giebst ihr Liebe und Treue.

Viele: das muß man sagen, suchen nicht allzulange. Ich möchte sagen: sie fallen, wie die Sperlinge ins erste beste Weizenfeld fallen. Viele verfallen auf Faulheit und ein wenig Vergnügen. Was soll man dazu sagen? Arme, unsterbliche Menschenseele, wie wirst du betrogen . . Viele verfallen in Leidenschaften. Die in Leidenschaften fallen, sind wie die jungen Pferde, welche in schwerer dunkler Gewitternacht sich gegenseitig in den Graben drängen und schlagen wild und kommen im Gedränge und im Wasser um. Andere verfallen in schwere Sorgen. Sie quälen sich damit ihr ganzes Leben lang. Sie sind des großen Gottes Narren: laufen neben seinem schweren, sichern Wagen her und rufen immerzu: „Anders mußt du fahren, ganz anders!" Leidenschaften und Sorgen: die füllen das Leben nicht aus . . Viele verfallen auf Arbeit. Respekt vor den Fleißigen! Heil dem Arbeiter, der seinen Spaten blank hält, und dem Landmann, der von der Morgenfrühe an mit scharfen Augen auf seinen Kram sieht, und der Hausfrau, welche immer treu um die Ihren sorgt. Heil denen, die nüchtern und fleißig sind, die den Arm ausrecken und sagen: „So ernähre ich Weib und Kinder". Ihr . . ihr seid ein nüchternes und arbeitsames Geschlecht. Ich . . ich rühme mich dessen gleicherweise. Arbeit, fleißige Arbeit: die kann ein Menschenleben beinahe ausfüllen. Doch nicht ganz. Nicht ganz. Das wißt ihr auch. Ihr kennt mehr als einen, ihr kennt sogar viele, die zwar fleißig sind und doch tief unglücklich.

Ich will nicht lange darüber reden; ich will euch nicht müde machen. Es ist nicht leicht, die rechte Lebenssache zu finden, die Sache, welche das Leben lebenswert macht. Es ist nicht einfach, die Frage zu beantworten: Seele, wo liegt dein Glück?

Wir stehen hier an dieser Stelle der Predigt wahrhaftig

auf heiligem Land. Wir stehen hier an der Stelle, welche der Heiland bezeichnete, als er davon redete, daß deine Seele einen Schaden nehmen könnte. Sie könnte ein Stück von der Welt gewinnen, sagte er; aber dabei Schaden nehmen. Wie hat er das so stark ausgedrückt, der heilige, treue Mann: „Sie könnte Schaden nehmen." Und was dann: was willst du mit einer beschädigten, verkrüppelten Seele? Eine Taube mit solchen Flügeln? Die fliegt nicht ins Himmelreich.

Das Richtige ist, man sieht sich um, ob irgendwo in der Welt einer ist, der es recht gemacht hat, ob irgendwo in der Welt einer ist, dem alles Gute und Reine und Tapfere und Stolze in der Seele zujubelt: „Ja, du, du hast das Leben richtig verstanden, hast richtig gelebt und bist richtig gestorben; die Kunst des Lebens, die schwere, an der die Menschen jämmerlich künsteln bis heute: du hast sie gehabt und geübt, bis zu deinem letzten Tag."

Und sehen wir uns um und laufen wir durch all die dichten Menschenscharen und suchen den Mann: so sehen wir schon, wie Millionen Menschen strahlende Augen gerichtet haben auf einen: der machte das Leben richtig.

So stand er, auf diesem Grund: Gott vertraute er ganz und gar. „Von dir," sagte er, „nehme ich Freudenbecher und Leidenskelch. Dein Wille geschehe: denn dein Wille ist gut." So ging er, diesen Weg: er war immer freundlich und hilfreich gegen seine Familie und kümmerte sich sehr um alle Menschennot.

Was sagst du? Ich glaube: genau so müssen wir es machen: auf dem Grund: „Gottvertrauen" müssen wir stehen; auf dem Weg „Liebe" müssen wir gehen. Und so wollen wir es nun immer halten, so gut wir können, und das soll unsre Lebenssache sein. Amen.

Von den tiefsten Dingen.

19. Sonntag nach Trin. — Brief an die Römer 8, 18—21.

Irgendwo in einer großen Stadt an einer Straßenecke stand ein kleiner Knabe und weinte. Als wir ihn fragten, wo er wohnte, wußte er es nicht. Als wir ihn fragten, wie er hieße, konnte er nur einen wunderlichen, undeutlichen Namen nennen, wohl den Namen, mit dem Vater und Mutter ihn riefen.

Wenn ein Engel vom Himmel dir begegnete, während du eines Tags auf der Dorfstraße gingest, und fragte dich, wo du wohnst, so könntest du oberflächlich sein und sagen: Da und da, nicht weit von Schule und Kirche. Und wenn er dich fragte, wie du heißt, so könntest du oberflächlich sein und könntest den Namen nennen, den wunderlichen, undeutlichen, den wir in das Taufbuch eingetragen haben. Aber du weißt: wenn die Boten Gottes, diese Boten, die in ewigen Schuhen stehn, mit den Menschen zu reden anfangen, dann fragen sie nach tiefern Dingen als nach Hausnummer und Taufnamen. Also sieht dich Gottes Bote noch einmal mit Augen an, klar wie Gottes Weisheit und tief wie Gottes Ewigkeit und fragt dich noch einmal, wo du wohnst und wie du heißt. Da fällt es dir plötzlich schwer auf die Seele: kurz und schmal ist das Land, in dem ich jetzt wohne. Wer weiß wie bald: dann muß ich reisen. Und dann: dann wohne ich . . wo wohne ich dann? Dann wohne ich wohl im finstern Grabe und bin ein Namenloser.

Ich stand einmal mit Kindern und Kindeskindern vor dem Bett einer alten Großmutter, die wollte sterben. Als es zu Ende ging, sah sie noch einmal auf und sah uns alle mit großen erstaunten Augen an und sagte leise, wie zu sich selber: „Lauter fremde Gesichter.“ Es war, als wenn die Sterbende schon einen andern fremden Wohnort bekommen hatte, dazu auch einen ganz andern Namen, und wir, ihre alten Be-

kannten, waren ihr Leute „von anderswoher“ und waren ihr Fremde.

Ich glaube, wir haben noch nicht unsere rechte Wohnung und wir wissen auch unsern wirklichen Namen noch nicht. Mir kommt es immer vor, als ob die Menschheit so im Laufen und Angst und Weinen wäre wie jener kleine Knabe und so verwirrt und verirrt wie die alte Frau, die im Sterben lag. Es ist mit uns allen noch nicht in Ordnung. Als wenn alles verkehrt gestellt, genannt, gerichtet wäre. Wenn doch einer käme, ein Engel oder ein hoher reiner Mensch, in welchem alles recht gerichtet, in welchem alles klar und wahr wäre! Und derselbe Engel oder Mensch träte zu uns, den Verkehrten und Verirrten, und redete uns Mut ein und sagte: er wüßte Richtung und Heimat; wüßte es ziemlich genau; wir sollten nur mit ihm gehn. Und wir: wir bissen die Zähne zusammen und gingen, wir Mühseligen und Unruhigen, also durchs Leben und selbst in den Tod, als Kinder, die verirrt waren und von einem guten Menschen nach Hause geführt wurden, und fürchteten uns nicht so sehr vor dem Grausen unterwegs und vor all den „fremden Gesichtern“.

Nun will ich eine Stelle aus dem Brief vorlesen, den Paulus einst an seine Freunde in Rom geschrieben hat. Es ist ein schweres und dunkles, schönes und tiefes Wort. Das wollt ihr nun mit kluger Andacht anhören.

Brief an die Römer 8, 18—21.

Ich will furchtsam und vorsichtig, wie ein kleines Kind, das mit zwei spitzen Fingern schüchtern in den Schmuckkasten seiner Mutter greift, reden von den tiefsten Dingen. I. Von Not und Tod. II. Von Hoffnung.

I.

Paulus und seine Zeit haben von der Geschichte der Schöpfung oder der Natur — wie man jetzt sagt — wenig gewußt. Erst in den letzten 200 Jahren hat man mit großen,

ja mit wunderbaren Erfolgen die Schöpfung erforscht. Aber merkwürdig ist das: Obgleich die Worte, die ich vorgelesen habe, also aus ganz wissenschaftsloser Zeit stammen, so könnten sie dennoch Wort für Wort auf das erste Blatt einer Naturgeschichte geschrieben werden, die in diesem Jahr verfaßt und gedruckt würde. Was Paulus hier von der Schöpfung sagt und was die heutige Wissenschaft von ihr sagt: ist ganz dasselbe. Nur der Ursprung des Gesagten ist verschieden: Paulus redet aus dem unbewußten Erkennen eines tiefen und klugen Menschen heraus; die heutige Wissenschaft verkündet das Ergebnis langer mühseliger und treuer Arbeit.

Paulus sagt: Die ganze Natur ist der Vergänglichkeit unterworfen. O ja: da hat Paulus ganz recht. Das ist jetzt klar erkannt. Denke nur an das Hinsinken der Blätter im Herbst, und wie die starken und stolzen Waldbäume in ihrer großen Kraft und ihrer festen Gesundheit einer nach dem andern unter den Axthieben fallen. Denke an das entsetzliche Sterben der Tiere, die sich gegenseitig töten oder von den Menschen vernichtet werden. Denke an den fürchterlichen Tod, den die Menschen sich gegenseitig auf den Schlachtfeldern bereiten.

Es werden an einem Sommertag am sonnigen Morgen im Wasser des See's viele Millionen kleiner Fliegen geboren. Die spielen und taumeln einen Tag lang in wonniger Lebensluft über dem Wasser in der Luft; am Abend fallen all die Tausende totmatt in die Wellen; die bekommen von den unzähligen treibenden Flügeln einen hellen Schein . . . Es steht da ein junger Wald mitten im blühenden Land, gepflegt von Sonne und warmem Wind: viele tausend schlanke junge Stämme, wie schmucke frische Knaben, die in Reih und Glied zum Turnen stehn. Da schwirren an einem Sommerabend unzählige grauweiße Motten auf, machen den Wald zu ihrem Reich, wandeln, kriechen und fliegen. Im Herbst sind alle die tausend jungen Stämme nichts als totes trocknes Holz; der

Herbstwind fährt durch ein Heer von klappernden, aufrechtstehenden Gerippen ... Es ist da eine große Stadt voll von kräftigem Menschengewühl. Zwei Millionen Menschen leben, laufen, lachen und weinen durcheinander; Wolken und Sterne wandern ruhevoll darüber hin. Achtzig Jahre später — was sind achtzig Jahre? — da sind diese zwei Millionen Menschen bis auf ein paar Hundert aus der Stadt herausgetragen, die Füße voran, und sind nach einer andern Stadt gezogen, die draußen auf dem Felde, aber unter der Erde gebaut ist. Paulus hat ganz recht mit dem, was er sagt: die ganze Schöpfung ist der Vergänglichkeit unterworfen.

Paulus sagt: „Die ganze Schöpfung seufzt und liegt in Wehen." O ja, da hat Paulus ganz recht. Das ist jetzt klar erkannt. Es geht ein mühseliges und quäliges Hinauf- und Hinausdrängen durch die ganze Schöpfung, von Anfang an ... Es lebten auf der Erde vor uralten Zeiten wunderbare Arten von Tieren, die einen winzig klein, andere von ungeheurer, klobiger Größe: sie sind ganz und gar ausgestorben; sie sind gestorben und nicht wieder auferstanden. Wir finden ihre Skelette in Gestein und Moor und in Schlamm eingekapselt und betrachten ihre wunderliche Seltsamkeit, und die Gelehrten machen sich schwere Gedanken darüber und sagen: Es ist, als wenn die ewige Kraft, die in der Schöpfung arbeitete, zu der Erkenntnis kam: diese deine Geschöpfe sind nicht richtig gemacht, oder: sie sind nun nicht mehr passend, du mußt sie vernichten und andre gebären. Da kamen andre hervor. Und also setzten sich das Stöhnen und die Wehen durch die vielen Jahrtausende fort ... Es scheint, daß die ewige Kraft im Anfang einige wenige Arten von Geschöpfen hervorbrachte, aus denen sich im Lauf unendlich vieler Jahre all das mannigfache Leben entwickelt hat, das die Erde so bunt macht. Und nun scheint es, daß die ewige Kraft einige Arten fort und fort entwickelte zu immer höheren Stufen der Schönheit und der Gaben, als wollte sie sagen: Du bist wert, daß

du die Sonne siehst; du sollst es noch weit bringen. Andre Lebensformen aber hielt die ewige Kraft nicht für geeignet oder würdig sich weiter zu entwickeln; sie blieben stehen, wo sie standen, in einem bedrückten, niedrigen, gequälten und verkrüppelten Dasein. Es giebt Pflanzenarten, welche ein Leben im Dunkel führen und unter „Seufzen", es giebt Tierarten, welche dazu verdammt sind, Geschlecht nach Geschlecht, festgehalten durch Gesetze, die härter sind als eiserne Ketten, dunkle wunderliche Wege zu gehn; es giebt Menschenraffen, welche die ewige Kraft auf der Stelle, wo sie geboren wurden, wieder versumpfen und sterben ließ, und andre, welche sie mühsam und quälig, da sie schon im Sterben schienen, zu einer neuen Blüte brachte, indem sie fremdes junges Volk mit ihm zusammen schweißte und also eine neue bessere Art gewann, sich einige Jahrhunderte weiter zu mühen, wie von Wehen zu Wehen.

Also steht es mit der Schöpfung. Wie wenn man ein großes fruchtbares Stück Land liegen läßt, ungepflügt und ungesät, und nun schießt auf, ein Jahr nach dem andern, immer neu, alles, was wachsen will, und vergeht wieder und schießt wieder auf, immer neu fruchtbar, immer neu gebärend, immer in Wehen. Und es ist also, als wenn die Erde, dieser sogenannte Garten Gottes, keinen Heger und keinen Pfleger hat. Wahrhaftig: so mag es uns in trüber Stunde erscheinen: von Gott und dem Guten ist die Welt verlassen.

Und von Gott und dem Guten ist auch mein armes Leben verlassen. Fürwahr: so mag es mir wohl scheinen. Der großen harten Schöpfung, der großen grimmigen Welt bin ich vermacht und verklammert. Wie war das Leben meiner Eltern? Mühe und Arbeit war es; sonst nicht viel. Was ist mein Leben? Mühe und Arbeit; sonst nicht viel. Wie wird das Leben meiner Kinder sein? Mühe und Arbeit; sonst nicht viel. Und zuletzt deckt sich über mich und meiner Kinder Leben und über das Leben meines Volkes und meiner

Rasse, und einst wohl über das Leben dieser ganzen Erde eine weiße, tote Decke von Schnee. Wie die ewige Kraft einst die Biene im Garten verwarf, daß sie bedrückt weiter leben muß, und den Stichling im Teich: so wird sie einst mich und mein Volk und einst das ganze Geschlecht der Menschen zum alten Eisen werfen. Sie wird sich an neuen Arten und Formen freuen und uns vergessen und uns nicht bedauern . . Wohlan, so scheint es. Und nun? Wer wagt es, mit Aussicht auf einen solchen Totenacker, noch eine Hoffnung zu haben?

II.

Das wagen wir. Wir Christen, wir wagen es. Sonst niemand. Aber wir wagen es. Ich habe genug von Not und Tod geredet. Ich will nun reden von Hoffnung. Das war das Zweite.

Paulus sagt hier: Die Schöpfung ist gefangen, gebunden, in die Kniee geknebelt. Aber — sagt er — sie soll frei werden. Er behauptet: Es geht in der Schöpfung ein geheimer, gewaltiger Prozeß vor, ein Prozeß der Befreiung. Da hat Paulus ganz recht. Die Gelehrten sagen dasselbe. Die Meister der Naturgeschichte sagen, daß es in der That im Anfang „wüst und leer" gewesen sei, daß erst allmählich schönere und freiere Körper, Formen und Arten entstanden seien. Die Meister der Weltgeschichte sagen, daß der Geist der Menschen im Anfang unfähig gewesen ist, unter den Menschen Zusammengliederung und Ordnung herbeizuführen; es war im Anfang jeder im Krieg, eine babylonische Verwirrung; aber allmählich, sowie Krystalle sich aneinandersetzen, bildete der menschliche Geist Familie, Gemeinden, Staaten. Die Meister der Religionsgeschichte sagen, daß die Seelen der Menschen im Anfang mit schreckhaften Einbildungen erfüllt waren und ihr selbst habt von dem Irren und den Ängsten der jetzigen Heiden gehört; aber sie zeigen in gelehrten, klugen

Büchern, wie die Menschheit allmählich und langsam aus der dunkeln Wirrnis herauskam, sowie ein Mensch sich durch finstern, hohen Tannenwald und durch dichtes, wirres Unterholz zum sonnigen Waldrand hindurch arbeitet . . . Also lehrt die Wissenschaft, wie die gleichsam am Boden liegende Schöpfung dabei ist, sich langsam aus den Ketten herauszuwinden und sich aufzurichten, und versucht, frei zu werden.

Aber Paulus geht weiter. Er verläßt das Gebiet des sinnlichen Erkennens und steigt in das Gebiet des Glaubens hinauf. Er begnügt sich nicht zu sagen, was die Wissenschaft sagt: die Schöpfung wird freier und freier; sondern, indem er, nach Dichterweise, die Schöpfung als ein einzelnes gewaltiges Leben anschaut, redet er in einem schönen, starken Bilde von dem Harren und dem Sehnen der Schöpfung. Sowie ein Kind sich aus dem dunkeln Hause auf die dunkle Dorfstraße hinaus wagt, der Mutter entgegen zu gehn, die vom Kaufmann heimkommen soll, und nun bange auf der stillen, dunklen Straße steht und horcht und harrt, ob es den Schritt der Mutter höre, und es hört nichts als das Klopfen des Herzens: so, sagt Paulus, wartet und harrt die Schöpfung, und ihr klopft das Herz. Sie wartet und harrt auf etwas Großes und Wunderbares. Die ewig junge Mutter Natur steht unterm Baum an der stillen Straße und seufzt leise, sagt Paulus, und harrt und harrt. Die Gräser auf dem Felde, sagt er, und die Tiere, die in der Nacht auf den Weiden gehn, und die Menschen alle, sagt er, stehn und heben die Köpfe und lauschen. Horch! Was war das? Habt ihr es gehört? Es kommt das Große. Es kommt das Wunder! . . Was soll denn kommen? Was steht und harrt und starrt die junge Mutter? Was ist, schöne, trauernde Mutter, deine Hoffnung?

Durch Menschenmund redet die Mutter Natur am deutlichsten. Durch den Mund der Dichter und Denker. Horch! Die Dichter und Denker reden von uralten Zeiten her von

einer Hoffnung. Die Steine von Babylon, die man ausgrub, und die uralten Weisheitssprüche Indiens sprechen von dieser Hoffnung. Sokrates und Plato, die Weisen Griechenlands, wanderten mit ihren Schülern den schönen Baumgang entlang, redeten und sahen die Zukunft im Lichte. Die großen Geister des jüdischen Volkes sahen mit großen Augen in fernes, schönes Land, redeten zu ihren Volksgenossen von einer neuen Erde und einem neuen Himmel. Danach kam der Heiland. Was hat er für seine Lebensaufgabe gehalten? „Feuer soll auf die Erde fliegen. Hell und warm soll sie werden."

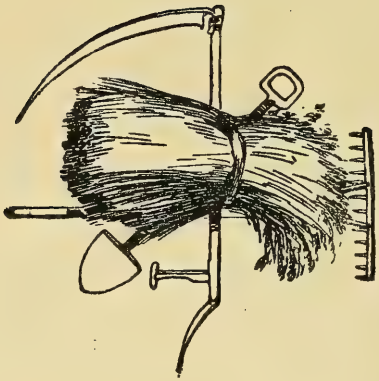
Der Heiland starb. Paulus wurde von des Heilands Leben und Sterben ergriffen. Das Harren und Hoffen der Kreatur war in diesem Paulus Feuer und Lohe geworden. „Freut euch", sagte er zu seinen Freunden, und es blitzten seine tiefen Augen. „Freut euch: der Herr ist nahe." „Horch", sagte er. „Ich höre von ferne den Ton einer starken Posaune. Gott kommt. Nahe ist der große Tag, der all das Harren erfüllt." Er fuhr aus dem Schlaf auf in der Nacht: „Hört ihr den Lärm auf der Gasse? Der Herr kommt. Und wenn er kommt, kommt er zuerst zu uns, die wir ihn so lieb haben, die wir schon Licht von seinem Lichte in uns tragen. Er wird uns wandeln zu herrlichen Gotteskindern." Und, von Mitleid und heißer Liebe fortgerissen, sah er nicht allein die Menschen, sondern die ganze Natur, bis zu den Gräsern auf dem Felde, befreit von Ketten und allem Jammer, verwandelt, aufatmend: neu die Erde und neu der Himmel.

Seht ihr: Und so wie in allen diesen, die in alten Tagen lebten, so hat auch weiterhin, in den Besten in der Welt, bis auf unsre Tage, immer dieselbe große Hoffnung gelebt. Es giebt viele bekannte Namen in der Vergangenheit unsres Volkes, Gelehrte und Dichter und Staatsmänner; aber nur diejenigen unter ihnen erscheinen uns als hochgemute Gestalten, schimmern im echten, warmen Glanz, welche die Gottes-

gabe großer Hoffnung im Herzen und in den Augen trugen. Zur „Größe" hat unter uns Deutschen immer das gehört: daß einer ein Idealist war, d. h. um Dinge auf den Plan trat, welche man nicht sieht und doch glaubt. Und es ist kein ernster Mensch im Land, dessen Seele nicht spähende Augen und tastende Hände in das Dunkel ausstreckt, das vor uns liegt, und den Lichtschimmer einer Hoffnung in der Ferne sieht. Ich kann mir keinen Gelehrten denken, der sich nicht oft mit fröhlichem Lächeln bewußt wird, daß unser Wissen Stückwerk ist, und mit sinnenden Augen an die Zeit denkt, da „das Stückwerk aufhören wird." Ich kann mir keinen Patrioten denken, der nicht zuweilen, des Haders müde, mit fröhlichem Herzen an die Zeit denkt, da es heißen wird: „all' Fehd' hat nun ein Ende." Ich kann mir keinen Mann denken, mitten in des Lebens Mühsal mutig, und keine Mutter, tapfer unter lebenden und toten Kindern, die nicht dieselbe Meinung hat, die Paulus hier ausspricht: „Ich halte dafür", sagt er, „daß die Leiden der Gegenwart nichts wert sind gegen die Herrlichkeit, die sich künftig an uns offenbaren soll."

Ich weiß wohl: was ich hier zuletzt dargelegt habe, das ist nicht wissenschaftlich Erkennen; sondern es ist eine Hoffnung. Du sollst aber immer bedenken: drängst du dich zu dieser Hoffnung, so drängst du dich zu denen, welche der Stolz der Menschheit gewesen sind; du drängst dich dahin, wo der Heiland steht und die Edelsten in deinem Volk. Dieweil es einem wachen und klugen Menschen unmöglich ist, gegenüber den tiefsten Dingen gleichgültig zu sein — es bleibt nur die Wahl, zu fürchten oder zu hoffen —: so hoffe. Ich, wenigstens, hoffe immer. Einst, wenn die Stunde da ist, da alle diese, welche jetzt um mich stehn und mit mir gehn, mir erscheinen werden als „lauter fremde Gesichter", dann werden mir Gestalten erscheinen von andrer Art, heilige Augen werden winken, reine Hände werden heben und tragen . . und tragen mich

zu einem andern Strand, in ein neues Land, und lassen mich schauen in die tiefsten Dinge. Amen.



DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

BX8066.F7D6 1910
CLAPP
3 5002 00109 5871
Frenssen, Gustav
Dorfpredigten /

BX
8066
F7D6

AUTHOR
Frenssen. 77133
TITLE
Dorfpredigten.

DATE DUE	BORROWER'S NAME

BX
8066
F7D6 77133